

Wiedergekäutes": Ein Galerienbesucher in Mitte sprach es gerade aus. Vor dem unendlich oft umfunktionierten und uminterpretierten schwarzen Quadrat kommt einem nicht viel anderes in den Sinn. Das Malewitsch-Zitat, Teil eines Triptychons, das das Scheitern der Moderne an ihren ideologischen Verstrickungen versinnbildlichen soll, hängt in der Galerie Mathias Kampl neben einer umgedrehten, grau bemalten Leinwand. Komplettiert wird das Ensemble durch eine schwarzumwölkte Ansicht von Hitlers Arbeitszimmer. Die Moderne, so verkündet der Maler Heribert Ottersbach in einer Erläuterungsschrift, sei wegen ihres universalistischen (sprich: totalitaristischen) Anspruchs mitschuldig geworden an den Massengräbern des Jahrhunderts. Sie habe den Menschen Freiheit versprochen, nicht anders als die Spruchbänder über dem Eingangstor der Konzentrationslager. Ottersbachs Beitrag zur Diskussion über Moderne, Postmoderne und Zweite Moderne - als hinge sie nicht allen schon zum Halse heraus - ergänzt ein Plakat, auf dem derart tiefsinnige Sätze zu lesen sind wie: "Moderne und Arbeit macht einsam" oder "Moderne und Arbeit macht frei". Moderne und Ottersbach macht Beine, möchte man hinzufügen, denkt man an die Künstler, die von den Nationalsozialisten verfolgt und ermordet wurden. Schon viele Künstler sind an solchem Anspruch auf Weltdeutung und Geschichtsschreibung gescheitert. Um so besser, wenn sie sich auf das Kleine und Eigene beschränken. Um so schöner, wenn sie andeuten statt zu verkünden. Solche wohlthuende Bescheidenheit findet sich in den Arbeiten von Mirjam Kuitenbrouwer, Anthony Haughey und Romana Scheffknecht. Fenster, Auge, Haus, Kamera sind die Dinge, aus denen die Niederländerin Mirjam Kuitenbrouwer Reflexionen über Raum und Wahrnehmung entwickelt. Aus Zahnbürstenhüllen hat sie ein Schachtelhaus wie einen durchsichtigen Ameisenhaufen gebastelt, mit winzigen Puppenhausfenstern perforiert und in der Galerie Wohnmaschine an die Wand gehängt. "Vereinte Aussichten" heißt das Werk - das Licht fällt in die zahllosen Plastikwürfel ein, um gebrochen und in alle Richtungen weitergeleitet zu werden. "Da Fenster das Licht in einen Raum leiten, machen sie diesen Raum erst wahrnehmbar", schrieb die Künstlerin 1993. "Ohne Licht oder Öffnungen kann ein Raum für die visuelle Wahrnehmung nicht existieren." Weil vom Licht unsere Wahrnehmung der Umwelt abhängt, untersucht sie dessen Wege mit der Akribie eines Empirikers. Zur Versuchsanordnung dienen ihr gleißende, geomorphe Gipskörper und

Hülsen von Polaroidkameras. Darin, im dunkeln, spannt sie Fäden, um die Strecken und Reflexionen der Lichtstrahlen nachzuzeichnen. Es sind auch die Wege, die unsere Blicke zurücklegen, wenn sie einen Raum erkunden. Die Bezüge, die Mirjam Kuitenbrouwer dadurch sichtbar macht, sind metaphorisch übertragbar. Aber mehr als ein Zeichen gibt sie dem Betrachter nicht, der Titel "Das Haus der Qualen" ist der einzige Hinweis in diesem Assoziationsspiel. Künstler sind "Zeichengeber, sonst nichts". Kriegszeichen in einem Grenzraum hat sich Anthony Haughey vorgenommen, der in der Galerie Bodo Niemann Fotoarbeiten ausstellt. "Disputed Territory" ist ein Streifen umkämpftes Niemandsland zwischen der Republik Irland und Nordirland. Haugheys Aufnahmen dokumentieren die Zeit des Waffenstillstands zwischen Katholiken und Protestanten. Es sind Landschaftsbilder ohne Ruhe und ohne Pathos. Die Schärfereinstellung der Kamera hebt Details hervor, die keine Beschaulichkeit zulassen. Verstörende Zeichen: lichtblitzartige Planktonbläschen zwischen den Wellenkämmen, ein gerissenes Drahtseil, eine Blechtonne. Nichts geschieht, die Zeit steht. Nur die Wahrnehmung schreitet voran, die Sicht verändert sich. Eine gegensätzliche Erfahrung gewährt eine Video-Installation von Romana Scheffknecht in der Galerie Fricke. Während die auf eine Wand und einen schwarzen Spiegel projizierten Zahlen das Fortschreiten der Zeit wie im Countdown rückwärts skandieren, wird die Zeitwahrnehmung des Zuschauers angehalten und auf die erlösende Null gelenkt. Dann erscheint sie, paradoxes Lebenszeichen, im Spiegel, dessen Schwärze eine unergründliche Tiefe suggeriert. Dort fängt die Zeit an, das Leben, das erlebte. Berlin (BLN) Kunst Ausstellungs-Rezension

Feuilleton

Der Heilige in der Bibliothek Marino Zorzi spricht in der FU über die Geschichte der Biblioteca Marciana in Venedig

Von Aureliana Sorrento

Sein Gesicht ist bekannt, der Mann aber weniger. Carpaccio, sagen einige, hat ihn als Modell für seinen "Heiligen Hieronymus im Studio" verwendet, den robenumwandeten langbärtigen Gelehrten in seiner Bibliothek. Wenn es so ist, wie kunstbeflissene Gerüchteköche meinen, dann hat der Künstler den Kardinal Bessarione mit seinen Meriten porträtiert - und sogleich heilig gesprochen. Die Bücher, die ihn umgeben, wären dann die selben Bände, die er zeitlebens gesammelt und schließlich dem venezianischen Staat vermacht hat. Sie stellen die älteste Sammlung an altgriechischen Codices dar, ohne die kein Philologe auskommen kann, und gehören zum Urbestand der ältesten öffentlichen Bibliothek der Neuzeit, der Biblioteca Marciana in Venedig.

Die Geschichte der Biblioteca Marciana war Thema eines Vortrags, den ihr Direktor Marino Zorzi auf Einladung des Italienzentrums der Freien Universität und des Italienischen Kulturinstituts Berlin gehalten hat. Die Entstehung der Bibliothek, sagte Zorzi, hat mit dem Zerfall des byzantinischen Kaiserreichs zu tun und mit den Bestrebungen des Kardinals Bessarione, dessen Kulturerbe zu erhalten. Bessarione, einer der einfluß- und geistreichsten Persönlichkeiten am Hofe Konstantinopels, war Gelehrter und Diplomat. Als Gelehrtem lag ihm die griechische Kultur und besonders die platonische Philosophie am Herzen. Als Diplomat bemühte er sich um eine Versöhnung zwischen Orthodoxen und Katholiken. Denn nur ein gemeinsamer Kreuzzug aller christlichen Staaten hätte das byzantinische Reich vor den Türken retten können, und eine solche Armee war ohne den Papst nicht zusammenzubekommen. 1439 gehörte Bessarione der byzantinischen Legation an, die bei dem ökumenischen Konzil in Ferrara die Union der zwei Kirchen mit einem Pakt besiegeln sollte. Der Vertrag wurde zwar unterschrieben, der politische Erfolg blieb jedoch aus: Die Griechen in Konstantinopel lehnten die Union ab.

Bessarione, enttäuscht, ließ sich in Rom nieder, wo ihn Papst Eugenio IV. zum Kardinal ernannte, und bemühte sich weiterhin darum, einen Kreuzzug zu organisieren. Als ihn 1453 die Nachricht erreichte, daß die Türken Konstantinopel erobert und etliche Bibliotheken zertrümmert hatten, witterte er die Gefahr, die griechische Kultur könne ausgelöscht werden. Seine Sorge war es fortan, eine Bibliothek für seine jetzt heimatlosen Landsleute zusammenzustellen, in der das philosophische und künstlerische Wissen Altgriechenlands verwahrt würde. Zum Standort seiner Büchersammlung wählte er Venedig. Dazu veranlaßte ihn zunächst die an den Kuppeln, an der Architektur der Stadt erkennbare Affinität der Stadt zur byzantinischen Welt, dann die

politische Rolle, die Bessarione der Republik zuschrieb: Venedig sollte das Erbe von Byzanz übernehmen und zum Bollwerk des Christentums gegen die Türken werden. 1468 vermachte der Kardinal seine griechischen Codices dem venezianischen Staat. In der Schenkungsurkunde verfügte er, daß die Bände allen zugänglich, nie veräußert und am Markusplatz untergebracht werden sollten. 1 024 Bände kamen bis 1474 nach Venedig. Fürs erste wurden sie in einer Kammer des Palazzo Ducale verstaut; erst später fand die kostbare Sammlung einen angemessenen Platz: den von Sansovino gebauten Palast an der Piazzetta, wo sich die alten Codices heute noch befinden.

Berlin (BLN) Italien (I) Medien Bericht Historisches

aus **Berliner Zeitung** vom 04.02.1999

Feuilleton

Drei Männer mit einem Bein Ein Festival zeigt neue Filme und restaurierte Klassiker aus Italien

Von Aureliana Sorrento

Auch wenn in Deutschland davon wenig zu spüren ist: Der italienische Film hat in den letzten Jahren so etwas wie einen Produktionsboom erlebt. Das war natürlich der Sympathie höherer Stellen zu verdanken. Ex-Kulturminister Walter Veltroni gewährte Italiens Filmemachern Fördergelder, die ihnen zwar dem Gesetz nach auch früher zugestanden hätten, aber eben nur "nach dem Gesetz", was auf Italienisch "auf dem Papier" heißt. In deutschen Kinosälen machen italienische Produktionen nur ein Prozent des Angebots aus. Denn italienische Filme haben, wie europäische Filme überhaupt, bekanntlich Schwierigkeiten, über die Grenzen der Heimat hinaus zu gelangen. Da meinte das italienische Kulturministerium zu Recht, dem heimischen Kino noch einmal helfen zu müssen. Auf Geheiß von Veltronis Nachfolgerin Giovanna Melandri wurde kürzlich zur Auslands-Promotion eine "Agentur für die Förderung des italienischen Kinos" gegründet. Zum Auftakt ihrer Tätigkeit hat die ministerielle Agentur mit der Berliner "european media agency" ein kleines Festival auf die Beine gestellt. Bis zum 9. Februar werden neue Produktionen und einige restaurierte Klassiker im Filmkunst 66 und in den Hackeschen Höfen gezeigt. "Teatro di Guerra" von Mario Martone, "L' albero delle pere" von Francesca Archibugi, Marco Risis "L' ultimo capodanno" und "Del perduto amore" von Michele Placido stehen für jenen Typ Film, der sich wieder an zeitgeschichtliche Themen heranwagt, ohne gleich das Komödienhafte herauszufiletieren. Da aber die Italiener gerade im Genre "Komödie" geübte Meister sind, haben die Organisatoren auch den vorletzten Film des Komikertrios Aldo, Giovanni e Giacomo hergeholt, "Tre uomini e una gamba". Die drei Männer füllen seit zwei Jahren Italiens Kinosäle. Ob die Melange aus südländischem Humor, filmgeschichtlicher Travestie und bitterem Realismus dem deutschen Publikum genauso zusagt? In diesem Fall dürften nationaltypische Geschmäcker keine Rolle spielen. Italiafilm in den Kinos Filmkunst 66 und Hackesche Höfe, 4.-9. Februar. Berlin (BLN) Italien (I) Film Film-Rezension Vorbericht

Gehorsam auf italienisch

DEBATTE

Von Aureliana Sorrento

Pierangelo Schiera schwingt den Arm elegant nach hinten und erklärt: In den vielen Jahren, die er in Deutschland verbracht habe, sei ihm die Bedeutung des Wortes "Vergangenheitsbewältigung" nicht ersichtlich geworden. Das Wort scheine ihm doch "zu hart". Wenn man es überhaupt nicht vermeiden könne, sagt der Leiter des italienischen Kulturinstituts, dann sollten sich die Italiener an die eigene Nase fassen. Als Ausdruck dieser Zerknirschungsbereitschaft war die Podiumsdiskussion über die Lage der Juden unter dem Faschismus gedacht, zu der das Institut eingeladen hatte. Der Diskussion folgte am Donnerstag ein Vortrag von Meier Michaelis aus Jerusalem in der FU. Statt des Mitschuldeingeständnisses lieferten beide Veranstaltungen eher eine Antwort auf die Frage, warum das deutsche Wort "Vergangenheitsbewältigung" in einen italienischen Professorenkopf nicht so richtig passen will. Eine Judenfrage, darüber waren sich die Referenten einig, gab es zur Zeit des faschistischen Putsches in Italien nicht. Der Antisemitismus war wenig verbreitet. Die italienische Bevölkerung brachte den Juden sogar Sympathie entgegen, 50 Prozent Mischehen zeugten von Assimilation. Auf das Fehlen antisemitischer Ressentiments und auf die fast vollkommene Integration italienischer Juden führte Giuliana Wetzel die außergewöhnliche italienische Hilfsbereitschaft gegenüber Juden zurück. Italiener setzten ihr Leben aufs Spiel, um Juden zu verstecken. So konnte die Hälfte der italienischen Juden die deutsche Besetzung überleben. Auch verweigerten italienische Behörden die Auslieferung der Juden an die Deutschen. Nur am Rande der Diskussion sikkerte durch, daß italienische (faschistische) Generäle in den italienischen Besatzungszonen Juden vor den SS-Kommandos schützten. Dies zu sagen, schien offenbar überflüssig. Die jüdische Emigration in das faschistische Italien ist ein ausreichend paradoxes Phänomen, um die Aufmerksamkeit der Hörerschaft zu fesseln. Eingeweihten und Laien teilte Klaus Voigt mit, daß etwa 20 000 Juden aus den nationalsozialistischen Gebieten zwischen 1938 und 1945 nach Italien auswanderten. Die liberale Ausländergesetzgebung des faschistischen Regimes erleichterte ihnen die Einreise, und auch nach dem Erlass der Rassengesetze 1938 war die Lage der Juden in Italien in vieler Hinsicht besser als in anderen europäischen Ländern. Die faschistischen Behörden erlaubten aus wirtschaftlichen Gründen die Transitbewegung über italienische Häfen; das Dekret vom 7. September 1938, das ausländischen Juden die Niederlassung in Italien untersagte, wurde von

den zuständigen Behörden kaum beachtet. An dieser Stelle seines Vortrags kam zum ersten Mal die italienische Neigung zur Geltung, Befehle nicht auszuführen und Verbote lächelnd zu übergehen - ein Aspekt, der in der italienischen Judenpolitik unschätzbare Auswirkungen hatte, der aber an beiden Tagen eher verschwiegen als hervorgehoben wurde. Mussolinis scheinbarem, in seiner Politik erst 1938 aufgetretenen Antisemitismus widmete Meier Michaelis seine rhetorisch ausgefeilten Beiträge. Mussolini sei kein Antisemit, sondern ein Opportunist gewesen, lautete seine These. Zum Beweis führte Michaelis die Worte des Duce an: "Die Rasse. Ich lache darüber. Es gibt aber eine Staatsräson, der ich gehorchen muß." Für seine Expansionspolitik brauchte Mussolini Hitlers Unterstützung: Dies sei seine Staatsräson gewesen. "Hitler hat keinen direkten Druck auf Mussolini ausgeübt", betonte Michaelis, "ohne Hitler wäre aber Mussolini nie Antisemit geworden." Nicht nur, weil eine Jüdin seine Geliebte gewesen war. Der Duce bedachte den internationalen Judaismus mit großem Respekt. Bis Februar 1938 hatte er immer wieder beteuert, nichts gegen die Juden unternehmen zu wollen. Es seien außenpolitische Erwägungen gewesen, so Michaelis, die Mussolini zu der in seiner Laufbahn gar nicht so unüblichen Kehrtwendung führten. Michaelis gab dennoch zu bedenken, daß Hitler ohne Mussolini nie an die Macht gekommen wäre - wie der "Führer" oft den Gegnern des Bündnisses mit Italien vorhielt. Der Nationalsozialismus habe nur mit äußerster Kohärenz zu Ende geführt, was der Faschismus angefangen hatte. Und man kann schließlich den Italienern nicht zugute halten, daß sie auch das Wort "Kohärenz" nicht für voll nähmen. Italien (I) Deutsches Reich (D) Bevölkerung Analyse Historisches Rezension

aus **Berliner Zeitung** vom 09.02.1999

Feuilleton

Brösel des Glücks

THEATER

Von Aureliana Sorrento

Von ihrem Traum vom Glück sind diesen Menschen nur Brosamen geblieben. Menschen? Eigentlich hat Regisseur Jörg Giese einen Karren voller Fastnachtsgesichter auf die Studiobühne Mitte ausgekippt. Das Klischee klebt so üppig und fett an deren Haut, daß man lange schaben muß. Daran ist nicht nur der Regisseur schuld, das Stück "Hinter Mozambique" des Kanadiers George F. Walker ist aus dem Schmierstoff des Trivialkinos geleiimt. Nur selten kommt das Menschliche ohne Schaden davon. Vorbildgemäß stakst der naziverdächtige verrückte Arzt Rocco (Sven Falkenrath) mit Leichen auf dem Buckel und irrem Blick daher. Ehefrau Olga (Christin Heinrichs) steigert sich mangels besserer Alternativen in literarische Welten und Grande-Dame-Attitüden hinein, träumt den Traum der "Drei Schwestern"-Olga von Moskau zu Ende. Gar eine Pornodiva (Jule Koch) tritt grätschbeinig auf, wipelt, stöckelt und seufzt sich einer Rita-Hayworth-Karriere entgegen - und das mitten im Dschungel, von Wilden umgeben und dumpfen Trommeln bedröhnt. TV-Satire beim Mummenschanz? Zerrbilder des Medienzeitalters? Meistens. Manchmal aber gelingt es den Schauspielern, den Figuren die dick aufgetragenen Konturen abzuschminken, und deren bescheidenes Geltungsbedürfnis scheint durch. Nächste Vorstellungen: 9., 20., 21. Februar, Studiobühne Mitte Berlin (BLN) Theater Theater-Rezension

aus **Berliner Zeitung** vom 23.02.1999

Feuilleton

Bekanntnis zum Dekorativen Robert Metzkes Ton-Skulpturen in der Galerie Berlin

Von Aureliana Sorrento

Colombina lugt hinter dem Vorhang hervor und macht erhobenen Hauptes einen Knicks. Harlekin tritt eselreitend mit vorgestrecktem Wanst und bedachter Lässigkeit auf, grimassiert dabei so garstig, daß man ihn für eine chinesische Drachenmaske halten könnte. Hingegen schmeicheln sich Colombina die Zweite, Pulcinella und der Artist mit einer graziösen Schlagseite beim Publikum ein. Alles glatt theatralisch, wie es sich für das Personal der Commedia dell'arte gehört, alles komisch, alles traut. Auf den zweiten Blick erkennt man die Normwidrigkeit: Der Künstler hat seinen Stegreifartisten, die er in der Galerie Berlin über die Rampe schickt, klobige, massige Formen verliehen. Robert Metzkes formte seine kniehohen Standbilder aus zusammengefüigten Tonplatten und Tonstangen. Auf diese Art kann man schwer Feinheiten ausarbeiten, vorausgesetzt, man möchte es überhaupt. Das ist gottlob nicht der Fall. Wären sie staubfrei poliert und detailgetreu modelliert, würden Metzkes' bemalte, braun- und blautuchige Terrakotten im Kitsch versinken. Das Schrundige, Ungeschliffene ist der Versuch, dem zu entgehen. Robert Metzkes ist kein Neuerer. Die Motive, die er dreidimensional verarbeitet, hat er mehrfach dem malerischen Repertoire seines Vaters Harald Metzkes entnommen. Metzkes-Senior ist dem Realismus treu geblieben. Auch Metzkes-Junior bemüht sich um dessen Bewahrung - mit kunsthandwerklichen Mitteln. Kein Generationenkonflikt zwischen den beiden - aber eine spürbare Distanz. Deutlich wird sie an ihren Janus-Darstellungen. Harald Metzkes hat einen Januskopf auf ockergelbem leeren Fond gemalt. Trotz seiner scheinbaren Abbildhaftigkeit läßt das Gemälde den Betrachtern Falltüren offen, wodurch sie zu einem verborgenen Hintersinn vordringen können (allerdings hat der Künstler jede Doppelbödigkeit seiner Arbeit immer bestritten). Vor der Janus-Tonfigur Robert Metzkes' stellt sich dagegen die klassische Frage auf: Was will der Künstler sagen? Robert Metzkes hat sich längst zum Dekorativen bekannt. Es dürfte ihn deshalb nicht stören, daß seine Plastiken das Gefällige nicht hinter sich lassen können. Immerhin: Seine bronzenen Frauengestalten, die jetzt ebenfalls in der Galerie Berlin stehen, besitzen jene Anmut, woran die an zuviel Konzeptkunst angetrockneten Augen sich laben können. Die bemalten Terrakotta-Büsten mit ihrem hellen Teint, ihren weinroten Lippen, koketten Gesten, regelmäßigen Zügen, locken einem beglückte Blicke ab, wie sie sonst schönen Frauen zuteil werden. Auf der Rauhschale des unglasierten Tons schimmern die erdigen und pastellenen Farben fleckend herauf wie in einem impressionistischen

Gemälde. Eine schlichte Kunst, fern von Theoriegebäuden, eine Kunst, welche die altbewährte Schönheit auf den Schild hebt, die sich manche wieder herbeiträumen. Galerie Berlin: Robert Metzkes "Via del Corso", Friedrichstraße 231, bis 31.3. Di-Fr 11-18/Sa 11-14 Uhr. Berlin (BLN) Bundesrepublik Deutschland (BR) Kunst Ausstellungs-Rezension

aus **Berliner Zeitung** vom 25.02.1999

BerlinBerlin

Geistreiches Genre Eher für Erwachsene: Horror-Abende in der Schaubude

Von Aureliana Sorrento

Eine Killerpflanze, ein schüchterner Züchter, etwas HipHop und Hardrock, reichlich Horror und etwas Hollywood-Parodie: Das Musical "Der kleine Horrorladen" des Puppentheaters Chemnitz ist heute der Auftakt zur Gastspielserie "Horrorscope", die bis Sonntag dauert. Im zweiten Gang bietet die Schaubude am Sonnabend eine ganz englische, ganz gruselige Spukgeschichte mit allen Attributen des Genres: Eine amerikanische, actionsüchtige Familie kämpft gegen Geister und Blutflecken und wird dabei noch reich. "Das Gespenst von Canterville", frei nach Oscar Wildes Erzählung, ist eine Koproduktion des Puppentheaters auf der Zitadelle mit dem Weiten Theater. Und zuletzt kommt am Sonntag "Der weiße Hammer": eine schaurige Groteske auf Fernsehkrimi-Klischees, in der lebensgroße Puppen ein turbulentes Verwirrspiel um Diebstahl und Totschlag, Agenten und geköpfte Hasen entfesseln. Vorstellungen jeweils um 20 Uhr, Einlaß ab 13 Jahren, Kartentel: 423 43 14. Berlin (BLN) Theater Theater-Rezension

Sicher exzentrisch, die Dame!

LITERATUR

Von Aureliana Sorrento

Mittwoch abend in der Schleiermacherstraße in Kreuzberg: Die Männer spielen Fußball, die Frauen gehen in die Kirche. Punkt 20 Uhr sind die Bänke voll, nicht jeden Mittwoch, nur jeden letzten im Monat. Dann trifft sich in der Passionskirche auf Einladung der Buchhandlung Chronika das "Lesbische Quartett": Manuela Kay, Journalistin, Laura Merrit, "Sexpertin", Jim Baker, Mann und Verleger, dazu ein Gast. Diesmal ist es Sonja Schock vom Info-Radio. Man unterhält sich über lesbische Bücher, die aber nicht als lesbische Bücher, sondern einfach als Bücher gelesen werden sollen. Aus den Lautsprechern tönen fröhliche Gesänge, weiblich und türkisch. Der Sohn des Herrn blickt schief aus einer Ikone. Als das Quartett am Tisch-Altar Platz nimmt, gibt es stürmischen Applaus. Manuela Kay - die als Moderatorin fungiert, sich aber unbedingt mit allem identifizieren will - erinnert ihre begeisterten Zuhörerinnen an das erste Treffen des Lesbischen Quartetts: "Da ging ein Ruck durch die Republik." Heute findet das zweite Treffen statt, und es gibt ein Hin-und-Her-Rücken auf den proppenvollen Kirchenbänken. Marcel Reich-Ranicki und das gesamte Literarische Quartett dürfen ruhig grün und gelb werden vor Neid. Dennoch gibt es Probleme. Damit das dritte Treffen nach Plan verlaufen kann, teilt die Moderatorin ihrem aufmerksamen Publikum mit, soll man noch enger zusammenrücken und die als Gast geladene Claudia Gehrke die geballte moralische Unterstützung der Berliner Lesben spüren lassen. Die Verlegerin Gehrke habe einen Pornographie-Prozeß am Hals, weil man in einem von ihr verlegten Buch eine Möse entdeckt habe. Um die Solidarität anzufachen, hat Laura Merrit eine Riesenstoffmöse aus ihrem Sexshop mitgebracht, die den erwünschten Beifall erntet. Dann geht es zur Sache. Sonja Schock führt "Zwei Frauen" von Harry Mulisch ein, der als Mann über gleichgeschlechtliche Beziehungen von Frauen geschrieben hat. Das sei nicht weiter störend, sagt Laura Merrit, die eine rote Lederjacke trägt und nach eigener Aussage lange rote Stiefel ganz lecker findet. Wenn ein nicht-schwuler Autor auf schwul mache, finde sie das auch ganz toll. Jim Baker, dem Mann, fehlt im Buch das lesbische Bewußtsein. Manuela Kay lobt, daß die zwei Frauen, um die es schon im Titel geht, gleich im Bett landen und ihnen drei Monate Pizza-Essen und Teetrinken erspart bleiben. Außerdem sei das Buch ein Krimi, und man würde es nicht einmal merken. Erst am Ende werde die Heldin von einem Mann namens Alfred erschossen, weil sie ihrer Geliebten ein Kind schenken wolle und dafür Alfreds Sperma brauche. An dieser Stelle verhaspelt sich die Moderatorin, das

Wort "Sperma" kommt ihr nicht so leicht über die Lippen. "Alfred ist der komplette Idiot", beschließt sie zuletzt. "Armer Alfred!" bedauert Baker, der sich offenbar für das Männliche verantwortlich fühlt, und nippt an seinem Glas. Der Roman "Es gibt keine Menschen im Paradies" von Mireille Best sei im Grunde ganz schön, stimmen die Frauen überein. Das Buch habe nur ein Manko: Keine Punkte. "Irgendwie experimentell", sagt Laura Merrit, man könne es relativ gut lesen, würdigt Schock. Jim Baker hat Einwände, räumt aber ein, der Roman habe sehr schöne Bewegungen, dummerweise alle nach hinten. Im dritten Buch geht es um Satellitenempfangsschüsseln, Haustiere und IKEA-Möbel, das Protagonistenpaar ist seit sieben Jahren zusammen, und wir sehen sie nicht ein einziges Mal im Bett. "Das unsexuellste Buch seit langem", urteilt Manuela Kay kategorisch, und über das vierte: Es sei nur als Türstopper gut. Jemand prustet. Dann holt Laura Merrit das Buch "Mir erschien eine Frau" von Renée Vivien hervor, die eigentlich nicht Renée heißt, sondern irgend einen schrecklich bürgerlichen Vornamen trägt. Sehr engagiert gibt die "Sexpertin" einige Passagen zum besten, in denen die "jungfräuliche Anmut barbarisch geschlachtet wird" und verschiedene weibliche Verkörperungen der Jahreszeiten erscheinen. So beweist sie, daß das Buch "unglaublich methaphorös ausgestattet" ist. Frau Kay schürzt die Lippen und behauptet, die Autorin habe den ersten Lesbenroman nach zweieinhalb Jahrtausenden geschrieben. Und das ist doch eine Leistung - auch wenn wir das Buch nicht so lesbisch lesen sollen. Berlin (BLN)

Literatur Bericht Rezension

Auf dem Ozeandampfer geboren Alessandro Bariccos melodischer Roman

Von Aureliana Sorrento

Die Frage bewegt Alessandro Baricco seit Jahren: "Wer weiß, ab wann eine Jacke tadellos paßt, wer weiß, was ausschlaggebend dafür ist, wann ein Bild nicht mehr kann und herunterfällt oder wann ein seit Jahren regloser Stein sich eine Spur dreht." Er hat sie in seinem ersten Roman, "Castelli di rabbia", formuliert, der in Italien 1991 erschienen ist. In Deutschland ist der Roman allerdings erst im letzten Jahr herausgekommen, mit dem Titel "Land aus Glas". Seither wirft der Schriftsteller die Frage in jedem neuen Roman wieder auf, man merkt es nur nicht. Denn Baricco tut es nur so nebenbei, als handle es sich um Seifenblasen, die er zwischen die Zeilen pustet. Sie fesseln ihn und den Leser sekundenlang, um gleich zu platzen. Denn prompt kommt ein Satz, wie: "Jedenfalls saß sie tadellos", daran gibt es nichts zu zweifeln, und das Leben geht weiter. Es war nur ein Spuk. Die entscheidenden Momente In der jüngsten Erzählung von Baricco, "Novecento", ist die Frage aber strategisch in der Mitte des Büchleins plziert und nimmt die ansehnliche Länge von eineinhalb Seiten ein. Noch einmal findet sich hier die Metapher von den Bildern, die herunterfallen, plötzlich, ohne Warnung, niemand weiß warum. Es sind die Momente, in denen das Leben einen Knacks macht und sich für etwas entscheidet. Ganz alltägliche, ganz gewöhnliche Momente, in der Regel nimmt man sie gar nicht wahr. Botho Strauß hat sie in mancher Erzählung mit dem Sezierbesteck auseinandergenommen. Baricco liest sie auf und baut drumherum märchenhafte Luftschlösser. In "Novecento" steigt eines Tages der Held aus seinem Bett und entscheidet, den Ozeandampfer, auf dem er geboren ist und sein ganzes bisheriges Leben verbracht hat, für immer zu verlassen. So, plötzlich, ohne Vorwarnung, ohne ersichtlichen Grund. Ebenso unmotiviert bleibt er dann auf der dritten Stufe der Gangway stehen, verweilt einen Augenblick und kehrt an Bord zurück. So, plötzlich, niemand weiß warum. Das Leben geht weiter, es war nur ein Spuk. Das Leben, durch das Bariccos Held geht, ist ein höchst phantastisches Gefilde. Sein Name schon klingt wie die Lautung aller erfindlichen Unwahrscheinlichkeiten: Danny Boodmann T.D. Lemon Novecento - und wie ein Anagramm für jazzliebende Musikwissenschaftler. Danny Boodmann T.D. Lemon Novecento hat aber gar keine Ahnung von Jazz. Wenn er Jazz auf seinem Klavier spielt, ist das nur Zufall, ein von der auktorialen Schaltstelle bestimmter Zufall. Aus solchen Zufällen hat Baricco seine Geschichte wie ein perfekt symmetrisches Spinnennetz gewoben. Novecento kommt auf dem Ozeandampfer zur Welt, wo sich seine ganze Existenz abspielen wird. In einer Zitronenkiste mutmaßlich von armen Emigranten

hinterlassen, wird er dort von einem farbigen Maschinisten gefunden, der ihn großzieht und stirbt, als Novecento acht Jahre alt ist. Eines Tages kann Novecento Klavier spielen, was natürlich aus heiterem Himmel eintritt wie alles andere in seinem Leben. Fortan spielt er bis zu seinem Lebensende eine Musik, die keine Partitur braucht und niemand je gehört hat: die Musik des Ozeans. Eine Musik, die Toni Morrisons Jazz in der Fifth Avenue seltsam ähnlich klingt. "Wir spielten", sagt der fiktive Erzähler, dem Baricco die Geschichte seines Helden in den Mund gelegt hat, "weil der Ozean groß ist und angst macht, wir spielten, damit die Leute (...) vergaßen, wo sie waren und wer sie waren. Wir spielten, damit sie tanzten, denn wenn du tanzt, kannst du nicht sterben, und du fühlst dich göttlich." Der Zufall in der Geometrie So, im Tanzrhythmus, schwingt sich Bariccos Prosa von einem Takt zum anderen, von einem Wellenkamm zum anderen, und lullt den Leser in seine Märchenwelt ein, die nach Salz riecht, die nach Jazz klingt und nach einer sonderbar heimeligen Unendlichkeit schmeckt. Man liest und es ist, als ob man in Wirklichkeit tanzt, und man fühlt sich göttlich. Man liest bis zum Ende, man schaut zu, wie sich der Held aus einem zur Notwendigkeit gewordenen Zufall in die Luft jagt, man schaukelt sich weiter in den melancholischen Schwingungen dieser Prosa, man bekommt feuchte Augen und übersieht dabei die Hauptsache: Da ist eine Vita aus Zufälligkeiten entstanden, die aber keine Brüche im Ganzen bewirken. Tragisch, aber unabdingbar. Da hat jemand den Zufall in die Geometrie gejagt. Passiert das eigentlich nicht jeden Tag und jedem? Alessandro Baricco: Novecento. Die Legende vom Ozeanpianisten. Aus dem Italienischen von Karin Krieger. Piper Verlag, München 1999, 80 S., 24 Mark. Italien (I) Literatur Buch-Rezension

Feuilleton

Das winzige Fünkchen Zufall "Das Versprechen der Fotografie" - In Hannover erscheint sie als das kritische Medium schlechthin

Von Aureliana Sorrento

Fotografieren heißt die Zeit anhalten. Der Fluß des Lebens wird unterbrochen, die Vergänglichkeit ausgetrickst. Nan Goldin zum Beispiel: Nach eigenem Bekunden lichtet sie wie besessen ihre Freunde ab, um deren Nähe über den Tod hinaus zu spüren. Ebenso fotografisch erhaltenswert ist Beat Streuli alles Beiläufige. Er friert den Schritt des Passanten ein oder den Rückstoß des Arms beim Ausschreiten. Walter Benjamin nannte es das "winzige Fünkchen Zufall, Hier und Jetzt, mit dem die Wirklichkeit den Bildcharakter gleichsam durchsengt hat". Unter dem Titel "Das Versprechen der Fotografie" präsentiert die Kestner Gesellschaft in Hannover eine Auswahl der fotografischen Schätze der DG Bank. Aus 3 000 Werken von 300 Künstlern wurden 59 "Positionen" ausgewählt. Daß Fotokünstler bereits alle Bereiche künstlerischer Darstellung und Reflexion besetzt haben, ist keine neue Erkenntnis, wird in der Ausstellung durch ihre Fülle besonders sinnfällig. Fotografie als Kunst betont das Künstliche und vermißt den Raum des Psychischen. Sie konstruiert rätselhafte Bildwelten, steigert sich ins Metaphysische und sucht das Rollenspiel. Selbst die dokumentarisch angelegten Fotografien Nan Goldins verbergen nicht die Inszenierungslust, die scheinbare Schnappschüsse zu sonderbaren und wohldurchdachten Tableaus macht. Auch Jürgen Klauke leiht sich für seine Travestie-Exerzitien die Kulisse für die Selbstdarstellung vom Theater. Die Ausstellung schafft einen Kontext, in dem Verbindungen so sehr auffallen wie abseitige, individuelle Positionen. Ganz aus der Reihe fällt Bill Henson. In großformatigen Bildern belebt der australische Künstler die Tradition der romantischen Landschaftsmalerei. Nebelige Himmelsansichten erinnern an Caspar David Friedrich. Anna und Bernhard Blume konstruieren ihre Visionen: Weiß-gleißende Polyeder versetzen die Bewohner dämmeriger Wohnräume in Panik. Mit Kniffen aus der Zeichentricksprache versinnbildlichen die Blumes Schrecken und Entsetzen vor dem Übersinnlichen. Ähnlich paradox mutet das Fotogramm "Der Tanz" von Floris M. Neusüss an, ein Frühwerk von 1965. Blendendweiße Silhouetten bewegen sich auf mattem Grund. Sie entstanden, indem sich die Modelle zur Belichtung auf die Folie legten; kein Abbild, nur der Abdruck der Körper ist geblieben - gesichtslose Urformen aus Licht bestehen, die eine schwerelose Existenz jenseits des Körpers verkünden. Technische Finessen setzt dagegen John Hilliard ein, um Störungen der Wahrnehmung zu erzeugen. Er montiert verschiedene Bildebenen und stellt sie jeweils anderen Ereignissen gegenüber. Gleichzeitig

bringt die Logik aus dem Lot. Epidermische Spannung erzeugen Marie-Jo Lafontaines rätselhafte Girlie-Porträts. Die drei Konterfeis scheinen aus dem weißen Hintergrund regelrecht herauszuspringen. Das beunruhigt, zumal es im Widerspruch zu der statischen Haltung der Dargestellten steht. In welchem Maß heutige Fotografen sich Stilmittel und Maschen anderer Medien angeeignet haben, läßt sich an den Filmstills von Philip-Lorca diCorcia oder Katharina Sieverdings gigantischen Pixel-Bildern beobachten. Ihre Schädel-Darstellungen verweisen auf die Tradition der Vanitasbilder, geben sich zugleich aber sofort als computergeneriert zu erkennen: Vergänglichkeitssymbole im PC-Zeitalter. Vor diesem Hintergrund erhält die Auseinandersetzung der Fotografie mit der Malerei - in der Ausstellung treiben vor allem Louise Lawler, Thomas Struth, Anton Henning und Thomas Demand dieses Thema voran - einen zusätzlichen Sinn: Zwischen den traditionellen und neuen Medien erscheint die Fotografie als das kritische Medium schlechthin, das rückschauend überprüft und zugleich den Blick nach vorne richtet. Bundesrepublik Deutschland (BR) Kunst Ausstellungs-Rezension Teil

Feuilleton

So herrlich, so böse! Vom Überlebenskampf wird auf Rattisch gesprochen: Die 5. Autorentheatertage in Hannover

Von Aureliana Sorrento

Es gibt diese herrlichen Momente bei den Autorentheatertagen in Hannover, da schwebt jenes Böse in der Luft, das der Juror Ralph Hammerthaler beschworen hat. "Bitte das Böse! Bitte das Rohe, das Obsessive, die subversive Arroganz!" hatte er in die deutschsprechende Welt hinausgeschrieben und sich 160 Stücke von Möchte-Gern-Dramatikern eingehandelt. Der Schon-Dramatiker Moritz Rinke schrieb in der Theaterzeitung des Schauspiels Hannover, er hätte im Theater lieber die Sehnsucht, an etwas zu glauben, vielleicht sogar an Menschen. Am ersten Tag des Dramatiker-Festivals wird "Atlantis" von Dominik Finkelde vorgelesen, einem der fünf approbierten Autoren. Im Stück gibt es ein Häufchen Gestrandeter auf einer Autobahnverkehrsinsel und all das zeitgemäße Böse: Bürgerkrieg, Ausländerfeindlichkeit, Bomben, die soviel bedeuten, "daß irgendwo irgendwer verdammt beschissen dran ist", eine Gesellschaft, die Gott und die Reinheit verloren hat und alle ohne einen Mucks krepieren läßt. Irgendwann hat das ganze Personal eine Knarre in der Hand, und am Schluß kann der Sturm nicht fehlen. Einschlafen oder protestieren? Die Zuhörerschaft, vornehmlich Dramaturgen, schweigt sich eine lange Minute aus, entscheidet sich dann für den taktvollen Protest. Am Ende bleibt Finkelde bloß die bange Hoffnung, Regisseur Wickerts Schaf möge doch noch abhelfen. Das Schaf, das Hartmut Wickert als Sound-Beilage aus dem Bühnenuntergrund einsetzt, kann nicht viel anstellen, und es ist auch nicht nötig. In der langen Nacht der Autoren, als die ausgewählten Stücke dem Publikum vorgestellt werden, inszeniert Wickert das Alltäglich-Absurde. Seine "Atlantis" ist eine Autobahnabteilung der allgegenwärtigen Klapsmühle, in der sieben der Contenance verlustige Städter sich schizophrene Gedankenketten entgegenschleudern. Da aber die Regie das Gesellschaftsgewäch des Textes nicht ganz umgehen kann, läßt Wickert die Schauspieler so pathetisch in die vollen gehen, so plastisch als Freiheitsstatuen auf dem Podium von Monika Rupprecht paradien, daß man ihnen eher das Ablachen als den Ernst abnimmt. Das Drama ist reichlich gekürzt worden und endet bald im ekstatischen Latinotanz. Überhaupt scheinen die Kürzungen den Werken zuträglich. In ganzer Länge würde man die fäkalen Ausführungen von Jeff Tapias "Fraulnnen" schwer ertragen. Hier haben Fotzen, Ärsche, Psoriasis, abnehmbare Busen, Blow-jobs und Stuhlgänge als Gesprächsthemen zweier stocknormalen Frauen, die sich um den Zustand der Gesellschaft Gedanken machen, Hochkonjunktur. Groteske? Klamotte? Zu Recht wird das Ende von der Regie ausgeschlagen. Mängel der Texte

verleihen ihr offenbar Flügel. Michael Talke steckte Verena Reichhardt, Angela Müthel und Luise Sievers zuerst in prallwanstige und geschlechtsbetonte Vermummungen, worin sie wie weißgekalkte Kartoffelsäcke aussehen, dann in eine Mülltonne. Der Autor fühlte sich mißverstanden, die Schauspieldamen dagegen nahmen die komische Anmutung ganz ernst an. Quengelnd, seufzend, schniefend und keifend schafften sie es, den "Fraulnnen" so etwas wie Charakter zu geben, einen zum Bersten drolligen. So kommt bei diesen fünften Autorentheatertagen schnell der Verdacht herauf, das Theater könne aus jedem noch so klapprigen Textanstoß ein Spektakel ziehen. Zwischen die komödiantischen Glanzparaden wurde "23.28. Ein dramatischer Tango" von Anna Momber eingespielt. Ein Stück, das eine Figur umschwärmt, ohne sie je zu greifen. Um die monologisierende Protagonistin, Marie Leuner, schwirren Geister und Fragen. Warum hat sie einen Killer beauftragt, ihren Vater zu töten? Warum hat sie ihre Schwester die Treppe hinuntergestürzt? Um das Geld, um ans Erbe zu kommen, oder war es ein Aufbäumen à la Raskolnikow? Caroline Nagel spielt Marie als höhere Tochter im selbstgewählten Salonexil, fingerschleckend und stöckelnd, als wäre sie gerade in die Pumps der Mutter geschlüpft. Sonst eine Upper-class-Diva, in deren Gesten und Blicken der Wahnsinn knistert, manchmal Verzweiflung. Die Regie von Volker Schmalöer bringt leider keine weiterführenden Aufschlüsse über das viele, das zwischen den Zeilen wabert. An "Rattenfaß" von Markus Veith und "Gnadenlos" von Melanie Gieschen haben sich die Theatermacher gar nicht erst herangewagt. Sie wurden nur in szenischen Lesungen präsentiert. Zu kompliziert, sprachlich zu schwierig, hieß es in der Dramaturgie, in zwei Wochen hätte man es nicht bewältigen können. Denn "Gnadenlos", ein Volksstück, ist auf Hessisch geschrieben; "Rattenfaß" auf Rattisch, eine wunderbar knackende und knarzende, eigens erfundene Rattensprache. Thema: Überlebenskampf. Menschen wie Ratten zerfleischen sich gegenseitig auf Teufel komm raus. Und doch geht jene Sehnsucht, die sich Moritz Rinke herbeiwünschte, die Sehnsucht, noch an etwas zu glauben, Menschen oder Ratten, im Gemetzel dieser Stücke nicht unter. Bundesrepublik Deutschland (BR) Theater

Theater-Rezension Rezension

aus **Berliner Zeitung** vom 18.11.1999

Feuilleton

Der Widerstand des Einzelnen Sofris "Nahaufnahmen", im Italienischen Kulturinstitut in Berlin vorgelesen

Von Aureliana Sorrento

Ein Anflug von Trauer lag auf den Gesichtern der Gäste. Adriano Sofri konnte nicht kommen. Eine wichtige Verhandlung des neu aufgerollten Prozesses gegen ihn finde in diesen Tagen statt, erklärte Sofris Übersetzer Walter Kögler dessen Abwesenheit. Das Gericht habe endlich entlastende Beweismittel anerkannt. Nach den bisherigen Verfahren gegen Sofri, deren Ablauf den Begriff "Rechtsstaat" verhöhnten und die trotz mangelnder Beweise 1997 zur rechtskräftigen Verurteilung wegen Anstiftung zum Mord zu 22 Jahren Gefängnis führten, kann man nun auf den achten Prozess gespannt sein. Sofri - ein Märtyrer der 68er-Bewegung? Ein Opfer politischer Machenschaften? Der Sündenbock einer ganzen Generation? Um diese Fragen ging es nicht am Dienstag im Italienischen Kulturinstitut. Die vierzehn Übersetzer, die für das Buch "Nahaufnahmen" verstreute Texte von Adriano Sofri zusammengelegt und übersetzt haben, wollten mit dem Band den Journalisten und Schriftsteller Sofri dem deutschen Publikum präsentieren. Ein Solidaritätsakt, der dem Intellektuellen galt. Nur dass der Mann der Feder im Fall Sofri - wie bei so vielen italienischen Autoren - vom homo politicus schwer zu trennen ist. Die Übersetzer enthielten sich des Kommentars und lasen aus ihrer Anthologie Texte, die den Kommentar nicht brauchen. "Genosse Hiob" zum Beispiel: Da ist der kritische Altlinke Sofri, der über die Wege der inneren Sammlung Gramscis im faschistischen Kerker reflektiert, darüber, wie diese den kommunistischen Leader allmählich von der offiziellen Parteilinie wegführten. Aber zwischen der Theorie, der Formel der "passiven Revolution", und dem existenziell bedingten "Sich-in-Geduld-üben" des Gefangenen Gramsci, ist es vor allem das letztere, worauf Sofri das Augenmerk lenkt. Der Blick aufs Menschliche, die mitfühlende Achtsamkeit für das, was sich hinter den öffentlichen, der Druckschwärze oder dem physischen Anschein anvertrauten Äußerungen von Politikern, Schriftstellern, aber auch Kriegsoffizieren und Mithäftlingen verbirgt, hält die Grundnote im disparaten Assortiment von "Nahaufnahmen". Nahaufnahmen - doch nicht allzu nah: Sofri übertritt nie die Schwelle zum Voyeuristischen. Seine Reportagen aus dem kriegsversehrten Sarajevo von 1994 - sowie sein Film "Der Frühling von Sarajevo", der nach der Lesung gezeigt wurde - zeichnen keine Blutwunden, sondern Seelenwunden auf. Was er sucht, ist immer der innere Widerstand des Einzelnen gegen jedwede Verletzung der Menschenwürde. Damit schließt sich ein Lebensbogen. Da musste niemand mehr etwas hinzu sagen. Denn, wenn das keine "passive Revolution" ist, stiller Protest ist es

allemaal. Italien (I) Berlin (BLN) Staat
Bericht Rezension

aus **Berliner Zeitung** vom 21.12.1999

Feuilleton

Auftritt der Luftmenschen Literaturwerkstatt Berlin: "Europa erzählt"

Von Aureliana Sorrento

Wenn Dichter und Literaturwissenschaftler zusammentreffen, lächeln die Dichter gütig, geben dem Gegenüber die Hand, erkundigen sich nach dessen Befinden und merken etwas über ihre Anreise an. Die Literaturwissenschaftler schütteln kurz die Hände, setzen ein Dauerfrostlächeln auf und mit der Erörterung der Frage ein, ob die kategoriale Bestimmtheit der topographischen und zeitgeschichtlichen Paradigmen angesichts des sich veränderten Weltzusammenhangs in der Struktur des Versmaßes zeitgenössischer Dichtung eine Verschiebung erfahren habe. So ist es nicht immer, aber oft. Am Donnerstag hatte die Berliner Literaturwerkstatt zum Abschluss ihrer Reihe "Europa erzählt - Sprachraum und Sprachräume" eingeladen. Deren Idee war, Erzählformen an Sprachräumen festzumachen, aus der sprachlichen Orientierung der Autoren spezifische Erzählmuster abzuleiten. Die Frage war, knapp gesagt, was den Schweizer Peter Bichsel mit dem Schweden Per Olov Enquist, Jurij Brezan aus der Oberlausitz mit dem Slowenen Jani Virk verbindet. Zur Beantwortung kamen im Laufe des Jahres 65 Autoren aus aller europäischen Herren Ländern nach Berlin. Anette Selg, für den Sprachraum "Germania" zuständig, berichtete, dass vielen Autoren das Thema zu abstrakt erschienen sei. "Laden Sie doch Literaturwissenschaftler ein!" hätten einige gesagt. Als ginge es darum, das Konzept nun ad absurdum zu führen, hielt Gert Mattenklott einen Vortrag über literarische "Luftmenschen": schreibende Migranten, in einer Muttersprache aufgewachsen, von der sie sich mit dem Verlassen des ursprünglichen Wohnsitzes ablösen, Heimat- und Ortlosen der Feder. "Der Weltbürger", stellte er fest, "hat weder in der realen Topografie, noch in einer irgendwo verwirklichten Gesellschaft eine Heimat." Brian Poole konnte so etwas wie einen fixen Sprachraum der Erzähler in "Slawia" ausfindig machen: allerdings nicht sprachlich, sondern in der gemeinsamen sowjetischen Erfahrung, die auch ästhetisch prägend gewesen sei. Ein Schimmer von dem Vertrauen, das russische Autoren noch immer in die subversive Macht der Sprache setzen, leuchtete bei den kurzen Lesungen der eingeladenen Schriftsteller auf. Jurij Mamleev las "Der Selbstmörder". Dessen Protagonist stammt aus jenem Schlag gemeiner Pechvögel, mit denen uns die russische Literatur seit Jahrhunderten reichlich beschert. Und als Dmitrij Prigow mit flitzendem Schlitzäuglein und sich überschlagender Stimme, im Tempo eines Maschinengewehrs, das aber über alle Höhen und Tiefen verfügt, aus seiner "Beschreibung der Gegenstände" "Das Ei" las, fragte man sich, ob Majakowskij seine "Sendschreiben an die proletarischen Dichter" ähnlich vorgetragen habe.

Wenn das nicht Heimat ist, jenseits aller ungefähren Sprachräume. Berlin (BLN) Bundesrepublik Deutschland (BR) Europa (EU) Literatur Tagungsbericht,

Feuilleton

Die Welt muss entziffert werden "Kosmopolentum" im Literarischen Colloquium

Von Aureliana Sorrento

Keine Ortsnamen. Überhaupt keine Namen, es sei denn solche, die jeder kennt. Das Romanpersonal von Krzysztof Niewrzeda "Die Suche nach dem Ganzen" heißt ich, er, sie, die Frau, das Kind, der Nachbar, der Taxifahrer. Über seine Geschöpfe hat der Autor den Fluch der Unpersönlichkeit gelegt, um sie mit dem Siegel des Allgemeinmenschlichen auszustatten. Krzysztof Niewrzeda lebt seit 1989 in Deutschland. Die Erfahrung der Fremdheit habe er verwunden. Jetzt gehe es ihm um die Menschen, um Empfindungen und Schicksalschläge. In "Die Suche nach dem Ganzen" ist der Protagonist ein Ausländer: Als er dank Job und Wohlstand zeigen kann, "wer auf wessen Kosten lebt", kann er sich eine gewisse Genugtuung nicht verkneifen. Elf Autoren Krzysztof Niewrzeda ist einer von den elf polnischen Autoren, die das Literarische Colloquium zu einer Lesereihe eingeladen hat. Bis Juni werden sie dem deutschen Publikum eine polnische Literatur präsentieren, die von Polen aus gesehen im Ausland entstanden ist und sich unter den Begriff "Kosmopolentum" subsumieren lässt. Diese Wortschöpfung, erklärte die Moderatorin Dorota Danielewicz bei der Lesung am vergangenen Dienstag, sei auf den Schriftsteller Andrzej Bobkowski zurückzuführen, der sie für Joseph Conrad kreierte. Gemeint ist damit das Lebensgefühl polnischer Schriftsteller, welche aus freien Stücken, nicht aus Not oder Zwang, ihr Land verlassen haben. Der Verlust der Heimat spiele in ihrer literarischen Produktion gar keine oder eine sehr geringe Rolle. Vielmehr träten bei ihnen die Suche nach neuen Perspektiven, Lust und Neugier vor. Dieser Definition gemäß findet man das Credo des "Kosmopolentums" auf Seite 181 der "Notizen am Ende des Jahrhunderts" von Krzysztof Rutkowski: "Die Welt ruft auf, gelesen zu werden. Die Welt begeistert. Die Welt muss entziffert werden, sie muss mühsam, langsam und aufmerksam, Buchstabe für Buchstabe, erkannt werden ..." Die Welt Rutkowskis ist vor allem Paris. In dieser Stadt, seit 1985 Rutkowskis Wahlheimat, hat der Schriftsteller seinem Entzifferungsdrang die Zügel schießen lassen. Das Resultat sind bestrickende essayistische Stücke, die zwischen dem Pariser Schlamm des 18. Jahrhunderts und den Sonnencremes des zwanzigsten durch mehrere Jahrhunderte europäischer Kultur umherschweifen. Am Dienstag wird Krzysztof Rutkowski lesen. Auslegungssache Schon die erste Lesung zeigte, dass der Begriff Kosmopolentum durchaus verschiedene Auslegungen verträgt. Im Fall der Lyrikerin Alicja Rybalko, die vor einem Jahr "aus persönlichen Gründen" von Wilna/Vilnius nach Münster zog, bedeutet er die Einsicht in die

grundsätzlichen Bedingungen des Lebens: "Die Blätter sind in meiner Heimat größer/ und ein bunterer Schmetterling flattert über die Wiese/.... nur die Erde bleibt wie immer und schweigt überall". Manchmal zückt sie doch das politische Stilett: "Zuerst fliegen die Minderheiten weg./ Dann beginnt die Intelligenz zu flattern./ Schließlich bricht das Volk zum Flug auf. / Als letztes erwacht die Regierung. / In der Regel erst nach dem Erdbeben." In der Tat sind nicht alle Kosmopolen ganz aus eigenem Antrieb ausgewandert. Bronislaw Swiderski, der aus seinem Roman "Worte des Fremden" lesen wird, musste 1968 die Warschauer Universität verlassen. Er lehrt seit Jahren am Kierkegaard-Zentrum in Dänemark Philosophie. Sein Roman nimmt das Asylrecht aufs Korn. An dessen Tücken reibt sich jedoch ein Außerirdischer ab, nicht der in der Geschichte aufkreuzende, aus Polen emigrierte Professor. Krzysztof Rutkowski und Bronislaw Swiderski lesen im Literarischen Colloquium in Berlin -Wannsee: am Dienstag (15.2) um 20 Uhr. Berlin (BLN) Polen (PL) Literatur Rezension

Eine Tagung bei Kafka Vom Popliteraten zum Schriftsteller: Wie der Berliner Jochen Schmidt von der Kellerbühne in die Literatur aufstieg

Von Aureliana Sorrento

BERLIN, im März. Geboren wurde er am 9. November 1970, einem vergleichsweise ruhigen 9. November. Die Jüdische Gemeinde gedachte der Opfer der Pogromnacht mit einer Kranzniederlegung auf dem Friedhof Weißensee, und im Friedrichshainer Krankenhaus gab es einen Stromausfall. Als Frau Schmidt, die im Kreißsaal ohnmächtig geworden war, wieder zu Bewusstsein kam, hörte sie die Krankenschwestern merkwürdig flüstern. Das Geflüster ließ in ihr Zweifel aufkommen: War das Baby, das ihr in die Arme gelegt wurde, wirklich ihr Spross? Hatten die Schwestern nicht im Dunkeln die Neugeborenen vertauscht? Dessen ungeachtet nahm sie den Säugling mit nach Hause in die Samariterstraße, und mit der Zeit mehrten sich die sonderbaren Zeichen: Jochen Schmidt wurde als Einziger in der Familie blond und fußballbegeistert. Heiner Müller bei Biolek Die erste Eigenschaft gereichte ihm naturgemäß nie zum Nachteil. Doch die Fußballbegeisterung hatte es in sich: Als bei der Weltmeisterschaft 1998 Deutschland gegen Kroatien 3:0 verlor, bekam Jochen Schmidt am nächsten Tag eine Gesichtslähmung. Oder war der Roman schuld, an dem er zu der Zeit zehn Stunden täglich arbeitete? Die Ärzte konnten die Frage nicht beantworten, und Schmidt verpasste das Finale tablettenbeduselt im Krankenhausbett. Der Roman ist immer noch Manuskript, aber Jochen Schmidt schon wer in Berliner Literaturkreisen. Und zwar bei den Vertretern der ernst gemeinten Literatur und in der popkünstlerischen Szene zugleich. Letztere wird von Schmidt mit wöchentlichen Lesungen in einer Friedrichshainer Kneipe bedacht. Den Ersten ist er ein Name, seit er beim Open-Mike-Wettbewerb der Literaturwerkstatt Pankow ausgezeichnet wurde. Bisweilen kann man Schmidt in einem jener Cafés am Prenzlauer Berg treffen, wo schon nachmittags die Rauchschwaden von einer Wand zur anderen fluten und die Gäste gelegentlich den Kopf von dem Buch heben, in dem sie versunken sind, um in den Nebel zu stieren. "Hast du mal was zum Schreiben?", wird man an solchen Orten häufig gefragt. Da vermutet man gleich den nächsten Großstadtpoeten, aber möglicherweise will sich der Fragende nur etwas aus dem Tipp abschreiben. Jochen Schmidt macht die Vorstellung von oben genannter Spezies zunichte: "Ich könnte nicht einmal ein Wort an einem öffentlichen Ort aufschreiben", sagt er. Dann redet er von New York, wohin er gerne wieder fliegen würde, und natürlich über Literatur. Darüber, dass er wie Kafka, Beckett oder Heiner Müller hätte schreiben wollen, was ihm bisher nicht gelungen sei. Vom Schock, den er erlitten habe, als Müller plötzlich bei Biolek

auftauchte und von seiner Tochter sprach. Jochen Schmidt redet gern, aber leise. Besonders, wenn es um ihn herum laut ist. Vielleicht deshalb, weil ihm das Forte nicht liegt, rückt er das Mikro so nah an den Mund, wenn er vor Publikum liest. Seit September gehört Schmidt zur "Chaussee der Enthusiasten", einer Gruppe von vier Ostberliner Kellerbühnenautoren, die sich in einem Anfall von Selbstironie zu den "Schönsten Schriftstellern Berlins" ernannt haben. Sie schreiben Alltagsgeschichten, meist ohne Anspruch, manchmal mit Sprachwitz, auf jeden Fall auf Pointen bedacht. Jeden Donnerstag lesen sie im Keller der "tagung", einer Kneipe in Friedrichshain, von deren Wänden herab Lenin über Sauf- und Plauschstündchen wacht. An einem Gartentisch, zwischen Mauer und Zuschauerbänken gequetscht, sitzen die Schriftsteller, singen gelegentlich ein Lied und wechseln sich beim Lesen ab. Wenn Jochen Schmidt an die Reihe kommt, stellt er sich stockgerade vor das Mikrofon, zieht aus einer zerfledderten Kladde ein paar Blätter heraus, die rechte Hand in der Hosentasche, und liest. Keine Mätzchen, er liest einfach, Texte wie: "Auch in meiner Familie gehörte Angst zum täglichen Brot, allerdings nicht vor der Stasi. Meine Eltern behaupteten sogar, dass ihnen das Wort Stasi unbekannt war, sie hätten nur Staatssicherheit gesagt." Er selbst hätte Angst vor viel realeren Sachen gehabt: der Balkonbrüstung, dem Gipsboden, der Bücherwand, die allesamt herunterzukrachen drohten. Vor der Zentralheizung, die sich mal als Zimmerspringbrunnen aufgeführt hatte, und selbstverständlich auch vor der Atombombe der Amerikaner. Jeder, der jetzt lacht, kennt das. Jeder war 18, 19 oder 20, als die DDR zusammenbrach. Nun ist sie wieder da. Fragt man Schmidt, ob Ostalgie in seine Lesestücke hineinspiele, lacht er. Dann platzt es aus ihm heraus: "Mein Gott, der Osten! Manchmal wacht man auf und denkt: Ein Glück, dass es ihn nicht mehr gibt. Dort wäre alles unmöglich gewesen. In einer Kneipe lesen. Das wäre ü-ber-haupt nicht mö-glich. Aber es war meine Kindheit, der Osten." Von seiner Kindheit kann Schmidt stundenlang erzählen. Dabei weicht sein Blick stets zur Seite. Als er sieben war, zog die Familie Schmidt von einem Altbau in der Samariterstraße nach Buch. Die Samariterstraße war für den kleinen Schmidt ein Abenteuerspielplatz. Da gab es die Nachbarin, die kein Klo hatte und ihren Pisspott in der Regenrinne leerte; andere warfen Schnapsflaschen und Blumentöpfe aus dem Fenster; eine Verwirrte schrie immerzu "Ulbricht ist ein Schwein! Der hat die Russen verraten!". Berlin-Buch

dagegen war ein Spießernest und die Plattenbauten alle so gleich, dass er erst mal lernen musste, sein Haus zu erkennen. Im Grunde sei es dann keine glückliche Kindheit gewesen. In der Heinrich-Hertz-Schule, die er ab der 9. Klasse besuchte, wurden die künftigen Ingenieure des Staates von Kindesbeinen an gedrillt. Er hat noch die Lehrerin klar vor Augen, die ihm die Schulzeit zur Hölle machte, weil sie seinen Wuschelkopf in einen sonderbaren Zusammenhang mit konterrevolutionären Umtrieben brachte. Schade, denkt Schmidt heute, dass man nach Brüssig nicht mehr über die eigene DDR-Kindheit schreiben kann. "Das ist mein persönlicher Quatsch, dass ich in der Vergangenheit lebe. Vielleicht schreibe ich nur, damit ich meine Kinder später nicht damit nerve." Es stand für ihn schon immer fest, dass er schreiben würde. Weil er "die falschen Freunde" hatte, die alle Kunst machten. Als er bei einem Lagerfeuer in Mecklenburg kein Gedicht dabei hatte, das er wie alle anderen hätte vorlesen können, war es ihm peinlich. Von da an schrieb er Gedichte, die er selber nicht verstand und ging mit der Hoffnung ins Bett, er würde am nächsten Tag alles genial finden. Bei der Wirklichkeit anfangen. Erst nach langer Mühsal kam er auf die Idee, sich Dinge zu notieren, die er gesehen, gefühlt, erlebt hatte. "Man soll schon bei der Wirklichkeit anfangen", sagt er, "selbst Kafka holte seine Geschichten nicht aus dem Nichts heraus." Jochen Schmidt holt seine Geschichten aus der eigenen Vergangenheit heraus. In seinen Erzählungen geht es um persönlich Erlebtes, vor allem dann, wenn er sie in der "tagung" vorliest. Die "tagung"-Storys will er von den anderen unterschieden wissen. Er schreibe sie am laufenden Band, sagt er, zwei Texte pro Woche, das sei keine richtige Arbeit. Die Mühe bringe er für das auf, was er unter Literatur verbucht. Texte wie "Harnusch mäht als wär's ein Tanz". Da hatte er sich an einen Bauern aus dem Brandenburgischen erinnert, aus jenem Dorf, wo er mit den Eltern oft war. Einen Kauz, der Frau und Nachbarn zu Tode gequält hatte, aus Gram über seinen verlorenen Hof. Der aber so gewandt mit der Sense durchs Gras streifte, dass er am Ende den Tod das Handwerk lehrte. Das ist zumindest die literarische Version der Geschichte. Für sie bekam Schmidt den Preis des Open-Mike-Wettbewerbs. Ein Kritiker war von der Erzählung so hingerissen, dass er sich mit Schmidt in Klagenfurt verabredete; die anwesenden Verlagslektoren horchten auf und boten ihm einen Vertrag an. Jochen Schmidts erster Erzählband "Triumphgemüse" wird im Herbst erscheinen. Und siehe da: Darin gibt es keinen Osten. Um die große Geschichte hat sich Schmidt immer herumgedrückt. Zwar ist er gelegentlich in die Gethsemanekirche gegangen, aber was sich dort abspielte, hat ihn damals nur am Rande interessiert. Die Wende kam, ohne dass er es richtig merkte. Am 9. November 1989 erfuhr er aus den Nachrichten, dass die Mauer offen war. "Ich kapierte damals nicht, wie frei ich jetzt war." Das

habe er später verstanden. Da wechselte er von der Armee zum Zivildienst, vom Mathematik- zum Romanistik-Studium. West-Berlin war ihm zu kalt, hässlich, verwirrend, er fuhr selten "nach drüben". Die ersten West-Erfahrungen machte er in Brest, wo er sich die Möwen anguckte, in Spanien, und in Rom, wo er Italienisch lernte und sich mit einer putzbesessenen Mitbewohnerin arrangieren musste. 1997 flog er nach New York. Er wollte den Slang von Obdachlosen lernen. Suchte Warhols "Factory" und erfuhr, dass sie längst abgerissen war. Schluckte Aspirin, weil es zu warm und zu laut war und er nicht schlafen konnte. Trotzdem: New York - sein Traum. Anschließend schrieb er seinen Roman. Im Roman hat Schmidt seine Auslandsaufenthalte und seine missglückten Liebesbeziehungen aufgearbeitet, das Ganze durch eine Portion Humor verdaulich und sogar lustig gemacht. Sein Erstling soll nach "Triumphgemüse" erscheinen. Allmählich möchte er sich aber vom Autobiografischen abwenden. Ein Theaterstück über Rousseau schwebt ihm vor; ein anderes soll von Honecker handeln. Schmidts Kalender ist für die nächsten drei Jahre bereits voll. Und jeden Donnerstag will er weiterhin in der "tagung" vor dem Mikro stehen, zwanzig Zentimeter unter der Kellerdecke, unter dem Scheinwerfer, der ihm rote Kreise auf den Scheitel zeichnet. Wird da stehen, lesen, die Augen aufs Blatt geheftet, die Rechte in der Hosentasche. Berlin (BLN) Bundesrepublik Deutschland (BR)
Jochen Schmidt Literatur Reportage Porträt
Männliche Person

Magazin

Katharina Gericke Die bröcklige Wand Sie hat schon in der DDR gelernt, die Gegenwart zu ignorieren. In ihren Theaterstücken lebt die Utopie, das gescheiterte Projekt

Von AURELIANA SORRENTO

Von Wannsee bis Griebnitzsee, der ersten Station im Potsdamer Gebiet, fährt die S-Bahn schneller. Das Schnarren der Räder auf den Schienen lässt die Fahrgäste verstummen und gedankenverloren ins Laubwerk des Waldes blicken.

"Hier war alles Grenzgebiet vor der Wende", sagt Katharina Gericke. Sie steht am S-Bahnhof und zieht mit dem Arm einen Halbkreis über den See hinaus zu den Potsdamer Dächern. "Zonenrandgebiet." Damals durfte man nicht ans Wasser. An der Glienicker Brücke standen die Grenzposten. Seltsam, meint sie, dass ihr als Kind gar nicht bewusst gewesen sei, wie nah West-Berlin war. Ein paar Schwimmstöße entfernt. Weit weg von der ihr bekannten Welt.

"Es war nicht meine Welt", sagt Katharina Gericke. Auch später hat sich das nicht geändert, als die junge Frau täglich mit der S-Bahn nach Berlin fuhr - sie studierte Szenisches Schreiben an der Hochschule der Künste.

Mit ihrer Freundin Maike Techen arbeitete sie dann in der Berliner Off-Theater-Szene. Katharina Gericke schrieb "Gegen Guggenheim", eine Farce, und das Dramolett "Thälmann in Berlin", Maike Techen führte Regie. 1996 holte die junge Frau das Stück "Maienschlager", das in den Studienjahren entstanden war, wieder aus der Schublade hervor. Es erhielt beim Heidelberger Stückemarkt den Preis der Frankfurter Autorenstiftung. Eine Kritikerin schrieb zur Uraufführung in Heidelberg, sie helfe der Entdeckung eines Talents. Und auch zur zweiten Premiere in Hannover gab es Lob in den Feuilletons. Obgleich die unvorstellbare Liaison zwischen dem Hitlerjungen Mark Warweser und dem Jüngling Jakob Glücksleben aus jüdischer Familie, die in "Maienschlager" gar eine Trauung bei Wein und Glassplittern nach alter Sitte krönt, geradewegs ins Utopia gleitet.

Aufführungen und Aufträge folgten. "Winterkönig", ein Märchenstück über den jungen Friedrich den Großen, das mit einem geisterhaften Blutbad endet, kam in Mannheim auf die Bühne. Derzeit schreibt Katharina Gericke, inzwischen berühmt und gefürchtet für ihre historisch-fabulösen Stoffe, an Stücken für Stuttgart, Bremen und Berlin. Aber in die Großstädte, wo sie gespielt wird, hat es sie nie gezogen. Ihr Schreibtisch blieb all die Jahre in Potsdam.

"Hier entlang", sagt sie und geht den Weg am See,

der umrahmt von dichten Hecken doch Blicke auf Bojen und Segelboote freigibt. Sie wohne in einem Neubaugebiet - Plattenbauten. Aber zum Griebnitzsee komme sie jeden Mittwoch, seit acht Jahren. Die Musikschule, wo Tochter Anne Geige lernt, liegt unweit von hier. Nachmittags bringe sie das Mädchen hin, dann gehe sie eine Stunde spazieren, bis der Unterricht vorbei ist. Am See entlang, bergauf zum Babelsberger Schloss, um das Schloss herum, dann schließlich zum drachentötenden Georg. Das Heiligenbild steht auf einem Platz mit bemoosten Steinbänken. Katharina Gericke streift mit dem Finger über die Sporendecke. "Eine verwunschene Landschaft, nicht wahr?"

Als sie nach Potsdam kam, war sie sechs Jahre alt. Zwei Autostunden entfernt, in Kyritz, war sie 1966 geboren worden. Weil der Vater befördert wurde, zog die Familie in die Stadt an der Havel. Sie wohnten nahe Sanssouci. Im Park führte Katharina den Haushund aus. Damals sah sie das Denkmal Friedrichs, das noch in einem Rondell des Gartens stand. Sie staunte über den Preußenkönig, der auf dem Ross so groß schien über den Generälen und Philosophen. Später dann fand sie den Monarchen in der Oper wieder - als Autor, Zuschauer und Figur in einem Stück, das ein beliebter Regisseur nach dem Libretto des Königs inszeniert hatte.

Aber zunächst interessierte sie viel stärker die Jagd. Wenn der Vater das Wild, das er erlegt hatte, ausweidete, schaute sie stets zu: "Ein sehr theatralischer Vorgang." Und die Geschichten, die die Jäger nach der Pirsch erzählten, faszinierten das Mädchen Katharina.

Ansonsten ging sie zur Schule. Zunächst in eine nahe gelegene Baracke aus rot gestrichenen Holzbrettern. Ab der dritten Klasse schickte man sie zu einer Schule mit erweitertem Russisch-Unterricht. Acht Jahre Russisch gelernt und russische Literatur gelesen - das habe sie sehr geprägt. Die Suche nach Wohlklang, nach Sprachbildern, das Pathetische im Ausdruck - all dies komme ihr von der Beschäftigung mit der russischen Sprache.

Dann war es vor allem Potsdam, die Residenzstadt, die sie interessierte. "Man könnte sogar sagen, ich bin eine Lokalautorin, die von den Orten ausgeht, in denen sie lebt."

Die Figuren für ihr Stück "Maienschlager" beispielsweise sind auf den Wegen ihrer

Mittwochswanderungen in ihrer Fantasie entstanden. Hinter einer schiefen Birke am Griebnitzsee sah sie das BDM-Mädchen Krista, geistesgestört nach der Vergewaltigung durch einen SS-Trupp. Den Rock zerrissen, die Haare wirr, ging sie ins Wasser mit der Jackentasche voll Anglerblei. Auch Mark Warwieser und Jakob Glücksleben trafen sich nächtens am Ufer des Sees.

Ihr Daheim platzierte Gericke unweit davon, am Goetheplatz in Potsdam-Babelsberg. Sie zeigt auf ein Einfamilienhaus - "dort, in der Nummer 1, wohnten die Warwiesers". "Und Goetheplatz Nummer 9 war das Haus Peter Hundts. Marks Freund, ein Kommunist." Vor der Renovierung, sagt sie, habe an der bröckligen Wand die Inschrift gestanden: "Räucherwaren, Paul Erler." Eben deshalb habe Hundt so viel geraucht, "mit 16 Jahren drei Schachteln pro Tag". Auf dem Platz, den ein paar herausgeputzte Häuser um eine Verkehrsinsel ausmachen, herrscht Totenstille. "Die Starre einer toten Ratte, die in einem wasserleeren Bleirohr liegt", hat sie geschrieben.

Geschichte und Fiktion - die Linie dazwischen verwischt sie. Wenn man Katharina Gericke fragt, was denn all die absurd-fabelhaften Wendungen ihren historisch angelegten Dramen sollen, sagt sie: Es sei doch das Schöne am Theater, dass es nicht an der Realität kleben müsse. Jemand, der sie in Potsdam auf menschenleeren Bürgersteigen und öden Straßen trafe - sie trägt Schlaghose, Lederjacke, eine schwarze Umhängetasche über die Schulter -, könnte sie leicht mit einer Studentin verwechseln. Doch wer ihre Augen durchs dicke Glas der Brille erkennt, sieht den versonnenen Blick. Als spukten sie wirklich in Potsdam herum, die preußischen Gespenster, Könige und Staatsdompteure.

Für ihr Stück "Winterkönig", in dem sich der junge Friedrich als Kronprinz in einer dunstigen Küche mit dem Gesinde vergnügt, um einen Fischer aus Wendland zu verführen, hat Katharina Gericke sogar die Sprache des 18. Jahrhunderts ausgegraben. Da gibt es "Krammetvögel" und "Hauptweh", "Buketten" und "Tritte ins Gemächte". Die Schauspieler mussten für die Uraufführung in Mannheim viel üben, die Kritiker waren nicht erbaut. Gericke's Vokabular ist nun mal nicht für jeden. Sie ist eine Exotin. Wer würde außer ihr heute noch behaupten: "Für mich ist Theater gehen, sprechen, deklamieren, schreien"? Dass sich auf der Bühne letztendlich alles um die Sprache dreht?

"Ob ich will oder nicht, ich schreibe in der DDR-Tradition", sagt sie. "Man wusste, dass man Mittel haben müsse, um eine dramatische Geschichte zu erzählen, Theaterrmittel, sprachliche Mittel." Doch den Weg ins Theater hatte ihr die DDR verbaut. Nach einem Volontariat am Potsdamer Hans-Otto-Theater

verließ ihre Bewerbung für das Studium der Theaterwissenschaften zweimal im Sand. Schließlich fand sie sich damit ab, hing den Traum an den Nagel und studierte Wirtschaftswissenschaft in Leipzig. Damals sei sie ohnehin gewohnt gewesen, das Gegebene nicht in Frage zu stellen. Und als sie 1989 nach den Ferien nach Leipzig zurückkam, erinnert sie sich, packte sie erst einmal die Angst. "Es war klar, dass mit der DDR auch die soziale Sicherheit untergehen würde."

Die Wiedervereinigung? Sie sei nach dem Mauerbau geboren, für sie habe die BRD gar nichts bedeutet. Deutschland war für sie ein Phantom aus den Geschichtsbüchern. Und doch, sagt sie, habe sie dem vereinigten Deutschland das Stückeschreiben zu verdanken.

Nach der Wende erlebte sie in Leipzig, wie die Universitätsstrukturen zusammenbrachen, Professoren wegen ihrer Stasi-Kontakte rausgeworfen wurden, an deren Stelle Leute kamen, die den Studenten, wie sie sagt, das Nilpferd- und Jeanshosenprinzip verklickern wollten.

Katharina Gericke brach das Studium ab, ging zurück nach Potsdam, wollte Theaterwissenschaft an der Freien Universität studieren oder Szenisches Schreiben an der HdK. Plötzlich klappte alles. Sie erhielt Zusagen. Sie entschied sich fürs Schreiben. Rückblickend, so sagt sie, die bessere Entscheidung. Die Konkurrenz zwischen den Studierenden an der HdK sei anregend gewesen, und sie habe viel Handwerklich-Praktisches gelernt.

Derzeit arbeitet Katharina Gericke an einem Schachtelroman als Bühnenstück. Ein Mann und eine Frau - er Russe, sie Ostdeutsche - lernen sich in den 50er-Jahren in Gera kennen, lieben sich, müssen sich zwangsweise trennen. Er kehrt nach Russland zurück, vierzig Jahre später treffen sie sich in Deutschland wieder. Gericke will den Stoff über diese vierzig Jahre Geschichte in Rückblenden aufrollen. Sie will, sagt sie, "die DDR- und die sowjetische Geschichte mythisch, nicht dokumentarisch erzählen". Denn an der Historie habe sie schon immer nur die Idee interessiert, die Utopie, das Projekt. Wenn sie auch zum Scheitern verurteilt sind.

Es gibt Fragen, die sie nicht so einfach beantworten will. Dann zeigt sie sich verblüfft, zögert. Dann hebt sie mit einem Ruck den Kopf hoch, schiebt die Brille auf der Nase zurecht, streift die Haare hinters Ohr und blickt den Fragenden herausfordernd an. Warum sie immer wieder in die Vergangenheit zurückgehe, ihre Stoffe aus der Geschichte hole? Die Antwort: darum. In der Gegenwart kenne sie sich nicht aus. Ja, die Gegenwart, sie habe schon in der DDR gelernt, sie zu ignorieren, vielleicht komme ja daher ihre Vorliebe für die Geschichte.

Und überhaupt. Dramatische Figuren sind im Heute gar nicht vorhanden, sagt sie. "Schauen Sie sich um: nur Kleinbürger, Kleinbürger wir alle, klein, klein, klein... Menschen für Küchenkammerspiele." Sie denkt an Paare, die sich quälen, weil sie sich längst nicht mehr lieben, an Väter, die Töchter vergewaltigen, pubertierende Gewalttäter, und so weiter.

Und auch sonst... Die Gegenwart ist für Katharina Gericke der Alltag: Um sieben Uhr aufstehen, ein Kind erziehen, studieren, schreiben. Oder wie jetzt, unterm Regen auf einen Bus warten, der nicht kommt.

Wie ein Platzregen Der junge Elias Canetti machte im Sommer 1928 Bekanntheit mit der Berliner Szene

Von Aureliana Sorrento

Die Hand wippt über den Seiten, schlägt sie vorsichtig an den Blattzipfeln auf. Das Papier ist vergilbt, aber noch fest, nur die Kanten des Buchdeckels sind abgescheuert. "Berliner Adressbuch 1930" liest man auf dem Deckblatt. "Man muss den Band des darauf folgenden Jahres nehmen", sagt der Museumsmann, "die Adressbücher hat man immer später angefertigt." Gerd Heinemann liest, überliest. Mit der Fingerkuppe streift er die Spalten, flusekleine Schriftzeichen. Solche, wie sie aus den Buchrücken in den Schränken hervorlugen, die das Depot der Stiftung Stadtmuseum füllen. Durch die Fenster zwischen den Regalen flirrt blass der Teich, dahinter ragen neugetünchte Plattenbauten, der Lanzenkopf des Alex. Auch das, sicher, wird in den Bänden gespeichert sein. Berlin 2001. "Hier!" Die Hand ist stillgestanden, der Fingernagel deutet auf den Fettdruck: "Kurfürstendamm 76". Mitte Juli 1928 fuhr Elias Canetti über die Sommerferien nach Berlin. Er war damals 23 Jahre alt, studierte Chemie in Wien, hatte Gedichte geschrieben, Pläne zu einem Werk über die Masse geschmiedet, aber noch nichts veröffentlicht. Nach Berlin kam er auf einen Anruf Ibby's, einer befreundeten ungarischen Dichterin. Ibby muss nicht gerade eine ätherische Erscheinung - Pomona nennt er sie einmal in seiner Autobiografie - doch eine Schönheit gewesen sein. Nach kurzer Zeit in Berlin kannte sie jedermann, der sich zu Kunstzwecken in der Metropole tummelte; schließlich hatte sie Canetti dem Verleger Wieland Herzfelde empfohlen. Herzfelde war so kulant, den Unbekannten aus Wien nicht nur mit der Vorbereitung einer Biografie von Upton Sinclair zu betrauen. Auch überließ er ihm, da er im Sommer mit seiner Familie am Nikolassee wohnte, einen Teil seiner Wohnung am Kurfürstendamm 76. Canetti bekam ein kleines Schlafzimmer und ein anliegendes Arbeitszimmer "mit einem schönen runden Tisch". Das Anwesen am Kurfürstendamm 76, so steht im Adressbuch, gehörte dem Bankhaus Schönberger & Co. Im Erdgeschoss hatte sich ein Tabakwarenhändler eingemietet, "Gebrüder Gerstmann, Zigarren" war die Geschäftsadresse. Wieland Herzfelde, Verleger, Gründer des Malik Verlags, Mitglied der KPD und des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, Bruder des Dadaisten John Heartfield und Förderer von George Grosz, wohnte im Dachgeschoss. Seine Wohnung verfügte über einen Telefonanschluss. "Das Haus lag mitten im Trubel", erinnerte sich Canetti Jahrzehnte später, "aber so hoch oben schien es ruhig, da dachte man wenig an den Lärm." Was er aus den Fenstern von Herzfeldes Dachwohnung sah,

hat Canetti nicht festgehalten. Aber der Geräuschpegel, der am ehemaligen Reitweg der Hohenzollern herrschte, blieb ihm im Gedächtnis. Berlin zählte damals über vier Millionen Einwohner, 49 Theater, drei Opernhäuser, drei große Varietees, 75 Kabaretts, 363 Kinos, 200 Verlage, 16 000 Gaststätten und 2 633 Zeitungen und Zeitschriften. Die Wogen, die all dies Treiben schlug, brandeten, gischten und bitzelten am Kudamm. Die modernsten Geschäftshäuser, die glitzerndsten Kinos, die elegantesten Konfektionsläden, die beliebtesten Theater, die Cafés und Restaurants très en vogue waren dort zu finden. Auf den Schienen, die den Boulevard durchschnitten, fuhren die Straßenbahnen im Takt. Autos rollten unablässig über die Fahrbahnen. Köpfe, Köpfe, Köpfe, Bowler, Schals und Pelzkragen, drängten sich dicht an dicht um die Tischchen der Straßencafés. Ein Gewimmel, in dem die "Stützen der Gesellschaft" neben Schiebern, Künstlern, Geistesarbeitern und Huren tollten. Anfangs wunderte sich Canetti, dass er keine zehn Schritte gehen konnte, ohne jemandem zu begegnen, der berühmt war. Heinemann hat einen alten Scherl-Stadtplan aus einem metallischen Schubfach herausgeholt. Er sucht mit der Lupe der Linie des Boulevards entlang zwischen Viktoria-Auguste-Platz und Halensee. Hinter der Linse sticht die Zahl 76 von den ausgeblichenen Farben ab. Er findet sie neben dem Lehniner Platz, an der Ecke Güstrierstraße, die es nicht mehr gibt. Kurfürstendamm 76. Es steht immer noch dort, wo sich das Haus von Schönberger & Co. befand. Ein Neubau, Steinplatten und Rechtwinkel, sechs Stockwerke hoch. Gräulich wie der Winterhimmel. An der Frontecke links der Laden eines Coiffeurs, rechts davon ein Küchengeschäft für das Charlottenburger Meublement. Vom dritten Stock herab blickt ein altes Fensterlieschen auf den Gehsteig, wo der Wind um Glasschaukästen fegt. Eine Einwohnerin in strähnigem Pelz kloppt so lange mit dem Schlüsselbund am Türschloss bis es knackt und sie hineinlässt. Abends wurde der Gast aus Wien von Ibby und Herzfelde ausgeführt. Sie stellten ihn jedem ihrer Bekannten vor, und jeder war irgendwie ein Name. Dem Dreiundzwanzigjährigen schwindelte es vor diesem Berlin, in dem das Neue ständig das Alte ablöste und "die Dinge wie Leichen im Chaos umherschwammen"; in dem sich Geist mit Animalität reimte, und beides in höchstem Maße gesteigert wie ein dauernder Platzregen auf einen schlug. Er nahm die Schläge an, "wartete auf neue Schläge", riss die Augen weit auf, schaute und hörte zu. Einige Schritte vom Rathaus Schöneberg, nordwärts. Dort, wo ein massiges Blockhaus selbst die Möglichkeit

irgendeiner Gaststätte zu negieren scheint, so stur stehen da die Haustürchen unter Vordächern in Reih und Glied. Ein Ort, an dem man abends niemanden trifft, es sei denn jemanden, der zur Ampel eilt, um auf der anderen Straßenseite beim Schnellimbiss ein Stück Export-Pizza zu holen. Hier also, in der Lutherstraße 33 - heute haben die Häuser allerdings andere Ziffern - eröffnete Max Schlichter 1925 ein Restaurant. An den Wänden hingen zum Verkauf die Bilder seines Bruders Rudolf Schlichter. Weil der Künstler-Bruder dem Berliner Dada angehörte, später der kommunistischen "Roten Gruppe" beitrug, wurde das Lokal in linken Künstlerkreisen schnell bekannt. Erwin Piscator und Egon Erwin Kisch ließen sich gelegentlich sehen. Bertolt Brecht war bei Schlichter Stammgast. Das Lokal war eines der ersten, das Canetti in Berlin besuchte. Komischerweise hatte er den Eindruck, das Restaurant sei besonders von Schauspielern frequentiert. Unter den Anwesenden fiel ihm allerdings nur Brecht auf. Er muss an dem Abend die Kluft getragen haben, in der ihn Rudolf Schlichter porträtiert hatte: Lederjacke mit dicken Knöpfen, Lederkrawatte und Zigarre in der Hand. "Seine proletarische Verkleidung", folgerte Canetti, der dieser Aufmachung nichts abgewinnen konnte. Von Anfang an war ihm der Mann zuwider: "Seine Worte kamen hölzern und abgehackt, unter seinem Blick fühlte man sich wie ein Wertgegenstand, der keiner war, und er, der Pfandleiher, mit seinen stechenden schwarzen Augen, schätzte einen ab." Bertolt Brecht - ein Pfandleiher. So sieht er auch im Porträt aus, das Rudolf Schlichter von ihm gemalt hatte: heruntergekniffene Augenwinkel, heruntergepresste Mundwinkel. Ernst Joseph Auricht, der Brecht um ein neues Stück ersuchen wollte, verglich seinen Ausdruck mit dem eines Asketen und eines Galgenvogels. Brecht schlug ihm eine Bearbeitung von John Gays "Beggars Opera" vor. Für den 31. August 1928 war die Uraufführung der Dreigroschenoper angesetzt. Sie fand im Theater am Schiffbauerdamm statt, das Publikum quietschte vor Freude und polterte Beifall. Elias Canetti war mit Ibby anwesend, klatschte aber nicht. "Es war der genaueste Ausdruck dieses Berlin", schrieb er später, "Die Leute jubelten sich zu, das waren sie selbst und sie gefielen sich. Erst kam ihr Fressen, dann kam ihre Moral, besser hätte es keiner von ihnen sagen können." B.B. - das Gottseibeius. Canetti sah Berlin mit den Augen von George Grosz. Nicht erst, nachdem Grosz ihm seine Zeichenmappe "Ecce Homo" geschenkt hatte. Grosz' Zeichnungen kannte Canetti aus Frankfurt am Main, wo er in der Auslage einer Jugendbücherstube Bücher von ihm gefunden hatte. Dann ging er mit Herzfelde zu Grosz, er sah die Ecce-Homo-Bilder, die als pornografisch verboten worden waren, fortan fand er sie überall, diese Tiern Menschen aus dem Nachtleben Berlins. Grosz' Homunkuli mit gezwirbeltem Schnurrbart, seine Circen und Scharteken mit entblößten Leibern schoben sich wie eine getönte Brille zwischen ihn und die Stadt.

Selbst die Laternen haben sich in der Rankestraße dem Gebot der Nützlichkeit angepasst. Funktional und mehr nicht sind die Bauten, denen die Schuttbrachen gewichen sind. Sichtbeton, quadratische Luken, eng beieinander. Stahlmasten mit dem Kopf eines Frosches bestrahlen den Gehweg, den Autos immer verstellen, obwohl es gleich nebenan ein Parkhaus gibt. Tuckern von Motoren beim Einparken. Tuckern von Motoren beim Ausparken. Stöckeln von Damen ins Wertheim. Stöckeln von Damen aus dem Wertheim. Das Kaufhaus hat einen Seiteneingang in der Rankestraße, wo es Rosenthal-Design und Apollo-Optik ausstellt. Rankestraße 4. Einmal, bestimmt, ist das Haus in Trümmern gewesen. "Es war bei Schwannecke, einem Restaurant, das mir luxuriös vorkam, vielleicht weil man nachts und nach dem Theater hinging, es wimmelte dann nur so von berühmten Theaterleuten. Kaum hatte man einen bemerkt, ging schon ein anderer vorbei, der als noch bemerkenswerter galt, es gab ihrer so viele in dieser Blütezeit des Theaters, dass man bald darauf verzichtete, jeden von ihnen zu beachten. Aber es kamen auch Schriftsteller, Maler und Mäzene, Kritiker und Nobeljournlisten, und immer war Wieland, mit dem ich gekommen war, so aufmerksam, mir zu erklären, wer die Leute waren." In der Rankestraße 4, wenige Minuten von der Gedächtniskirche entfernt, lag die Weinstube Stephanie. 1921 hatte der Schauspieler Viktor Schwannecke das Restaurant eröffnet, das er nach dem Vornamen seiner Frau benannte. Doch sagte man "zu Schwannecke", wenn man dorthin essen, schlemmen, plaudern und angeben ging. Der Betreiber hatte seine Verbindung zum Theater nicht abreißen lassen, und sie brachte ihm eine sichere und ausgefallene Kundschaft ein. Premieren wurden ausschweifend bis in die Frühe gefeiert, auf den Zeitungsjungen wartend, der mit den ersten Rezensionen hereinkam. An einer Tafelrunde bei Schwannecke lernte Elias Canetti Isaak Babel kennen. Unter den Künstlern, die viel auf sich hielten und dies meisterhaft zur Schau trugen, fiel Babels Zurückhaltung auf. Nicht als "Schauspieler seiner selbst", nicht als "Berliner wie die anderen" war er gekommen, er wirkte eher als "Pariser". Verschwiegen und achtsam. Seine Aufmerksamkeit wandte er allem und jedem zu, nur für die Eitelkeiten der Künstler hatte er offensichtlich nichts übrig. Wo Canetti Babel beschreibt, beschreibt er seine fortschreitende Entzauberung. Das Berliner Leben ging schließlich an die Substanz. Schnell fanden der Autor der "Reiterarmee" und der "Geschichten aus Odessa" und der Student aus Wien zueinander. Wenn sie sich bei Schwannecke oder Schlichter trafen, dann nur, um sich gleich fortzuscheren. Sie fuhren in eine der vielen Aschingers-Bierquellen, die es überall in der Stadt gab. Dort bekam man für 30 Pfennig Löffelbissen mit Spitzbein und Brötchen, man saß mit Arbeitern am selben Tisch. So verbrachte Elias Canetti seine letzten Wochen in

Berlin. Gegen das Café-Geklirre hat das Lied keine Chance, sich durchzusetzen. Es kommt wie gemummelt aus den Boxen, als würde Madonna immer wieder die Stimme versagen. Stoßzeit im Mövenpick, ein Kränzchen an jedem Tisch. Beschürzte Kellnerinnen kreiseln mit Kuchen und Kännchen durch den Saal. Durch die Glaswand dunkelt im Schummerlicht der hohle Torso der Gedächtniskirche. Als der Breitscheidplatz Viktoria-Auguste-Platz hieß und dem Potsdamer Platz den Rang des verkehrsreichsten Platzes Europas abgelaufen hatte, lag zwischen der Budapester und der Tauentzienstraße ein Geschäftshaus in neoromanischem Stil. Das Erdgeschoss auf der Vorderseite gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche nahm das Romanische Café ein, das hässlichste und meistbesuchte Kaffeehaus Berlins. Nachmittags, wenn Rauchschwaden über den Tischen waberten, der Boden mit Kippen übersät war und der Geräuschpegel weit über der Verträglichkeitsgrenze stand, lief die Arbeit dort auf vollen Touren. Im Romanischen Café wurden Stücke besprochen, Artikel bestellt, Texte auseinander genommen, Verleger und Intendanten gesucht, Verträge abgeschlossen und die letzten Dinge verhandelt. Es war die Künstlerbörse Berlins. Kurios, dass Canetti sie nur einmal erwähnt und dann auch sozusagen en passant. Wobei die Erwähnung ihm zum Urteil gerät über all das, was er in Berlin gesehen hatte: "Die Besuche im Romanischen Café, . die gewiss auch ein Vergnügen waren, galten nicht diesem allein. Sie entsprangen auch der Notwendigkeit zu einer Selbst-Manifestation, der niemand sich entzog. Wer nicht vergessen werden wollte, musste sich sehen lassen." Was freilich allezeit gilt. Das Europa-Center steht heute dort, wo sich das Romanische Café befand. Aus der Glasfassade des Mövenpick-Cafés in der ersten Etage blickt man auf den Platz hinunter, auf die rote Marmorgruft, die man Brunnen nennt, auf gehetzte Fußgänger, die in Handys palavern. Am Tisch nebenan besprechen zwei längst ergraute Damen Angelegenheiten ihrer Belle Époque. Um diese Uhrzeit geht der Museumsmann nach Hause, den Teich entlang. Ausgeknipst sind schon die Glühbirnen im Depot. Am Tauentzien stürmen Käufer die Geschäfte. Durchs Glas blinken Leuchtreklamen linker Hand. Katzenmutterseelenallein kratzt der Kirchenstumpf die Dunkelheit. Dem Dreiundzwanzigjährigen schwindelte es vor diesem Berlin, in dem das Neue ständig das Alte ablöste und die Dinge wie Leichen im Chaos umherschwammen.

Berlin (BLN) Deutsches Reich (D) Österreich (A)
Elias Canetti Literatur Alltag und Soziales Leben
Bericht Erfahrungsbericht Porträt Männliche Person
Historisches

ITALIEN Der verschollene Wahlzettel

Von Aureliana Sorrento

Ich durfte nicht gegen Berlusconi wählen. Man mag einwenden, dass mein Wahlzettel ohnehin nutzlos gewesen wäre. Es ist trotzdem ärgerlich, wenn man weiß, dass auch daran die altkommunistischen Ritter der reinen Lehre einen Teil der Schuld tragen: Bis heute haben sie verhindert, dass Auslandsitaliener per Brief wählen können. Denn einst ließen sich jene vornehmlich in Übersee oder in Wolfsburg nieder, lasen "La Gazzetta dello Sport" und waren wie Gianfranco Fini der Meinung, Mussolini sei der größte Staatsmann des Jahrhunderts gewesen. Oder zumindest stellten sich die italienischen Kommunisten das so vor. Heutzutage leben die Auslandsitaliener überall, auch in Berlin und bevorzugt in Prenzlauer Berg. Da kaufen sie "La Repubblica" am Kiosk in der Eberswalder Straße und strömen in aller Herrgottsfrühe ins Café "Sowohl als auch", weil man dort wie in Italien schon um acht Uhr morgens frühstücken und so am angenehmsten über den Wahlausgang fluchen kann. Aber solche Entwicklungen sind an den italienischen Altkommunisten unbemerkt vorbeigegangen. In Sachen Globalisierung waren sie nie besonders firm. Hätte ich also gegen Berlusconi wählen wollen, hätte ich nach Italien fliegen müssen. Wenn man mich in den Flieger reingelassen hätte. Denn einen Personalausweis besitzen Auslandsitaliener nicht, und mein Reisepass war seit dem 8. April abgelaufen. Dabei hatte ich rechtzeitig die Abneigung gegen die landsmannschaftlichen Behörden überwunden und Anfang April die italienische Botschaft aufgesucht. Ich wurde von einem äußerst höflichen Carabinieri empfangen, der mir sofort den berühmten Reisepass abnahm. In dem Zimmer, in das er mich wies, gab es bequeme Polstersessel und keine Schalter, zwischen denen hin und her gelaufen und gebrüllt wurde. Niemand stand herum, um auf den nächsten Beamtenruf loszusprinten und die anderen Wartenden zu überholen. Alle saßen und unterhielten sich brav, manche flüsterten sogar. Dann wurde ich von einer Dame, die im Preußenschritt hereinmarschierte, in ihr Zimmer befohlen. Sachlich teilte sie mir mit, ich sei nicht in der Liste der Auslandsitaliener eingetragen und gelte deshalb für den italienischen Staat seit neun Jahren als verschollen. Auf meinen Einwand, mein Reisepass sei doch vor fünf Jahren von einem italienischen Konsulat in Deutschland ausgestellt worden, entgegnete sie, das hätte nichts zu sagen, es sei auf jeden Fall meine Schuld. Ihre Stimme wurde lauter und schriller: Man müsse nun Forschungen über mich anstellen, bei diversen Behörden nachfragen, alle benachrichtigen, dass ich wieder aufgetaucht sei. Beinahe fühlte ich mich wie

eine reuige Terroristin, der man die Reue nicht abnehmen will. Jedenfalls kann sich jeder die Wehmut ausmalen, die mich beim Gedanken ergriff, dass die deutschen Behörden ihrerseits seit knappen neun Jahren alles von mir wissen und es mich mit punktgenauer Regelmäßigkeit spüren lassen. Mein Pass wurde nicht verlängert. Erst einmal musste meine Identität im Einverständnis aller beteiligten Ämter sichergestellt werden. Das hat 36 Tage in Anspruch genommen. Als ich in meinem Briefkasten die Karte vorfand, die mich zur Verlängerung meines Reisepasses wieder in die italienische Botschaft einberief, waren die Wahlauszählungen in Italien abgeschlossen. All die Zeit war ich ohne feste Identität, verschollen, schlimmer noch: staatsbürgerlich inexistent gewesen. Und einen inexistenten Staatsbürger kann man natürlich nicht wählen lassen. Nichtsdestotrotz ist mein Wahlzettel bei meinen Eltern in Rom angekommen, und zwar an einer Adresse, an der ich noch nie gewohnt habe. Wie dem auch sei. Vor ein paar Tagen war ich noch mal in der italienischen Botschaft, wurde noch mal vom selben Carabinieri äußerst höflich empfangen und bekam meine Pass-Markierung von einer Frau, die sich sehr echauffierte, dass ich nicht im Wartezimmer auf sie gewartet hatte. Man darf im Gang nicht stehen, warnte ein Plakat, das ich übersehen hatte. Es muss ein Zeichen der berlusconianischen Wende in der Law-and-Order-Politik sein. Auch klebte am Schalter ein Aushang mit dem Stempel der italienischen katholischen Mission, der aber im Stil einer Berlusconi-Post-Wahl-Kampagne verfasst war: "Liebe Landsleute, willkommen! Hier werdet ihr Gehör und Verständnis finden, man wird euch helfen, eure Probleme zu lösen. Sich aufregen und schimpfen kann nur die Dinge verkomplizieren. Die Ruhe zu bewahren, ist ein Zeichen der Zivilisation. Nicht fluchen ist ein Zeichen des Respekts." Also, liebe Landsleute, bitte nicht fluchen. Weder über Pässe noch über die Wahlen. "Sarà quel che sarà." - Es wird, was es wird.

Grelle Bilder Harun Farocki ist der Wissenschaftler des Kinos

Von Aureliana Sorrento

Er lacht. Von ganzem Herzen und in tiefem Bass, und es wirkt ansteckend. Man muss mitlachen, obwohl man nicht weiß, ob er über den Fragenden lacht, der nicht im Bilde sein kann über das Gewesene oder über sich selbst, über "den Verrückten, der ich halt bin". Sollte einer derjenigen, die sich an der Jahreszahl '68 verbeißen, ihn nach jener Zeit fragen, würde er das Wort: "Kinderkram" hören. Und Lachen. Es ist aber nicht das Lachen des Renegaten. Harun Farocki hat nie einen Hehl aus seinem Engagement gemacht. Und die achtzig Filme, die er seit 1969 gedreht hat, sind immer wieder der Versuch gewesen, Schrauben im kapitalistischen System locker zu machen, mit der Kamera die Funktionsweisen des Apparates bloßzulegen. "Gefängnisbilder", der jüngste: ein Essay über den Topos Gefängnis in der Filmgeschichte, zugleich eine Anklage gegen das industriell organisierte, keimfreie Barbarentum amerikanischer Strafanstalten. 1968 studierte Harun Farocki an der Deutschen Fernseh- und Filmakademie Berlin, ein Eleve des Gründungsjahrgangs. Erst zwei Jahre zuvor war Westdeutschlands erste Lehranstalt für Film und Fernsehen aus der Taufe gehoben worden. 1967, nach dem Schahbesuch am 2. Juni und dem Tod von Benno Ohnesorg, brodelte es in der DFFB wie auf dem Pflaster der geteilten Stadt. Ende Mai 1968 war es soweit: Aus Protest gegen die Notstandsgesetze besetzten die Studenten die Filmakademie, benannten sie zur Ehre des sowjetischen Regisseurs Dziga Wertow in Dziga-Wertow-Akademie um und hissten auf dem Dach des Deutschlandhauses, wo die DFFB Unterschlupf gefunden hatte, eine rote Fahne. Der SFB-Intendant Franz Barsig, der aus dem benachbarten Sendergebäude die Flagge des Feindes flattern sah, kam persönlich vorbei, um seinem Ärger Luft zu machen. Akademiedirektor Heinz Rath sack behielt hingegen einen kühlen Kopf und schickte die Polizei. Das Haus wurde geräumt, die 18 Rädelsführer - darunter: Holger Meins - mit einem Kündigungsschreiben bedacht. Harun Farocki war einer der Relegierten. Der "Kinderkram" war für ihn vorbei. "Wissen Sie, dass die DFFB jetzt in ihren Broschüren meinen Namen erwähnt?" sagt er mit Genugtuung. Seitdem ihn Cathrine David zur documenta X eingeladen hat, gilt Harun Farocki als Klassiker eines eigenen Filmgenres. Seine Filme werden auf Festivals und in Museen rund um den Globus gezeigt; im Februar widmete ihm das Museum of Modern Art eine Retrospektive. Aber damals an der Akademie hatten die Professoren nicht nur an seinen politischen Aktivitäten Anstoß genommen, sie hatten auch die Filme durch den Wolf gedreht, die er für die Prüfungen produzierte. "Jeder

ein Berliner Kindl" brachte ihm das erste "Durchgefallen" ein. Dass sich Farockis Kamera hier darauf beschränkte, über die Werbeplakate der Kindl-Brauerei zu fahren, während seine Stimme die gezoomten Details aus den Postern kommentierte, das war den Prüfern schlichtweg zu wenig. Zu kahl, zu streng, zu minimalistisch. "Minimalismus war damals nicht akzeptiert als Stil", erinnert er sich. Über "Die Worte des Vorsitzenden" seien die Dozenten dann "völlig entsetzt" gewesen. Da las jemand aus einer Mao-Bibel vor, faltete eine Seite zu einem Pfeil und warf ihn einem Maskierten zu, der eine Papiertüte mit den Zügen des Schahs auf dem Kopf trug. Solche Masken hatten die Studenten getragen, die am 2. Juni gegen den Schahbesuch demonstrierten. In folgender Studienarbeit "Ihre Zeitungen" ließ Farocki Springer-Blätter auf Berliner Straßen regnen und Gläser bei schwarzem Bild klirren. Am 2. Februar 1968 wurden die Scheiben der Berliner Morgenpost-Redaktion eingeschlagen. Es gab dann noch einen Spot, der in einer Pause auf einem Dach gedreht wurde. Titel: "Anleitung, Polizisten den Helm abzureißen." Den Polizisten spielte der kurzhaarigste und dickste aller Kommilitonen. Die stoische Ruhe, mit der Farocki auf seinem Stuhl sitzt, ein wenig an die Wand gelehnt, langsam Tee trinkend und Tee einschenkend - "Ayurvedischer Tee, höchst spirituell!" - ist rasch verflogen, wenn er darauf zu sprechen kommt. Dann wedelt er mit der Hand, als wäre sie ein Fächer, der zum Scheuchen lästiger Fliegen parat lag. Im Rückblick findet er das Niveau beschämend, auf dem die Diskussionen in den Aulen stattfanden und Film-Messages in die Welt lanciert wurden. Im Klima jener Tage hätten Spots wie seine "Anleitung, Polizisten den Helm abzureißen" die Funktion von Propagandaplakaten gehabt, gesteht er ein. Ähnlich manchen Kriegsplakaten, auf denen man einen Soldat stürmen sieht. "Implizit sollte damit gesagt werden: Vorwärts oder Attacke oder was weiß ich was, so was ganz Vages und Blödes." "So was ganz Vages und Blödes" war "Nicht lösbares Feuer" nicht mehr. In dem Film, den Farocki 1969 in drei Monaten drehte und schnitt, montierte er Fernsehbilder von brennenden Kindern in Vietnam auf kurze Spielszenen. Wie in einem Brecht'schen Lehrstück wurde darin die Situation der Wissenschaftler durchgespielt, die sich bei der Napalmproduktion verdingt hatten. Im Fokus stand die Firma Dow Chemical, die in normalen Zeiten Klarsichtfolie für den Haushalt herstellte, während des Vietnamkrieges jedoch das "nicht lösbbare Feuer" erzeugte. An deren Beispiel führte Farocki vor, wie labil die Grenze zwischen Friedens- und Kriegsindustrie ist. In "Zwischen zwei Kriegen" nahm

er dann die wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen ins Visier, die vom Kapitalismus in den Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg geführt hatten. Ein Film, stringent wie ein Theorem, der eine These Horkheimers demonstrierte. Es waren aber vielleicht nicht nur Lektüren, die den Krieg zu "seinem" Thema machten. Harun Farocki - den Familiennamen deutsche er später ein - ist ein Kriegskind, im wörtlichen Sinn. Geboren wurde er 1944 in Neutitschein, ehemals Sudetengau, heute Nový Jičín, Tschechien. Mutter Lili Farocki war während der Bombardierung Berlins dorthin evakuiert worden. Vater Abdul Qudus Farocki, ein indischer Arzt, war in den 20er-Jahren nach Deutschland eingewandert. Er hing einer Fraktion der indischen Kongresspartei an, die während des Krieges mit den Nazis gegen die Engländer kollaboriert hatte. Die Familie kam nach dem Ende des Krieges in Hamburg zusammen; 1947 wurde sie nach Indien repatriert. "Dann sind wir furchtbar herumgefahren in Indien", erzählt Harun Farocki, "es gab ja Bürgerkrieg, den großen Krieg zwischen Hindus und Islams." Man lebte auf großem Fuß, solange Vater Abdul als Leibarzt des Fürsten von Bhopal diente, kurz darauf saß man wieder in einer Baracke des Roten Kreuzes. Von Indien flohen die Farockis nach Indonesien, das sich gerade von den holländischen Herrschern befreite; Jakarta war die erste Etappe, dann ließen sie sich in West-Java nieder, wo der Vater ein Hilfskrankenhaus errichtete. 1956 konnte die Familie schließlich nach Deutschland zurückkehren, ins Deutschland der Adenauer-Ära. In Bad Godesberg erlebte der Schüler Farocki den katholischen Klerikalismus, in Hamburg die "Herrschaft der Bourgeoisie". Vehement erwehrt er sich allerdings gegen "das verrückt anachronistische Regiment", das der Vater zu Hause führte, "weil ihm nach zwei Kriegen und mehreren Kulturwechseln jeder Realitätssinn abhanden gekommen war". Als sich der achtzehnjährige Harun 1962 nach Berlin absetzte, war es nicht sein erster Fluchtversuch. Nur der erste, der ihm gelang. Aber für die rastlose Kindheit sei er dankbar, sagt er. "Wenn man als Kind so oft umzieht und immer wieder alles verliert, von Freunden, Haus, Garten Abschied nehmen muss, dann prägt man sich alles gut ein, dann erinnert man sich an jede Einzelheit." Doch von den Bildern, die er bei jedem Ortswechsel mit sich nahm, erzählt er nichts. Eher müht er sich, die persönlichen Erinnerungen in einen historischen und gesellschaftlichen Kontext zu fügen. Redet von den Unabhängigkeitsbewegungen in Asien während des letzten Weltkrieges, vom Zustand der deutschen Gesellschaft in den fünfziger Jahren, vom Skandal eines Lehrers, der, obgleich antinazistisch gesinnt, jeden Schüler aus proletarischem Milieu vom Abitur fernhielt. Davon, dass der Vater-Sohn-Konflikt in seinem Fall sich nicht mit dem typischen Konflikt der Zeit gedeckt habe. Harun Farocki ist ein Kriegskind und ein Nachkriegskind, mit Sonderlasten. Aber all dies zur Leinwand zu bringen, daran denkt er

nicht. Das "Warum" ist eine verfängliche Frage. "Ich möchte keine Erzählabsichten haben", bricht nach langem Tippen auf die zusammengepressten Lippen aus ihm heraus. Manchmal schneidet er Grimassen wie ein Bengel, der auf frischer Tat ertappt wurde. Dabei ist Harun Farocki ein Wissenschaftler des Kinos. Farocki umzirkelt seine Themen wie Erkenntnisfelder. "Ich sammle Informationen, Ideen, Vorstellungen." Intentionen sind ihm suspekt. Und wenn er früher Thesen aufstellte, will er heute nur Fragen aufwerfen. Eines gilt jedoch immer noch: Das, was aus "Zwischen zwei Kriegen" immer wieder zitiert wird, um das Besondere seiner Filme herauszustreichen: "Wenn man kein Geld hat für Autos, Schießereien, schöne Kleider - wenn man kein Geld hat für Bilder, die die Filmzeit wie von selbst verstreichen lassen, dann muss man seine Kraft in die Intelligenz der Verbindung der einzelnen Elemente legen." So viel Geld hatte er nie, weder für Nervenkitzel noch für Netzhautkaressen. Denn er war immer sehr darauf bedacht, sich den Kinoproduktionsmoloch vom Leibe zu halten. Seine Filme finanzierte er mit Auftragsarbeiten für das Fernsehen oder mit Fördergeldern. Für "Zwischen zwei Kriegen" sorgte er sogar selbst für die Werbung: Besprühte in Berlin Außenwände und Autobahnunterführungen, lief mit einem Plakat auf dem Bauch herum und ließ sich bei der Berlinale mit Schokoküssen bewerfen. Eine Form des Guerilla-Marketings - wie sein Werkmonograf Tilman Baumgärtel befand - oder eine aussichtsreiche Art, sich selbst zum Außenseiter zu machen. Heute ist Harun Farocki Inhaber einer Filmproduktionsfirma mit einem einzigen Angestellten, ihm selbst, und Sitz in seiner Lichtenberger Wohnung. Da stehen Equipment und Schnittplatz, an den hohen Altbauwänden entlang passiert man sein Buch- und Filmarchiv, im Hausflur stößt man auf Kartons mit der Aufschrift "VHS...Harun Farocki Production". "Bilder der Welt und Inschrift des Krieges", der 1988 beim Internationalen Filmfestival Edinburgh Premiere hatte und von den Kritikern für sein Meisterwerk gehalten wird, verbindet scheinbar disparate Sachen: den Besitz von Kolonien in Algerien 1960 und Auschwitz 1944, Bilder aus einer Kunstakademie und von Maschinenarbeitern in einer Fabrik, die Geschichte des Messbildes und Luftbilder von Auschwitz. Am Anfang sieht man Wellen in einer Versuchsanlage, in der die Bewegung des Wassers erforscht wird. "Diese Bewegung bindet den Blick, ohne ihn zu fesseln und setzt Gedanken frei", lautet der Text zum Bild - eine Einladung an den Zuschauer, ins Tohuwabohu der Erscheinungen frei einen Sinn zu legen. Den einzigen Orientierungspunkt in dem Film stellen Flugfotos von Auschwitz dar. Am 4. April 1944 waren sie von einem amerikanischen Bomberflugzeug aufgenommen worden, aber erst 1977 erkannten CIA-Agenten bei einer erneuten Auswertung, was die Kamera abgelichtet hatte. Das bisher unkenntliche Raster, das die Luftaufnahmen zeigten, erwies sich als

Komplex von Gaskammern, Verbrennungsöfen, Baracken. Eine verschwommene Linie von Punkten wurde als Schlange von Häftlingen identifiziert. Um richtig gelesen zu werden, brauchten die Fotos einen bereits aufgeklärten Leser. Sie konnten von Auschwitz nichts erzählen, solange man von Auschwitz' Existenz nichts wusste. Auschwitz wurde nicht bombardiert. Der Film, in dem der Begriff Aufklärung als variable Sprachhülle entlarvt wird - "ein Wort in der Geistesgeschichte, ein Wort in der Militärsprache, ein Wort in der Polizeisprache" - markiert das Debakel der Aufklärung als Debakel der Bilder. Seitdem hat Farocki nicht aufgehört, die Frage nach dem Bild zu stellen. Nach den Bildern, die die Wirklichkeit ablichten oder sie konstruieren. Nach den Bildern der Reklamen und denen der Medien; nach jenen, die Individuen einer kapitalistischen Gesellschaft von sich selbst ersinnen, um Teil der Warenwirtschaft zu werden. Nach den (Fernseh-)Bildern, aus denen Geschichte gemacht wird. 1993: "Videogramme einer Revolution". Mit Andrej Uijca trug Farocki alle Fernseh- und amateurhaften Videoaufnahmen der rumänischen Revolution von 1989 zusammen, die ausfindbar zu machen waren. Aneinander geschnitten in strenger chronologischer Reihenfolge ergaben sie einen Film, der eher einer Operette ähnelt denn einer Dokumentation historischer Ereignisse. In diesem Fall ließen die Bilder die Frage offen, was zwischen dem 21. und dem 26. Dezember 1989 in Temesvar und Bukarest wirklich geschehen war. In "Ein Bild", "Der Auftritt", "Image und Umsatz" oder "Stilleben", der für die zehnte documenta entstand, nahm Farocki die Darstellungsmuster der Werbung aufs Korn. "Die Schulung", "Die Umschulung" und "Leben BRD" lüfteten die Paranoia von Trainings- und Lehrkursen, in denen man lernt, sein Image zu verkaufen. Auch Filme über Shopping Malls hat er gemacht, aber er glaubt nicht, dass "der letzte Dinosaurier Europas", wie Benjamin den Konsumenten nannte, die Schaufenster noch nötig habe. "Wenn man die Ware sieht", sagt er, "denkt man sofort an all die Filme, die es für diese Ware schon gibt." Man braucht also gute Heftklammerentferner, um die Ware vom Werbespot, die Dinge von deren Schein zu trennen. Längst ist Harun Farocki kein Revoluzzer mehr, sondern selbst Dozent. In den Neunzigern pendelte er zwischen Berlin und Berkeley, wo er eine visiting professorship innehatte. Neulich macht er sich rar in den Filmdepartments und Filmhochschulen des neuen und alten Kontinents. Aber wenn er zu einem Symposium einlädt wie im März in die Berliner "Kunst-Werke", ist der Vortragssaal überfüllt. "Suchbilder" war der Titel der Veranstaltung. Zur Sprache stand sein Projekt, ein Bildarchiv filmischer Ausdrücke zu realisieren: eine Bildkollektion, in der man nachschlagen könne wie in einem Wörterbuch, das über einzelne Begriffe Auskunft gibt. Farocki saß auf dem Podium hinter einem ellenlangen Schreibtisch. Zerzauste schwarze Locken, buntes

Musterhemd, Jeans und Sportschuhe. Um ein professorales Erscheinungsbild hatte er sich nicht bemüht. Wählte umsichtig die Worte, ließ Pausen zwischen den Sätzen. War da, um die Bilder, die hinter ihm an der Wand abliefen, zu erklären, kommentieren, analysieren. Bild-Analyse - sein Heftklammerentferner: ein Werkzeug, um die Wirklichkeit von deren menschengeschaffenen Larven zu unterscheiden. Man bekam es zweifach an jenem Abend. Hinter dem Schreibtisch sprach der Filmemacher von den Bildern in den Filmen, in denen er Bilder der Filmgeschichte kommentiert hatte. Es waren Szenenfolgen, Schnipsel von Klassikern und längst vergessenen Streifen. Aus Archiven hatte er sie geholt, gesichtet, gewählt, zusammenmontiert. So ist "Arbeiter verlassen die Fabrik" entstanden, ein Essay über die Fabrik und ihre Arbeiter, wie sie in den Kinos hundert Jahre lang zu sehen waren. So auch "Der Ausdruck der Hände", über die Rolle der Hände im Film. Aber bei "Gefängnisbilder" kamen die Aufnahmen von Überwachungskameras hinzu, die er in amerikanischen Gefängnissen gesammelt und den filmgeschichtlichen Ausschnitten beigelegt hat. Ätzende, grelle Bilder, die jede Spur des menschlichen Auges vermissen lassen. Wie auch der Alltag in amerikanischen Strafanstalten jeder Spur von Humanität entbehrt. Oft schossen die Wärter, wenn auf den Bildschirmen eine Schlägerei, ein Streit zu sehen war. Oft gab es Tote - aber die Überwachungskamerabilder, die den Tod dokumentieren, unterscheiden sich nicht von allen anderen. Sie sind - scheinbar objektiv, scheinbar authentisch. Szenen, die mit ihrer aufgeblasenen Authentizität einen neuen Mythos aufrichten mögen: das "Authentische", wonach man allenthalben lechzt. Aber Farocki lässt die Bilder nicht allein. Er dreht und wendet sie in der Pfanne seiner Kritik, bis jede schöne Aura davon abgedampft ist. "Mein Programm ist nicht Remythisierung", sagt er. Sein Programm, darf man daraus schließen, ist immer noch Aufklärung - über die Bilder, die nicht mehr aufklären. Farocki lässt die Bilder nicht allein. Er dreht und wendet sie in der Pfanne seiner Kritik, bis jede schöne Aura davon abgedampft ist.

Bundesrepublik Deutschland (BR) Film
Innenpolitik Bericht Film-Rezension Allgemeines
Porträt Männliche Person Einzelzitat

aus **Berliner Zeitung** vom 06.10.2001

Der Abbruch einer Häuserwand StadtGestalten - der Dichter Durs Grünbein lebt seit ein paar Jahren im Osten und Westen Berlins

Von Aureliana Sorrento

Vor seinem Fenster fegen die Züge über die Eisenbahnbrücke. S-Bahn-Züge, ICEs, graffitibekleckte osteuropäische Fabrikate. Sie rumpeln und fauchen und fiepen in den Ohren, als rasten sie durch das Zimmer. "Wenn ich telefoniere, fragen die Leute, ob ich auf dem Bahnsteig sitze", kommt wie auf einer gestörten Ätherwelle. Indessen sitzt er auf einem nietenbeschlagenen Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch. Darüber hängen im Sommer die Fensterflügel sperrangelweit offen. Das Haus ist ein Altbau mit glatter Fassade gegenüber dem Hochgleis der S-Bahn. Keine zehn Meter vom Schreibtisch entfernt verlaufen die Schienen, hat Durs Grünbein in seinem jüngsten Diarium "Das erste Jahr" festgehalten. Jenseits von Pfeilern und Eisenbrücke die Ahornbäume des Savigny-Platzes. Über deren Kronen sah er im Winter Krähen kreisen. "Es heißt, sie seien aus Russland herübergekommen", liest man unter dem Datum 13. Januar, "wie seinerzeit die Truppen der Roten Armee". Wie jetzt Immigranten, die in den grünenden Nischen des Platzes die neue "rodina-mat" aus weichen Zischlauten herausfabulieren, während Ami-Smalltalk und Mahlzeitgeklirre aus den Bistros und Cafés auf den Bürgersteigen herüberweht. Von der Kantstraße her, die den Platz durchschneidet, das Rauschen von Autos und Lastwagen. Auf den Zebrastreifen klappern die Hacken gepudelter Damen in grellseidenen Röcken. Girlies auf Keilabsätzen schlendern, mit Schlaghosen und Handys im Anschlag. So sieht der Trubel aus in West-Berlin, Charlottenburg. "Emsiges Hin und Her, Geschäftigkeit den ganzen Tag über." Und alles verklingt im Geratter der Züge. Stimmen, Sätze, Laute. Aber das stört ihn nicht. Der Dichter, vom Getöse permanent durchströmt, thront auf seinem Stuhl wie auf einem friedsamem Eiland. Eine Ikone jenes "neuen Künstlers", von dem er einst schrieb, er habe kein Programm mehr, sondern nur noch Nerven und einen feinen Spürsinn für Koordinaten. Das war im zweiten Jahr nach der Wiedervereinigung, als Grünbein, endlich entlassen aus der DDR-Grauzone ins buntschille Gemenge der freien Welt, die "Situation des Künstlers jetzt" in einem Essay zu erörtern suchte. "Sein Weg führt ihn im Zickzack durch die urbanen Gefahrenzonen", lautete sein Befund, "nicht anders als der von Kinderbanden, die ihre Zeit mit Autojagden, S-Bahn-Surfing oder Kaufhaus-Piraterie verbringen." Schwankend zwischen Wachsamkeit und Versagen, Neugier und Flucht sah er eine neue Generation schöpferischer Gammler durch die Weltstädte wandeln, "eine Generation von Jet-settern, immerfort unterwegs, beschäftigt mit Uhrenvergleichen und Übersetzungen von einer Lebenssphäre in die nächste, nirgends zu

Hause und nie angekommen". "Transit Berlin" war der Titel der Schrift. In der aus zwei unzusammenhängenden Welten, Zeiten und Daseinswesen nun wieder zusammengezimmerten Stadt erblickte der Autor jenen provisorischen Raum, in dem das unbehaute Künstler-Ich, millionenfach zerlegt, von Reiz zu Reiz flüchtend, eine Art Dasein pflegen kann. Berlin - eine Zwischenzone - schien ihm die einzig mögliche Heimat der Heimatlosen. Dahin zog Durs Grünbein 1985, 23-jährig. Aus Dresden, "die Reststadt . ein Hinterhalt/ für Engel, die der Krieg hier internierte/ Vorm Rückflug." "Dort bin ich geboren", hat er geschrieben, "und es brauchte viel List, da herauszukommen." Aber nach Dresdner Maßstab war ihm Berlin wesensfremd. Nach dem Maßstab des rußgeschwärtzen, zerbombten Barock, mit dem sich das Elbflorenz noch zierte, der Erinnerungen an Italien, Österreich und Polen, die dort zwischen Plattenbauten spukten. In der Hauptstadt der DDR gab es nur Unter den Linden Schinkels Vision eines Spree-Athen, von Einschusslöchern aus dem Zweiten Weltkrieg gezeichnet. Zuerst war er hier Student, exerzierte Theaterwissenschaften in den Humboldt-Sälen, kam in der Warschauer Straße, dann in Prenzlauer Berg unter. Schräg gegenüber einem Energiewerk, das nachts immer brummte, war seine Wohnung mit Ofenheizung und Außentoilette. Er hätte weg gewollt, stellte 1987 einen Ausreiseantrag. Aber bevor ihm eine Antwort darauf erteilt worden wäre, holte ihn die Öffentlichkeit ein. Auf Vermittlung Heiner Müllers erschien "Grauzone morgens", sein erster Gedichtband, 1988 im Suhrkamp Verlag. Danach kam die Wende. Ein Zug nähert sich, Warschauer Waggon, er erkennt sie von weitem. Sie ringen ihm eine Pause ab, ein Lächeln, Reminiszenzen an die eigene Biografie. Ist ein Dichter-Bewusstsein nicht auch ein Speicher für Überreste vergangenen Lebens? In den Danziger Werften fing die Geschichte an, die ihn an den betriebsamen Platz spülte. Am 9. November 1989 war er mit der Menge zur Bornholmer Brücke gepilgert. "In dieser Nacht, als man die Schleusen aufzog, / Ergoß ein Menschenstrom sich in den hellen Teil/ Der Stadt, die eine Festung war seit dreißig Jahren, / Geschleift von einem falschen Wort im Protokoll." "Mit einer letzten Drohung, einer Atempause" wurde seine "Geiselnahme" beendet. Am Morgen des folgenden Tages erschien ihm als Zeichen der Umwälzung an einer Kreuzung ein abgebrannter Trabant, dessen Schlüssel die Besitzer an einen Baum gehängt hatten. Nicht daran, am Wechsel vom östlichen Schwarzweiß in den Technicolor-Film der Marktwirtschaft erlitt er einen Schock. Immer noch muss er manchmal die Augen

zusammenknäuen, damit das regenbogenartige Tohuwabohu die Sehkraft nicht überfordert. Doch das Einzige, was ins Gewicht fiel zu jener Zeit, war die Parole: "Wir wollen raus hier, hört ihr. Wir wollen raus." Seine "Giftküche" - so nennt er im Diarium seine Charlottenburger Wohnung - ist ein staubfreies, makellos aufgeräumtes Kabinett, in dem ein Allerlei an Kulturzitate der strengsten Liebe zur Geometrie untergeordnet wurde. Einem Plakat von 1932 mit dem ukrainischen frauenwerbenden Sowjetspruch "Arbeiterinnen erneuern die Technik!" entspricht, im Eingang postiert, der amerikanische Aufruf zur Kriegsarbeit "Find your war job". Eine ganze Bücherzeile der Wand ist Klassikern der Antike gewidmet. Zwischen den Büchern ein Bild von Montaigne. Aber nirgendwo lassen sich die "Porträts der wichtigsten Täter des letzten Jahrhunderts", Stalin, Mao, Lenin, Trotzki und Ho Chi Minh ausfindig machen, von denen er in "Das erste Jahr" schreibt, sie seien überall in seiner Giftküche versteckt. Er wollte früh in den Westen. Nach dem Mauerfall, sagt er, habe er sich treiben lassen durch die Stadt. Zunächst verschlug es ihn nach Tiergarten, in die Kurfürstenstraße/ Ecke Potsdamer Straße. "Ein typisches Dienstleistungsgebiet", wo die Geschäftstüchtigkeit der Ladeninhaber mit dem Fleiß der Strichmädchen konkurrierte. Später habe er ein Dachgeschoss in Neukölln bezogen. "Die Fenster, aus denen ich auf den Himmel starre, sind so weit oben, daß sie schon schräg liegen, in einem Winkel von ca. 60°", notierte er im "Brief über die Wolken". Von den Dachluken zur Beobachtung von Zirren, Nimbostraten und Stratokumuli verführt, konnte er sich in Sicherheit wähnen vom Treiben, Schachern und Schlachten der Menschen darunter. Denn: "Eine einzige Wolke kann ein ganzes Schlachtfeld ad absurdum führen." Auf Erdgeschoßebene war die Umwelt nicht ganz so friedlich. Geht der Mensch an einem Sommertag durch die Hasenheide, den Park, den sich Neuköllner mit Kreuzbergern teilen, wird er wissen, wie bedrohlich in den Stoppeln Tritte knistern können, Kippen- und Dosenhäufchen vom Wegesrand herüberschielen. Wird auf Paare treffen, die zechen und zetern, und auf Voyeure, die unter Bäumen hockend spitz auf Rendezvous harren mit Unbekannt. "O diese Hundekämpfe an jeder dritten Ecke, das Rangeln / Um den Blick eines Mannes im Dickicht. Dafür spielen die Muskeln / Vor geöffneter Kühlerhaube wie geölt überm Motorblock. / Dafür schimmern die Beine durchs Nylon, drohen Parolen / An den rauchdunklen Mauern mit ungeheuren Verbrechen." So ist in der ersten seiner vier Satiren "Nach den Satiren" zu lesen. Was in den Seiten als Vers gebündelt steht, sah er damals in Neukölln. Den Skatspieler in der Kneipe, erschlagen, weil er zu laut war. Den Verletzten, halbtot, durch Glasscherben sich schleppend. Und den Verkäufer, der die Rosen anpreist "wie ein gehetztes Tier". Dort fand er sich wieder als Zeitgenosse Juvenalis, des Römers, der schrieb: "In der Stadt zu schlafen, kostet viel Geld. Daher die Übel." Er habe dann eine

Weile in Schöneberg gewohnt, in der Bamberger Straße, unweit vom Haus, in dem Gottfried Benn seine Praxis hatte. Um 1998 sei er in die Grolmanstraße gezogen. "Als ich hier ankam, war es eine Ankunft", sagt er, mich hinaus auf den Wegweisend, den er täglich beschreitet. Des Dichters Dienstweg sozusagen. Rechts zur Hausecke, wo das "Rocky's Inn", eine Boxerkneipe, Glanz und Gloria des gegenüberliegenden, weiland von Brecht besuchten "Diener" nachfeiert. Dann links, unter der S-Bahn-Brücke, über die Straßenkreuzung, zum Eisenwarenladen C. Adolph, der "alle Theater des Westens mit Bühnenbedarf versorgt", aber heute in Sachen Kindersicherungen für die nun einjährige Tochter zu Rate gezogen wird. "So schrecklich bürgerlich sie auch ist, von Osten aus gesehen war diese Gegend für mich die Reizvollste in Berlin", bekennt er mit dem gütigen Lächeln, das ihm eigen ist. Dann biegen wir in die Carmerstraße ein, schlendern unter Schattenbäumen an Prunkpalästen entlang, die Sonne umspielt die Stuckaturen der Fassaden, ab und an kommt uns grüßend ein Passant entgegen. So hat er die Städte früher nicht gekannt. "Menschenlager, Tierkäfige, Arbeitsstädte" waren die Ruinen- und Bauansammlungen, in denen das DDR-Kind aufwuchs. Grau in Grau. Aber von den Lektüren her kam bald die Sehnsucht auf nach der Stadt der Flaneure, nach der Metropole als Kaleidoskop des Möglichen und Treffpunkt von Künstlereliten. Charlottenburg rund um den Savigny-Platz mit seinen Buchhandlungen, Galerien, Cafés und Boutiquen, schien der Chimäre am nächsten. Aber das wahre Bild der Großstadt - "das habe ich, ehrlich gesagt, bis heute noch nicht gefunden". Es liegt in der Mitte des Bandes "Nach den Satiren": Berlin, das alte Zentrum, zerbombt, verschüttet, der Toten und Untoten voll. Ein Ort, wo sich Geister sammeln, wo Zähne aus den Wänden wachsen und Zeitungen hinter den Tapeten noch vom "Krieg an allen Fronten, von Mannverlust und Landgewinn / und vom Verschwinden ganzer Städte in Minuten" berichten. Vom Potsdamer Platz ist die Rede, vom Schädel des Wehrmachtssoldaten, den dort ein Bagger bei den Bauarbeiten ausgrub. Eine Landschaft aus zerwühlter Erde, aus Kabelschächten und Leichen im Schlamm. Beschrieben wird die Hünenarbeit der Maschinen, die den Boden umschauflern, durchfurchen und abkippen, um die neue Mitte Berlins aus der Asche zu heben, allerdings nicht in den Zeilen. Man gewahrt sie im Hintergrund. Klar wird auf jeden Fall, dass Baueifer auf solchem Grund Zerstörungswut gleichkommt: "Berlin, das letzte, / sah man verschwinden, wiederkehren und erneut verschwinden", heißt ein Vers mitten in der Bilderhölle. Es ist ein Schwindel, der einen erfasst. Ein Schwindel angesichts des Verschwindens. Sehr früh habe er es vor der Brache des Anhalter Bahnhofs gespürt. Von wo die Züge an die Ostfront fuhren, "hier haben die Panzer gewendet". Hier bleibt heute nurmehr das Bruchstück

einer Fassade, drei Bögen, drei Kreuzgewölbe, von Drahtzaun umzingelt. Ein Witz, dass obenauf noch ein bronzener Jüngling Augen und Arm gen Himmel hebt. Ein Omen, glaubt er, vielleicht für Berlin. Eines Tages wird die Stadt aus Kulissenfragmenten bestehen, eingefügt ins Mauerwerk der neuen Gebäudekolosse. Oder auch unter Glas gestellt, ins Schaufenster, damit die Nachfahren sie dereinst beäugen können. Seit drei Jahren wohnt Durs Grünbein wieder in Prenzlauer Berg. Weil seine Frau dort ihre Wohnung hatte, zog er zu ihr an den Friedrichshain. Anfangs musste er gegen das Gefühl ankämpfen, "gegen einen gewaltigen Strom zu schwimmen". Ost-Berlin - das war seine Vergangenheit. Als er sich zur Rückkehr entschloss, wurde die Wohnung am Savigny-Platz zu seinem Arbeitsraum. Dorthin fährt er täglich um die Mittagszeit herum. Einen Pendler nennt er sich, aber einen, der es gerne ist. "So habe ich all die Jahre immer wieder erfahren, wie geteilt Berlin immer noch ist, und wie verschieden sich seine Teile verändern." Früher ist er oft um den Bahnhof Zoo gewandelt. Es war die Öde, die ihn anzog. Die Öde der Großkinos und Kaufhausketten und Einkaufsmeilen. Da erfuhr er zum ersten Mal die Einsamkeit in der Masse. Er weiß, dass man im Westen besser einsam sein kann unter vielen. Einsam wie die zwei Nachtbummler in einem Gedicht, die "entlang der Alptraumwege zu den Clubs und Bars" streunen, "vorbei an Grill, Bestattungsfirma, Reisecenter, / Und an Vitrinen, wo zu Stapeln aufgebahrt, die Prosa der Saison auf Kundschaft wartete". Oft ging er auch in den Zoo, weil es ihn seit frühester Kindheit in alle Tiergärten gezogen hat. Den Berliner hält er für einen der schönsten. "Vor allem die Architektur dürfte bewundert werden, die Pracht der Tierhäuser und großen Volieren, Spezialitäten wie das Sumpfvogelpanorama oder der Vierwaldstätter See, an dessen Ufer sich Rosaflamingos tummeln", hat er in einer Essay-Hommage zum 150. Jubiläum des Zoologischen Gartens gepriesen. Doch fiel ihm der Gegensatz auf zwischen den exotisch gestalteten, phantasmagorischen Pavillons und dem desolaten Zustand der Bevölkerung, die sich hinter der Parkmauer scharrt. Berlintypisch fand er das Aufeinanderprallen des Unvereinbaren. Zehn Schaumkronen plätschern im grünlichen Wasser der runden, gestaffelten Becken. Der Märchenbrunnen gleicht heute einer Oase in dem sonnendurchglühten Park. Die Ahorn- und Kastanienblätter sind schon blass von dem Glast. Aber Parkgänger fahren sonntags zum See. Nur ein Pärchen, sehr jung, hampelt und turtelt auf einem Sockel, der sein Standbild verloren hat. Hier lang geht Durs Grünbein mit dem Schäferhund spazieren, seit er am Friedrichshain wohnt. An dem Haudegen vorbei, der mit Ernst Buschs Gesicht, Faust und Schwert zum Himmel gestreckt, sich über zwei Klötzen die Gliedmaßen verrenkt, dem Spanienkämpfer aus dem Jahr 1968. Bald auch fand er die Inschrift "Za nascha i wascha wolnosc" auf der massigen Schranke, die

polnische Kommunisten zum Zeichen erneuerter Freundschaft den deutschen Genossen schenkten. Erspähte den Alten Fritz - eine neuerdings aufgestellte Kopie - auf der Säule, unter der seine originale, vom Hofschneidermeister Freitag gestiftete Büste noch gesucht wird. Auf Umwegen geriet er dann in den Friedhof der März-Gefallenen. Die Stätte heißt noch so, aber die Gräber von 1848 haben längst russische Panzer geschleift, damit Platz frei wurde für drei Steinkloben, die der November-Helden von 1918 mit eingravierten Losungen gedenken. Der Dichter entdeckte, dass der Park in Wahrheit ein Denkmalparcours ist. Oder ein Märchenparcours, der auf Pegasos Rücken an die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts heranführt wie zu einer Fata Morgana. "Vor allem abends, im Winter, wenn der Nebel steigt, wirkt dieser Park wie verzaubert." Jetzt brütet die Sommerhitze. Aber der nackte Faun, der aus dem Friedhof hinter die Bäume huscht, passt zu dem Zauber. Merkwürdig dann, dass er, Bier schlürfend im Café des Parks, von der Härte des Endkampfs redet: "Für mich liegt sie immer noch in der Luft, diese Gewalttätigkeit am Ende des Zweiten Weltkriegs." Die Sowjets kamen von Osten, fuhren mit schwerem Geschütz herein, um die zwei Flakbunker im Park niederzuwalzen, heute zwei Hügel aus zwei Milliarden Kubikmeter Trümmerschutt. Um den Friedrichshain, im Prenzlauer Berg, war der Häuserkampf heftig gewesen. Man sieht es an den Einschusslöchern in den noch nicht sanierten Fassaden und in den Steinplatten, auf denen das neue Berlin von Bar zu Bar promeniert. "Wen würde es wundern", liest man in Grünbeins Tagebuch, "tauchten dort Geistersoldaten aus den Gebüschchen auf, versprengte Truppenreste der Armeen des letzten Weltkriegs?" Der Krieg ist der Mittelpunkt, der seinen Gedanken über Berlin das Maß ihres Radius vorgibt. Sie schreiten kreisend fort. Von den Verwandlungen, denen die Stadt seit der Vereinigung unterworfen ist - "Weshalb ich kaum heimisch werde hier, und es stört mich doch gar nicht!" - zu der Einsicht, dass diese rasante Veränderung "unmittelbar aus den Antagonismen folgt, von denen die neue Hauptstadt geprägt ist". In Berlin habe man den Kalten Krieg abgebildet, hier könnten Touristen die beiden Hälften der Welt von vorgestern besichtigen. Alex und Bahnhof Zoo - was verbindet die beiden Zentren der geteilten, vereinigten Stadt außer die Schienen der S-Bahn? Alles sei doppelt in der "Hauptstadt in spe". Doch wandle sie sich im Takt von Sekunden. Wie ein Armstumpf, dem eine Prothese implantiert wird, und noch eine, noch eine. Im Kern bleibt der Kriegsversehrte, der Abbruch einer Häuserwand. "Einestags entdeckt man, hoch an den Glasfassaden festgeschraubt, Reptile / Die neutralen Augs den Kehraus überwachen. - Daß ihm nichts entgeht / Nur Gewohnheit, diese Arbeitslose, kehrt zurück an taube Stellen." Berlin (BLN) Berlin West (WBE) Ostdeutschland (BRO) Durs Grünbein Bauen und Wohnen Alltag und Soziales Leben

Reportage Porträt Männliche Person Einzelzitat
Allgemeines Serie



NACHWUCHS Aobababa

Von Aureliana Sorrento

Schwer zu sagen, ob es sich um eine Folge der höchsttrichterlich durchgedrückten Kindergelderhöhung handelt oder des vor ein paar Jahren in Umlauf gebrachten Viagra-Elixiers. In den zentrumnahen Ostbezirken der Stadt ist jedenfalls eine Zunahme des Nachwuchses zu beobachten, die allen katastrophischen Prognosen zum künftigen Rentner-Beitragszahler-Verhältnis zu widersprechen scheint. Vielleicht ein reines Ost-Berliner Phänomen, das ministeriale Rechnungen nicht zu beeinflussen vermag? Nimmt man nämlich in einem Café in Charlottenburg Platz, wird man an den benachbarten Tischen vor allem auftoupierte grausträhnige Damen wahrnehmen, welche Erkundigungen über die Meinung gleichaltriger Herren zur jüngsten Opernpremiere einziehen. Man wird die Herren ihre Hornbrillen zur Spitze der Nase herunterschoben und dem Pinscher auf ihrem Schoß das flauschige Haupt streicheln sehen. Derart werden sie ansetzen: Wie außerordentlich die Leistung der Sänger, wie wild die Regieführung gewesen sei, und ob man heute noch überhaupt mit so abgetakelten Mitteln jemand zu provozieren glaube. Und so weiter und so fort, bis die Nachfragende ihren Sekt ausgetrunken hat und sich des nächsten Termins entsinnt. Ihre Hornbrillen vornehm hochgerückt, das Maul des Pinschers, das am Marmortisch lehnt, ein wenig nach unten gepresst, werden sich die Herren wieder hinter der "Neuen Zürcher Zeitung" verkriechen. Das hehre Journal mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu Ende zu lesen, würde den Charlottenburger Herren in einem Kaffeehaus des Prenzlauer Bergs nie gelingen. Ich, obzwar nicht Herr und nicht Charlottenburger, habe mir derlei Unternehmungen abgeschminkt. Wo auch immer ich unter Markisen und Platanen mich niederlasse, in der Absicht, einem Druckwerk meine Freizeit zu widmen, lässt mich ein frohgemutes "Aobabababa", ein verzweifelter "Hiiiiii", ein vergnügtes "Tjetjetje", ein grimmiges "Huhuhuhua" aufhorchen. Gestern war es zunächst das "Pipipipip" eines Mädchens, das Ohr und Auge für sich in Anspruch nahm. Es balancierte mit gen Himmel geworfenen Armen auf einer Biergartenbank und ahmte die Spatzen nach, die vom Boden Krümel pickten, tschilpten und flatterten. Weil die Spatzen irgendwann aufflogen, war zu befürchten, dass das Mädchen es ihnen gleichtun müsste. Dann wurde es aber von einem "Macht schnell, macht schnell, wir müssen den Tisch besetzen!" verscheucht. Zwischen meinen Rücken und den Fahrradständer des Cafés schob sich ein Buggy. Der darin eingezwängte Säugling fuchtelte mit einer Plastikperlenkette zu einem anderen Baby hin, das ebenso eingezwängt, aber glücklich ein Croissant mampfte. Im Handumdrehen sah ich mich von drei Müttern umgeben, die sich mit dem Ausruf "Und, wie

waaars?" begrüßten. Offenbar war ihnen das sonore Treiben ihrer Jüngsten, das sich vermutlich nicht auf die Frühstückszeit beschränkt, kein Hindernis, Berichtenswürdiges zu erleben und mitzuteilen. Daran ist eigentlich nichts Verwunderliches, waren sie doch alle drei recht guter Dinge, hübsch, schulterfrei und einwandfrei geschminkt. Nichts gegen die Reize der Prenzlauerberg'schen Mütter: Sie machen der Ehegöttin Hera alle Ehre. Dass Zeus' Gattin vom wohlgebauten Paris den Apfel der Schönheit nicht bekam, lag schließlich nicht an ihrem mangelhaften Äußerem, sondern an der Schläue ihrer Rivalin Aphrodite. Hera war majestätisch schön, besagt die Überlieferung, nur halt etwas zänkisch. Weshalb Homer sie wenig liebte und an der Vernichtung des alten Troja für mitschuldig hielt. So was kann unseren holden Müttern niemand anlasten. Trotzdem ist es empfehlenswert, ihren Ingrimms zu umgehen. Er würde nicht weniger bedrohlich ausfallen als der Zorn der göttlichen Hera. Als ich neulich im oben erwähnten Straßencafé ein Scheppern dicker Steine auf Blech vernahm und eine Rotte winziger Rüpel erblickte, die mit Kopfpflaster um sich warfen, entfuhr mir das Protestwort "Ruhe!" - womit ich sogleich Mutterwut erregte. "Wir sind hier ja wohl nicht im Sanatorium!", keifte mich die Gebälerin des Steinewerfers an. Angesichts der kompakten Majorität, die die Mütter in dem Café inzwischen gebildet hatten, verkniff ich mir die Antwort. Außerdem hatte sie Recht. Sanatorien sind Anstalten zum Versüßen des Alterns. In unserem heimeligen Viertel hat jedoch die Jugend das Sagen: Aobababa, Hiiiiii, Tjetjetje, Gogaugaugau. Feuilleton

Der Botschafter spielt Klavier Frank Schüttig ist Berliner Redakteur des "Diplomatischen Magazins". Er berichtet über Empfänge, Vernissagen und gesellige Abende. Die Zeitschrift ist eine Fachzeitschrift, sagt er

Von Aureliana Sorrento

BERLIN, im Januar. Ein ganz normaler Tag im Leben des Frank Schüttig beginnt um halb acht. Da steht er auf. Wie viele andere Bundesbürger. Obwohl es, genau genommen, in Schüttigs Leben gar keine normalen Tage gibt. Denn wer geht schon an ein und demselben Tag zu einer Party im Berliner Ritz-Carlton-Hotel und zur feierlichen Eröffnung einer Botschaft? Frank Schüttig tut so was. Fast alle Tage sind Festtage im Leben des Frank Schüttig. Das gehört zu seinem Beruf. Schüttig ist 47 Jahre alt und Berliner Redakteur des "Diplomatischen Magazins", einer Zeitschrift "mit Informationen für das Konsularkorps in Deutschland" - wie der Untertitel präzisiert. Es ist ein Blatt über Diplomaten für Diplomaten. "Eine Fachzeitschrift", sagt Redakteur Schüttig, "die von Leuten gelesen wird, die sich für Botschaftsempfänge, Außenpolitik und Personalwechsel in den Botschaften interessieren." Bisher erschien das Magazin nur in deutscher Sprache, nun wird es auch in Englisch gedruckt. Bezogen werden die zwölf tausend Exemplare des monatlich erscheinenden Blattes in erster Linie von den Botschaften und Konsulaten anderer Länder in Deutschland und von den Botschaften der Bundesrepublik im Ausland. Hier erfahren Exzellenzen, was einer der neuen Kollegen in Berlin für sein Land tun möchte, wie er sich in seiner Residenz eingerichtet und in der Stadt eingelebt hat. Im Teil mit der Überschrift "Botschaften und Konsulate" finden sie dann Berichte über gesellige Abende, Antrittsbesuche und Vernissagen. Ein Besuch bei Rolls-Royce "Über 300 Gäste feierten mit dem spanischen Generalkonsul Enrique Irazo und seiner Gattin Carina im spanischen Kulturinstitut", liest man und erfährt von den Führungen für Diplomaten durch die Rolls-Royce-Werke, von einer belgischen Musikfeier in München und einem Preußen-Abend der Hanse-Merkur-Versicherungsgruppe. Auch der "Embassy Cup" wird gewürdigt: "Dr. Thomas Borer-Fielding, Botschafter der Schweiz, hatte die Schirmherrschaft. 80 Golfer und Aspiranten waren der Einladung zum 5. Embassy Cup im Palmerston Golf Resort in Bad Saarow am Scharmützelsee gefolgt. Die neuen Mitglieder der diplomatischen Golfzene fühlten sich in dieser Umgebung schnell wohl." Solche Berichterstattung ist mit einer strengen Tagesplanung verbunden. Um halb neun sitzt Frank Schüttig am Frühstückstisch, isst Müsli und liest die Zeitungen. Sein Arbeitszimmer liegt in seiner Lichtenfelder Wohnung, hier schreibt er am Vormittag Texte, wählt Fotos aus, bespricht mit Verleger Eppinger die Termine und empfängt Telefonate. Nach der

Mittagspause liest er die Post. Im Schnitt liegen täglich drei bis fünf Einladungen im Briefkasten, alle mit dem Kürzel "u.A.w.g." versehen: Um Antwort wird gebeten. Meist schickt Frank Schüttig die Antwortfaxe gleich ab. "Es passiert häufig", sagt er, "dass mehrere Veranstaltungen zur gleichen Zeit stattfinden. Dann stellt sich die Frage: 'Welcher Termin ist wichtig?'" Die Eröffnung einer neuen Botschaft in Berlin ist es sicher. Auch wenn nichts passiert, wenn es regnet und die Festredner es für unerlässlich halten, auf die Witterung Bezug zu nehmen. Und wenn schließlich der Außenminister zum Podium geht und versichert, die Beziehungen zwischen den Staaten seien auf jeden Fall besser als das Berliner Wetter. Schüttig schreibt mit. In einem grauen Anzug und makellos weißem Hemd, auf dem eine blaue, von kleinen lila und rosa Karos durchwirkte Krawatte prangt, hält er Stellung neben dem Band, das die Journalisten, Kameralleute und unbedeutende Gäste von den Honoratioren trennt. Der Flügel im Musikzimmer Schüttig kennt sie alle persönlich, den Botschafter der Slowakei und den Botschafter von Schweden, den Vorsitzenden des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages und den jungen ungarischen Botschafter, über den er schon in einer Ausgabe des "Diplomatischen Magazins" ein Porträt veröffentlicht hat. "Im Musikzimmer setzt sich der Botschafter an den Yamaha-Flügel und spielt ein paar Takte." Seit November 1999 ist Frank Schüttig Berliner Redakteur des "Diplomatischen Magazins". Nachdem der Umzug von Parlament und Regierung nach Berlin beschlossen war und die ersten Botschaften in Berlin eingeweiht wurden, suchte der Verlag dringend jemand, der das diplomatische Leben in der neuen Hauptstadt beobachten könnte. Also habe sich der Verleger und Chefredakteur des Diplomatischen Magazins, Jürgen Eppinger, an ihn gewandt, sagt Schüttig. Damals arbeitete er als Journalist bei einer Zeitung in Berlin. "Ich habe nicht lang überlegt, die Gelegenheit ist so günstig, dachte ich mir, die werde ich ergreifen." "Wenn man vom 'Diplomatischen Magazin' kommt, stehen einem alle Türen offen", sagt Schüttig. Dafür muss er allerdings etwas tun. Manche Anlässe nimmt er auch zur Pflege der Anzeigenkunden wahr. Schließlich finanziere sich das "Diplomatische Magazin" vor allem mit Werbung. In den vergangenen Jahren sei das Anzeigenvolumen der Zeitschrift erheblich gewachsen, heißt es im Verlag. "In Berlin hat das diplomatische Leben einen großen Aufschwung genommen", sagt Schüttig. "Früher spielten Diplomaten kaum eine Rolle im Stadtbild. Wenn man

heute durch die Stadt fährt, sieht man öfter Autos mit diplomatischen Kennzeichen. Eine diplomatische Szene hat sich etabliert." Seite 3 Frank Schüttig Porträt Männliche Person,

aus **Berliner Zeitung** vom 30.03.2002

Ich habe aufgegeben zu sterben StadtGestalten. Bibiana Beglau spielt gegen das Seichte an. Fast könnte man sie eine Tragödin nennen

Von Aureliana Sorrento

Es ist ein mieser Sonntagmorgen, draußen schummert's und nieselt's, und keinem Schaubühnengänger ist es bislang in den Sinn gekommen, das Theatercafé aufzusuchen. Vor Schreck zucken die Kellner zusammen, als plötzlich das Telefon schrillt. Bibiana Beglau am Apparat. Atemlos. Der Termin, der, glaubte sie, wäre zwei Stunden später. Aber gerade sei sie von jemandem daran erinnert worden, sorry sorry, sie werde sofort kommen. Die Stimme klingt heller als von der Bühne, überschlägt sich in der Eile, sich zu entschuldigen. Eigentümlich. Wann hat sich je eine Diva so herrlich ehrlich fürs Zuspätkommen entschuldigt? Als "Diva ihrer Generation" wird Bibiana Beglau seit einer Weile gehandelt. Für ihre zapplige Mücke in Enda Walshs "Disco Pigs", von Thomas Ostermeier als Schnellfeuer des Erwachsenwerdens inszeniert, und ihre abgewrackte Miese in Frank Castorfs "Berlin Alexanderplatz". Angeschwärmt wurde sie vor allem für die Rolle der RAF-Terroristin Rita Vogt in Volker Schlöndorffs Film "Die Stille nach dem Schuss", der ihr auf der Berlinale 2000 den Silbernen Bären für die beste Darstellerin einbrachte. Und jetzt, nachdem sie in Stefan Jägers "Birthday" jene Bibi gespielt hat, die zu ihrem 30. Geburtstag das Jenseits erreichen will und sich zu diesem Zweck mit Tabletten vollpumpt, nachdem sie für Christoph Schlingensiefel in Zürich den Alb einer augenrollend überexpressiven Ophelia verkörpert hat, und für Falk Richter in Sarah Kanes "4.48 Psychose" als wütige Todesgängerin aufgetreten ist, könnte man ihr fast den Titel Tragödin verleihen. Aber das wäre ihr wahrscheinlich egal. Starallüren sind ihre Sache nicht. Hereingestürzt kommt sie, der rote Schopf völlig zerzaust. Auf einmal steht sie da mit eingeknickten Knien, hat im Lauf gestockt, schaut sich blitzrasch um, hält still und lächelt breit. Strahlt. Als wäre sie nicht durch den Berliner Regen gegangen, sondern direkt vom lichtesten Himmel rübergeflogen. Todessehnsucht? Die hat sie mit der Schminke von "4.48 Psychose" weggewischt. Mit achtzehn, erzählt sie, habe sie auf einem Reno-Hocker von Ikea darauf gewartet, tot umzufallen. Aber die Zeit sei längst vorbei. "Ich habe aufgegeben zu sterben", sagt sie, "Bin jetzt dabei zu leben, ich versuch's." Und lacht auf. Abends auf dem Podest, das Katrin Hoffmann für Falk Richters Inszenierung von "4.48 Psychose" in den Hauptsaal der Berliner Schaubühne hingestemmt hat, sieht man Bibiana Beglau höchstens höhnisch lachen. Zornzitternde Lacher zwischen Sätzen wie: "Ich will nicht leben müssen in so einer Welt", oder "Ich kann nicht mehr weiter". Glasklar sagt sie das, jede Silbe eine klimpernde Münze. In schwarzer Robe, die an ihrem Leib schlottert, schlurft sie lemurhaft über die Bretter, sitzt mit gebeugten Schultern und

baumelnden Händen zwischen den Knien. Erstarrt. Bibiana Beglau als Untote, die in den Abgrund geschaut hat. Selbst in den Strudel gerissen, den Sarah Kane vor ihrem Freitod in dem Stück protokollierte. Jetzt lächelt sie zutraulich vor einem frisch gepressten Orangensaft, war alles Lug und Trug, zum Glück. Einfach nur Theater. Ungläubig hört man ihr zu, wenn sie feststellt: "An einen Selbstmordgedanken kann man sich nur annähern." Oder selbstkritisch zugibt: "Gerade bei Psychose kommt man sehr schnell an einen Punkt, wo man als Schauspieler nicht weiterweiß." Von Verzagen redet sie jedoch nicht, das würde man Bibiana Beglau nicht abnehmen. Nicht einmal von Castorf ließ sie sich kleinkriegen, wenn er sich bei der Arbeit an "Berlin Alexanderplatz" verzweifelt gab und klagte, die Proben seien ein Horror. Beglau antwortete: "Es stimmt, es ist eine ziemlich langweilige Scheiße, gehen Sie bitte, auf Wiedersehen! Oder soll ich gehen?" Frank Castorf ist sie dankbar dafür, dass er sie in die Eigenverantwortlichkeit entließ. Eigenverantwortlichkeit, bekennt sie, sei das Allerschwierigste. Sie liebt Hürdenläufe. Oder zumindest das Wagnis. 1971 in der Nähe von Braunschweig geboren, dort aufgewachsen, schmiss Bibiana Beglau ein Jahr vorm Abitur die Waldorfschule, wollte Malerin oder Bildhauerin werden. Weil sie ihre Bewerbungsmappe für die Kunsthochschule nicht rechtzeitig fertig brachte, entschied sie sich kurzerhand fürs Schauspiel. Sie sprach in Essen vor, erfolglos; an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg wurde sie gleich angenommen. Jutta Hoffmann, ihre Lehrerin von damals, ist immer noch ihr großes Vorbild. "Wenn Frau Hoffmann Kleist spricht, ist das aktuell", schwärmt sie, "es gibt nicht so viele Schauspieler, die es können: Die Worte eines Dichters für sich so zu bearbeiten, dass sie einen Realitätsbezug wiederherstellen." Schwärmen kann Bibiana Beglau allerdings hemmungslos für viele. Lynch, Cronenberg und Francis Bacon sitzen in ihrem Kunst-Pantheon; im Theater sind Schleef, Castorf und Schlingensiefel ihre Leitbilder und Regie-Mentoren. Bei aller Widersprüchlichkeit. "Weil sie alle Theaterleute sind, die sich den Kopf gegen die Theaterstrukturen einrennen." Solch anregende Querköpfe hatte sie bei ihrem ersten Engagement am Schauspielhaus Düsseldorf vermisst. Zwei Jahre lang war sie dort festes Mitglied des Ensembles, eine schwierige Zeit. Einzige Glanzlichter: die Mitarbeit an Einar Schleefs "Salome", in dem sie die Herodias spielte, und die Hauptrolle in Falk Richters "Kult". Aber in der Stadt fand sie keinen Halt, am interessantesten erschien es ihr, sich am Bahnhof oder in Kleingärten

herumzutreiben, Sozialbeobachtungen anzustellen. Am Schauspielhaus wurde ein Theater exerziert, an dem sie partout keinen Geschmack finden konnte. "Ich habe gedacht, es kann doch nicht alles ins Seichte gehen." Als sie Wedekinds Lulu in der Regie von Anna Badora spielen musste, ging ihr die Rolle erst recht gegen den Strich. Eine Projektionsfläche von Männerträumen hätte sie zeigen wollen, stattdessen war Lulus Nacktheit als Augenfang gefragt. Bibiana Beglau sauste und strampelte über die Bühne und schämte sich jahrelang dafür. "Man muss es doch zeigen können, den Leuten, die da bezahlt haben. Die Wut und den Trotz gegen alles, auch gegen die eigene Unfähigkeit, sich auszudrücken. Halt nicht spielen, nicht sagen: Alles ist in Butter, wir haben alles im Griff, es ist witzig. Es ist nicht witzig gewesen." Im Nachhinein betrachtet, war es vielleicht gerade jene gescheiterte Lulu in Düsseldorf, die sie zu "der" Beglau gemacht hat: Eine, die das Schauspielen als Seelenporno begreift, Abend für Abend dieses Porno hinlegt, aus jeder Faser einer Figur den eigenen Zorn und Trotz auspresst. Seit 1998, als Thomas Ostermeier Enda Walshs "Disco Pigs" - eine Koproduktion mit dem Deutschen Schauspielhaus Hamburg - in die Baracke am Deutschen Theater brachte, sind vier Jahre vergangen, das Stück ist mittlerweile in der Schaubühne zu sehen, und die Vorstellungen sind immer ausverkauft. Die Spielfläche grenzt ein weißes, an der Wand gespanntes Laken ab. An einem Rand hockt Thomas Witte am Schlagzeug, gibt den Takt an, nach dem Mucker und Schwein, alias Bibiana Beglau und Marc Hosemann, zum gemeinsamen Geburtstag ihre siebzehn Lebensjahre durchspielen. Ein rasender Takt. Gegeben wird zunächst ein heilloses Rambazamba, Hopsen und Hechten und Brüllen und Raufen und Feixen. Bibiana Beglau durchtost den Raum, als wäre er ein Boxring; eine Göre aus der trostlosen irischen Provinz, Kratzbürste, Lausebengel und Wüterich zugleich. Bis sie plötzlich innehält. Bis sie stehen bleibt, ihr Blick ins Leere stiert, und die Anspannung jeden Muskel des angewinkelten Arms herausmeißelt. Flugs verwandelt in ein lohendes Standbild, redet sie sich den Ingrimms gegen sich und die vertanen Flegeljahre von der Leber weg. "Seit siebzehn Jahren hat sich nix verändert, gar nix!", heißt es sachte. Dann wird der Gedanke ein Schrei: "Auf auf auf auf auf auf .. Mädchen auf geht's!" Da sieht der Zuschauer eine startende Rakete und Bibiana Beglau ganz bei sich selbst. Ausbrechen, Aufbrechen, es müsse was Anders geben auf der Welt: Der Gedanke, der Mucker auf einmal durchströmt, sei ihr vertraut gewesen, sagt die Schauspielerin. So war für sie auch Rita Vogt in erster Linie jemand, der aufsteht und loszieht, um die Welt zu verändern. Sicher kein Zufall, dass Volker Schlöndorff ihr die Rolle antrug, nachdem er in Hamburg Beglaus Mucker gesehen hatte. In seinem Film "Die Stille nach dem Schuss" durfte die Tochter eines Grenzbeamten aus Helmstedt, in dessen Büro einst die

Fahndungsplakate der RAF-Terroristen hingen, das Leben der RAF-Aussteigerin Inge Viett nachleben, die sich in die DDR abgesetzt hatte. Da stand die Welt der Kindheit, so säuberlich geteilt in Gut und Böse, auf einmal Kopf. Aber Bibiana Beglau stürzte sich auf die Bücher, las den "Baader-Meinhof-Komplex", kramte Zeitungsnachrichten hervor, schaute sich Dokumentationen an. Sie überließ sich der Macht der Worte, die Wolfgang Kohlhaase aus Vietts Autobiografie zu einem Drehbuch verarbeitet hatte, vertraute dem Feingefühl des Regisseurs und wurde eine Rita Vogt, die den Zuschauern an die Nieren ging, wenn sie gegen Ende des Films und der Versuchsanordnung DDR ihre Kolleginnen in der Kantine anschrie: "Das war doch ein großer Versuch hier. Das war doch eine Revolution, bei allem Mist, bei aller Dummheit, ihr wart doch dabei." Ein Kurzschluss. Denn an der Stelle musste es jedem aufgehen, dass es - bei allem Mist, bei aller Dummheit - auch einen Idealismus gegeben hatte, der sich der Wirklichkeit nicht beugte. Irrsinnig blind, seiner Blindheit wegen tragisch, auf jeden Fall mit einer Daseinsberechtigung versehen: "Das ist einfach die Verbesserung der Welt, der Weltverbesserungsgedanke", sagt Beglau. "Die Frage bleibt, sie ist heute wieder die große Frage: Wie verbessert man die Welt? Mache ich das mit der Knarre in der Hand, schlage ich einem Polizisten mit einem Feuerlöscher die Birne ein und werde dafür erschossen oder halte ich meine Hände hoch?" Darauf habe sie keine Antwort, aber die Kunst, meint sie, die Kunst müsste es ausmachen. Aber wie? Auf der Bühne des Zürcher Schauspielhauses im Pfauen ist Bibiana Beglau nun ein lebensmüdes Mädchen in einer offenen psychiatrischen Anstalt, von ganz normalen Irren umgeben, die die Gesellschaft aus ihrem kühlen Schoß hinausgeschleudert hat. Falk Richter hat Lars Norens "Klinik", eine Choralstudie des realen sozialen Desasters, ohne jedweden Theaterflitter inszeniert. "Eine Zumutung", befindet die Kritik, wie so oft, wenn die Kunst dem Leben zu nahe kommt. Bibiana Beglau passt diese Rolle. Die Frage bleibt, sie ist heute wieder die große Frage: Wie verbessert man die Welt? Es stimmt, es ist eine ziemlich langweilige Scheiße, gehen Sie bitte, auf Wiedersehen!

Bundesrepublik Deutschland (BR) Bibiana Beglau Film Theater Gespräch Porträt Weibliche Person Serie

aus **Berliner Zeitung** vom 13.04.2002

Der glückliche Anarchist Peter-Paul Zahl nannte sich selbst einen Knastschreiber. Jetzt hat er auf Jamaika eine urkomische Abrechnung mit der deutschen Justiz verfasst

Von Aureliana Sorrento

Bei Bielek war er neulich zu sehen. Gestreng kam er daher. Saß kerzengerade da und antwortete süffisant wie ein Professor, dem die immer wiederkehrenden Fragen der Studenten seit Jahren schon Überdruß bereiten. Bio rieb an seinem Spickzettel mit den Fingern. Dann gab es diesen Mann im ICE nach Hamburg, der unablässig in seinen Laptop hämmerte. "Sagen Sie mal, haben Sie was mit Peter-Paul Zahl zu tun?", fragte er plötzlich, das Buch anvisierend, das ich gerade las. "Die Glücklichen", ein Schelmenroman, Peter-Paul Zahls meistverkauftes Werk. Ich wiegelte ab. "Hab' ich vor Jahren gelesen. Ein wunderschönes Buch", sagte er. Seine Augen leuchteten. "Es war ja ein Kultbuch." Er senkte den Kopf und hämmerte weiter. "Die Glücklichen" hat derweil seine 26. Auflage erreicht. Als der Roman 1979 zum ersten Mal erschien, war es ein Skandal. Peter-Paul Zahl hatte ihn im Knast geschrieben, in Köln Ossendorf, Bochum und Werl. Hatte damit jenen früheren Weggefährten eine Nase gedreht, die sich um des Parteigehorsams willen auf die Tage der Kommune nicht mehr besannen, auf die Straßenkämpfe und Sprechchöre, die Demos und Steinwürfe. Für die Bonner Republik andererseits war das Buch ein 524 Seiten langes Ständchen mit dem Refrain: "Ich kenn ein putzig Städtchen am Rhein / da behaupten die Beschränktesten / Sachwalter ganz Deutschlands zu sein. / Sie verwalten die Kohlen und halten die Macht / aber jetzt jetzt werden sie ausgelacht." Dass der Knastschreiber, zu dem Zahl sich selbst ernannte, daraufhin den Förderpreis der Freien Hansestadt Bremen erhielt, ließ die Lordsiegelbewahrer des freien bundesdeutschen Staates aufschreiben. Das hieß sozialdemokratische Kulturpolitik, posaunte Helmut Kohl an Straußens Statt. Gerade ist Peter-Paul Zahl in Deutschland zu Besuch. Seit 1985 lebt er in Long Bay, Jamaika. In Hamburg hält er sich bei seiner Tochter auf. "N. Zahl" steht auf dem Klingelschild. Nadeshda Zahl. Nicht Vera wie die Tochter im Roman, die den Vornamen jener Frau Sassulitsch verpasst bekam, die einst in Russland den antizaristischen Terror eingeläutet hatte. Nadeshda wohnt in Hamburg-Eppendorf, ist mittlerweile dreißig, große grüne Augen, ein rundes Bäuchlein, ein Kind ist unterwegs. Vater Peter-Paul strahlt schon Großvaterfreude aus. Er selbst hat sechs Kinder gezeugt. Drei in Europa, drei in der neuen Welt. "The first set and the second set", erklärt er. Ist nicht mehr der junge Heißsporn, aber die Zeitläufe haben sein Gesicht gekerbt, ohne ihm das Quecksilber aus dem Leib austreiben zu können. Auf dem Küchenstuhl lümmelnd, springt er auf wie ein Roß, wenn die Erzählung zur Nachäffung alter Bekannten Anlass bietet. Hält man ihm seinen Gastarbeiterspruch entgegen: "Deutschland gutt fürs

Geldverdienen", dann lacht er. Nein nein, so sei es nicht, an Deutschland vermisse er doch noch seine Freunde, die gute Wurst, den guten Käse und das gute Brot. Geboren wurde Peter-Paul Zahl 1944 in Freiburg/Breisgau. Aufgewachsen in Feldberg in Mecklenburg, einem 3 000-Seelen- Dorf, wo der Vater, früh ein Kriegskrüppel, 1946 einen Kinderverlag gründete. Feldberg war die heile Welt der Kindheit, das weite Land und fünf Frauen: Urgroßmutter, Großmutter, Mutter, Kindermädchen und Verlagssekretärin. Niemand sagte dem Bengel, wie man leben solle. Die "bürgerlichen Werte", die er vorgelebt bekam: Hilf dem Schwachen, sei selbstbewusst, lass dir nichts gefallen. Vater Zahl ließ sich nicht gefallen, dass die DDR-Oberen seinem Verlag zu wenig Papier zuteilten, schloss sich den von CIA und Axel Springer gesponserten KGU (Kampfgruppen gegen die Unmenschlichkeit) an und floh 1953 mit der Familie ins Rheinland. "Ein Kulturschock" war das für Peter-Paul Zahl. Der Neunjährige wurde in eine Zwergschule eingewiesen, in der die Kinder zu beten hatten. Im Westen, wo der Vater keinen Job fand, litten die Zahls zum ersten Mal Not. Als "Gesocks" stempelte ein Lehrer den Gymnasiasten, der dank guter Leistungen kein Schulgeld zahlen musste. "Die Klassengesellschaft in Deutschland ist mir sehr sinnlich eingegangen", sagt er heute ohne Verbitterung. Zahl machte eine Druckerlehre, engagierte sich in der Gewerkschaft, ging dann 1964 nach Berlin als Kriegsdienstverweigerer. Da begannen erneut die "fetten Jahre". Eine zweite Kindheit. Jahre des Protests. In den Zeitungen von damals ist es nachzulesen. Als "Schlüssselfigur der Anarchistengruppe 2. Juni" und "Anführer eines Banküberfalls in Berlin-Britz" wird Peter-Paul Zahl in einem Artikel vom 10. Juli 1973 bezeichnet. Er sollte die Befreiung Ulrike Meinhofs geplant haben. Anschuldigungen, die in den 70ern schwer wogen. Ein Linker war er, ein antiautoritärer Linker, das würde er nie verleugnen. Nach und nach war er in Berlin in die Szene reingekommen. Zunächst trieb er sich mit Kriegsdienstverweigerern rum, dann lernte er "die Schwarzbrotfresser" kennen, die bei Tee und Kerzenlicht Marx einstudierten. Er war dabei, als Rudi Dutschke den Arbeitern Marx und Freud beibrachte, auf dass sie die Befreiung der Gesellschaft mit der des Selbsts zu verbinden lernten. Er schloss sich der Apo-Bewegung an, hielt sich aber die Leninisten vom Leib. Holger Meins kriegte eins auf den Deckel, als er Zahl weismachen wollte, der bewaffnete Kampf sei nun angesagt. "In Berlin konnte man ja den Eindruck haben, wenn man die Tür aufmacht, wartet draußen die Weltrevolution", erzählt der ehemalige Revoluzzer. "Aber ich war

nach Rating im Rheinland gefahren, hatte dort die Arbeiter am Samstag ihre Wagen waschen und wachsen sehen. Ich musste mir eingestehen: Die Weltrevolution steht nicht vor der Tür. Man kann ja die Weltrevolution nicht nur in Kreuzberg machen." Seine Revolution betrieb Peter-Paul Zahl nicht aus dem Untergrund, sondern vor aller Welt mit Feder und Druckplatten. 1970 kam sein erster Roman, "Von einem, der auszog, Geld zu verdienen", heraus: ein Abschied eigentlich von allen Weltverbesserungsträumen. Aber in der Druckerei, die Zahl mit seiner ersten Frau Urte Wieners gegründet hatte, stellte er falsche Pässe her. Für Amis, die in den Vietnam-Krieg nicht ziehen wollten, und Griechen, die Aktionen gegen die Junta vorbereiteten. Als Lohndrucker war er an der Herstellung der Zeitschrift "883" beteiligt. Eine fluktuierende Redaktion, die aus Delegierten aller Protest-Gruppen West-Berlins, von der Kinderladenbewegung zur RAF, bestand, veröffentlichte dort Berichte, Aufsätze und Aufrufe. Das Gründungspapier der RAF erschien darin, und prompt hatte der Drucker ein Ermittlungsverfahren am Hals. Dank eines guten Alibis kam er ungeschoren davon. Aber die Besuche der Polizei häuften sich. "Wann wurde Ihnen, meine Damen, mein Herr, das letzte Mal um fünf Uhr in der Frühe von Beamten die Tür eingetreten?", liest man in seinem neuesten, "Der Domraub" betitelten Roman. "Das ist Ihnen noch nicht passiert? Dann haben Sie Deutschland in seinem Urgrunde noch nicht sinnlich erlebt, sind also zutiefst undeutsch." In dem Roman, der sich an eine wahre, aber nicht seine Geschichte anlehnt, hält die Ironie den Grundton. Aber Peter-Paul Zahl wird jählings nachdenklich, wenn man ihm das Selbst-Erlebte in Erinnerung ruft. Er habe es gesehen, erzählt er, wie ein Freund bei einer Razzia ohne Grund erschossen wurde. Der Beamte zielte aufs Auge, aus einer Entfernung von anderthalb Metern. Den Namen des Schützen gab die Behörde nie bekannt. Andere Zeiten. Die heiße Phase des Terrors. Zahl bewaffnete sich. Bei einer Polizeikontrolle versuchte er zu fliehen. Die Beamten feuerten ab, trafen ihn an beiden Armen, er schoss seitwärts, verletzte einen der Staatshüter. 1972. Verhaftung. Zwei Jahre Untersuchungshaft. Prozess. 1974 wurde Peter-Paul Zahl zu vier Jahren wegen Körperverletzung und schwerem Widerstand verurteilt. In einem Revisionsprozess 1976 setzten die Richter die Strafe auf 15 Jahre herauf. "Wegen zweifachen Mordversuchs" und "weil Zahl ein Gegner des Staates ist und zur allgemeinen Abschreckung". Der Protest befreundeter Schriftsteller und der liberalen Presse gegen das offensichtlich politische Urteil bewirkte wenig. Peter-Paul Zahl saß bis 1982 seine Strafe ab, die restlichen Jahre wurden zur Bewährung ausgesetzt. Zahl saß, zürnte und schrieb. Nicht nur "Die Glücklichen". Im Gefängnis entstanden etliche Gedichtbände, mit denen er sich als Lyriker und Knast-Poet etablierte. Er ließ sich jedenfalls nicht zermürben von den als unmenschlich empfundenen Zuständen im Zuchthaus. Aus der

"innenwelt" der Zelle - "zwanzig meter vor meinen augen/ die außenmauer: sehr hoch sehr weiß/ darüber ein leerer himmel/ der wird nie richtig blau" - behielt er weiterhin die Außenwelt im Auge. "Ich hatte eine wunderbare Kindheit in Mecklenburg erlebt", sagt er. "Und in den Jahren der Apo hatte ich die Utopie in Arbeit gesehen, eine gelebte Utopie. Die Erinnerung daran konnte mir niemand nehmen." Niemand konnte ihm die Vision entwinden, die sich in der letzten Seite von "Die Glücklichen" ausbreitet: Hügelhänge, Hitze, grüne Felder, Weinlaub, Farben, Reden und Lachen, ein Haus und ein Weinlaub. "Dann Amerika, dann immer mehr, die Große Weite Welt und dann. Dann fingen sie an." Nach Amerika ist er nach der Entlassung tatsächlich ausgewandert, wenn auch freilich nicht in die USA. In Grenada sah er die "beautiful Revolution" von Maurice Bishop kurz aufblühen, bevor sie von Stalinisten und Amis niedergeschlagen wurde. In Nicaragua arbeitete er für die sandinistische Regierung am Aufbau eines Theaters. Schließlich ließ er sich in Jamaika nieder. Dort hat er seine jüngste, urkomische Abrechnung mit der deutschen Justiz, "Der Domraub", niedergeschrieben. Aber auch Gewöhnlicheres gemacht: "Geheiratet, Kinder gezeugt, Bäume gepflanzt, ein Haus gebaut. Alles, was Martin Luther sagte, das man tun sollte." Mit Luther also wurde der Anarchist glücklich. Man kann ja die Weltrevolution nicht nur in Kreuzberg machen. Bundesrepublik Deutschland (BR) Jamaika (JA) Peter-Paul Zahl Recht Porträt Männliche Person,

Bekenntnisse eines Unpolitischen StadtGestalten: André Kubiczek ist das junge Talent in Prenzlauer Berg

Von Aureliana Sorrento

Wann hat er um Gottes willen angefangen, so zu denken? Mauern aus Abwehr hochzuziehen, Gänge zu bauen aus abgebrochenen Sätzen wie Stacheldrahtzäune zum Schutz seines Grübelns? André Kubiczek, 1969 geboren, hat dieses Jahr seinen ersten Roman veröffentlicht: "Junge Talente". Den vom Verlag gewählten Titel hat die Kritik gleich auf den Autor gemünzt. "Hier schreibt ein junges Talent", urteilte eine Rezensentin in dieser Zeitung. Als ich ihn zum ersten Mal suchte, erhielt ich von ihm eine E-Mail. Wir könnten uns irgendwo abends in Prenzlauer Berg treffen. Wann? Wo? mailte ich zurück. Aber meiner Antwort folgte keine Antwort. Jemand hat ihn damals auf der Leipziger Buchmesse gesehen. Während einer Pause zwischen den Lesungen. Er soll an einem Tisch vor einem Bier gesessen haben, fluchend vor sich hin gegen den Rummel und all die Fragesteller, die ihn umschwärmten. Less heißt der Held von "Junge Talente", was auf Englisch "geringer, weniger" bedeutet, und das ist kein Zufall. Denn Less ist ein Eigenbrötler aus der Harzer Provinz, wächst in einer Kleinstadt auf, "mit der er gerne weniger zu schaffen gehabt hätte, als es ihm möglich war". Gerne wäre er an den Sonntagen seiner Kindheit im Zimmer geblieben, statt sich auf der Straße den Prügeleien mit den anderen Kindern auszusetzen. Dazugehören möchte er nicht. Das Mauerblümchen spielen - daran kann er auch nichts finden. Eines Tages schlüpft er in den Anzug seines Großvaters, schmiert sich Rasiercreme in die Haare, auf dass sie strähnig vom Kopf abstehen, und geht so ausgestattet zum Wettsingen der Kanarienvögel, bei dem die gesamte Stadt versammelt ist. André Kubiczek trägt eine dunkelblaue Matrosenjacke, als er bei Dr. Stockmann erscheint. Mandelaugen in einem Jünglingsgesicht, die zaghafte Begrüßungsgeste eines schüchternen Heranwachsenden. Es ist dämmrig bei Dr. Stockmann. Und eine Weile ganz still, bevor der Kneipier die Kaffeemaschine anschmeißt und Schlager aus den Golden Twenties in den CD-Player schiebt. Von Kubiczeks Wohnung ist das Lokal zwei Katzensprünge entfernt. Hierher komme er manchmal, um Ruhe zu haben, sagt er. Selten schauen andere Gäste herein. Trotzdem: Könnten wir uns nicht nach hinten setzen, hinter den Paravent? André Kubiczek wurde in Potsdam geboren, nicht im Harz wie sein Less. Nur die Ferien verbrachte er dort bei den Großeltern. In Thale, einer Zwanzigtausend-Seelen-Stadt mit einem großen Stahlwerk mittendrin, die Less' Geburtsstadt geworden ist. Auch die Thälmannstraße 4, in der Less' Großeltern wohnen, war die wirkliche Adresse von Kubiczeks Großeltern. Aber den Verdacht, er

habe für den Roman aus eigenen Erinnerungen geschöpft, weist der Jungschriftsteller weit von sich. "Quasi-Literatur" nennt er abschätzig jene Bücher, die erlebte Anekdoten erzählerisch verbrämen. Außerdem: Seine Kindheit sei ganz normal gewesen. Normal? Ganz normal. Man ging zur Schule, die Eltern gingen zur Arbeit, abends traf man sich beim Abendessen. Was gibt's da zu erzählen? Mitten im Erzählfluss stockt er, schweigt, greift nach Zigaretten und Bier wie nach Rettungsringen. Als fürchte er, Verfängliches auszuplaudern. Als ver falle er in jenen Zustand, der ihn über den Protagonisten seines Romans schreiben ließ: "Das Raunen der Natur verdichtete sich nun tatsächlich zu Wörtern, und es erstaunte ihn, dass er sie mit Leichtigkeit zu Sätzen fügen konnte, was er auch getan hätte, wäre da nicht ein seltsames Grauen vor der Aussage gewesen, die sich hinter der scheinbaren Beliebigkeit ihrer Silben tarnte. Das konnte nichts Gutes bedeuten." Der Vater lehrte Politikwissenschaften. Die Mutter, die aus Laos kam und ihren Bräutigam beim gemeinsamen Studium in Moskau kennen gelernt hatte, war irgendwo in der Forschung tätig. Eine "hochgebildete und sehr belesene Frau", wie der Sohn sie beschreibt. In der gutbestückten Bibliothek zu Hause stöberte der Teen lieber, als zum Eishockeytraining zu gehen. Später hielt er selbst nach den Autoren Ausschau, die ihm "am asozialsten" vorkamen. Leute wie Huysmans, Wilde, Baudelaire, Nietzsche und Majakowski. Zur Favoritenkette gehörte Letzterer, weil er "ein Bohemien und ein Linksradikaler war", sagt Kubiczek. "Er hatte Stil", meint sein Held, der irgendwann die Welt nur mehr nach ästhetischen Kriterien sortiert. "Neugierig bist du", protestiert er, wenn mein Blick auf die Bücher fällt, die neben dem I-Book auf seinem Schreibtisch liegen. "Anatomie der konservativen Revolution" und ein alter Band über Stefan George. Viel lieber lässt er mich die Stapel betrachten, die er zu entsorgen gedenkt. Wirtschaftswälzer, Presseexemplare, die er mal für einen Online-Händler rezensierte. Das Zimmer ist sein Reich. Da verbringt er die Zeit. Die meiste Zeit. Schreibt. Mindestens drei Seiten pro Tag. Nirgendwo ein Ort, der ihm wichtiger wäre. Doch bevor ich mich umblicken kann, führt er mich hinaus durch den Flur ins Treppenhaus mit den geschnitzten weinroten Türen auf die baumbeschattete Straße zwischen den zwei östlichen Verkehrsschneisen in Prenzlauer Berg. An der Ecke ist der Getränkeshop, in dem Kubiczek seine Zigaretten besorgt. Ein paar Häuser weiter das Geschäft des stillen Vietnamesen, "Vine and Greengrocery", da kauft er Frisches ein. Wenn man

ihm glaubt, spielt sich sein Leben hier ab. Zwischen Zimmer, Getränkeshop, Gemüseladen und dem Lidl auf der Greifswalder Straße. Wenn man ihm glaubt, kennt er den Rest von Berlin fast nur aus Stadtplänen. Er guckt gerne in Stadtpläne. An der Schule in Potsdam wurde André Kubiczek gefragt, ob er in Moskau Wirtschaftswissenschaften studieren möchte. Er stimmte zu, weil er nicht wusste, was er wollte, und zog für zwei Jahre nach Halle, um eine Schule zu besuchen, in der die künftigen Kader der DDR auf die Zukunft vorbereitet wurden. In Halle trieb er sich in Museen herum, tourte durch Buchläden und Antiquariate, hörte Punk-Musik und las. Nach dem Abschluss, das war 1987, ließ er die Moskau-Pläne fallen, bewarb sich für Germanistik in Leipzig und musste erst mal drei Jahre Wehrdienst in einem Hubschrauberbataillon absolvieren. Ein feiner Job, den Funkverkehr zu überwachen. Er saß im Tower, trank Kaffee und las. 1989 war er in Moskau bei einem Schulfreund zu Besuch, als es in Deutschland brodelte. Durch die Undergroundkultur des Arbats lernte er Glasnost und Perestroika genießen. Vom Mauerfall erfuhr er am Tag danach durchs Radio, er nahm noch sein Frühstück und ging auf den Tower. Im Januar 1990 wurde er aus dem Militärdienst entlassen. Fakten, Fakten, Fakten. Bloß kein Gefühl zeigen, Junge! Wie ist es dir ergangen damals, am 10. November in der Kaserne? Hast du geheult, vielleicht vor Freude? Oder war es dir bange um deine Leipziger Straße, in die du noch hinziehen würdest, wären die Mieten jetzt in Mitte nicht so gestiegen? Die damals nur so wimmelte von Geschäften, eine prächtige Einkaufsstraße, wie du erzählst. Und den Alexanderplatz, den du für einen der schönsten Plätze Berlins hältst, wie hast du ihn dir vorgestellt, danach? Hast du auch damals bloß die Augen zusammengekniffen und beiseite gesenkt? All das hätte ich ihm entgegenschleudern wollen. Er wäre aber fuchtig geworden. In Leipzig fing er das Studium an. Nazis führen in Patrouillen durch die Straßen, überfielen Passanten mit Baseballschlägern, warfen Brandsätze in Kneipen. Kubiczek zog nach Bonn, dann nach Berlin. Mitte der Neunziger. Er studierte eine Weile an der Humboldt-Universität, schmiss dann das Studium hin. Hatte es satt, sich das "Geseiere der Kommilitonen anzuhören, die alle zum Fernsehen und in die Werbebranche wollten". Es gibt immer neue Kategorien von Menschen, die er mit Geringschätzung bedenkt. Ein Blitz in den Pupillen, er richtet sich auf, wenn er die Nase rümpfen kann. Eine Attitüde? Der Misanthrop ist en vogue. Andererseits kommt Hybris oft als Abfallprodukt einer Demütigung zu Stande. Einmal bestimmt hat sich Kubiczek als Paria gefühlt und ziemlich einsam in diesem Land. "Es war noch in Potsdam. Ich kam von einer Party, wartete an der Bushaltestelle mit einer Freundin. Dann kamen sie. Nazi-Skins. Verprügelten mich. Wegen der Schlitzaugen, die ich von meiner Mutter habe." Less zieht es früher nach Berlin, er

erlebt die letzten Jahre der DDR-Hauptstadt. Freundet sich mit Punks und einem Anarchisten an, der die Revolution mit "l'art pour l'art" verwechselt. Nicht von ungefähr hat die Kritik an ihm einen Narren gefressen. In Sachen Politik ist Less ein Agnostiker, der aus purem Zufall in die Kreise der Prenzlauer-Berg-Bohème gerät. Im Hause seines Onkels lernt er bänkelsingende Wänste kennen, "Heulsusen mit langen Haaren und Vollbart". Klampfenheinis mit ihrem Lagerfeuerdeck und der Hirschbeutelromantik und der sanften Kritik zwischen den poetischen Zeilen." Da sind sie nicht schwer zu erkennen, die Bürgerrechtler und Intellektuelle, die sich nach einem anderen als dem Stasi-Staat sehnten. André Kubiczek wird tatsächlich ungehalten, wenn man ihn auf sie anspricht. Er habe manche von den Alt-Dissidenten kennen gelernt, ja. Wo und in welchem Zusammenhang wolle er nicht sagen. Sie hätten ihn nicht interessiert. Sie hätten eine falsche politische Aussage gehabt. Welche? Wisse er nicht. Für ihn sei es eine Frage der Form gewesen. Er konnte Wolf Biermann nicht leiden. Punktum. Nach einigen Partys, viel Herumsitzen und manchem Liebesabenteuer kehrt Less in den Harz zurück, erklimmt einen Aussichtspunkt, um den Sonnenuntergang zu betrachten. In Berlin sucht man im Biergarten nach der Sonne. Sie schimmert matt über den Kastanien, ein helleres Quadrat zwischen grauen Wolken. Ausreichend jedenfalls, um das Weiße glänzen zu lassen, das hier und da das Haar des Schriftstellers durchwirkt. Er ist ja nicht so jung, wie sein Jünglingsgesicht vorgibt. Sein zweiter Roman ist schon geschrieben, wird nächstes Jahr herauskommen. Er darf sich jetzt ruhig ein bisschen Zeit gönnen im Freien. Obwohl er draußen, wie er sagt, keine Gedanken hat. Draußen gucke er lieber 'rum. Jetzt vielleicht die Schlange vor der Currywurstbude. Oder den breitschultrigen Mann, der durch die Bänke schlingert, um eine Obdachlosenzeitung feilzubieten. Es ist nicht leicht zu sagen, wohin seine Augen wandern. Aber wahrscheinlich schaut er gerade nirgendwo hin. Es ist Feierabend, Zeit für Entspannung. Am Entspannendsten findet er, Taxi zu fahren, nachts. "Weil man da nichts mehr sieht." Dazugehören möchte er nicht. Das Mauerblümchen spielen - daran kann er auch nichts finden. Magazin André Kubiczek Männliche Person Porträt,

Das Fräulein und das Biest StadtGestalten - Wenn Tanja Langer in das Fell eines anderen schlüpft, lernt sie die eigene Haut kennen

Von Aureliana Sorrento

Es ereignete sich auf Zypern, an einem wunderbaren Mittelmeerstrand, wie sie geschrieben hat. Eine Urlaubsbekannntschaft, ein Berliner Radiologe, kam auf sie zugerannt. "Du bist das deutsche Fräuleinwunder", verkündete er und packte zum Nachweis eine Seite der "Zeit" aus seiner Sporttasche heraus. Darin fand sich tatsächlich ihr Name in einem Artikel, in den auch die Wörter "ungehemmtes Ficken" Einlass gefunden hatten. Der Radiologe kicherte, Tanja Langer war entgeistert. All das wegen eines Romans, in dem ein zart orchestrierter, vom Rauschen der Côte d'Azur begleiteter Stimmenreigen Kindheits- und Liebestraumata ans Licht heraufspült. "Cap Esterel", 1999 bei Volk & Welt erschienen, hatte sie in das "Spiegel"-Phänomen "deutsches Fräuleinwunder" katapultiert. Der Saal war voll, die Luft stickig, als sie im Roten Salon der Volksbühne ihren neuesten Roman vorstellte, "Der Morphinst oder Die Barbarin bin ich". Ein bisschen Freak, ein bisschen Maid, trug sie Stiefeletten, Blümchenkleid und Fuchsfellstola; das Haar, hochgesteckt, fiel ihr in aschblonden Strähnchen auf die Wangen. Als sie zu lesen anhub, zuckte das Publikum auf den Plastestühlen, so kindlich hell erscholl trotz Heiserkeit die Stimme, die aus dem ollen untergegangenen Deutschland Vergessenes hervortat: "Dietrich Eckart, Antisemit und 'Dichter der Bewegung', Fast-Gründungsmitglied der Deutschen Arbeiterpartei, der erste Redakteur des 'Völkischen Beobachters'." Hitlers Vordenker, Hitlers Mentor. Einst ein kaum beachteter Dramatiker, hatte er den späteren Führer in München in die einschlägigen Kreise eingeführt, für ihn die intellektuelle Vorarbeit geleistet. Das Laub flimmert vom Nieselregen, als Tanja Langer die Tür ihres Hauses in Zehlendorf aufreißt. Unweit vom S-Bahnhof Wannsee, gegenüber den rostigen Gleisen, wohnt sie seit anderthalb Jahren mit Ehemann und Töchtern. Weil der Lärm der Züge viele abschreckt, ist die Miete bezahlbar. Im Garten sind Rollschuhe, Kinderräder und Werkzeug über den üppigen Rasen verstreut, eine Schaukel baumelt vor dem Gatter, das das Grundstück umzingelt. Wie aus dem Märchenbuch geschnitten wirkt der Altbau mit dem spitzen Dach. Ihre Kinder sollten im Grünen aufwachsen, deshalb seien sie von Schöneberg an den Stadtrand gezogen. Obwohl sie jetzt unbedingt ein Auto brauche, um Josefine, die Älteste, von der Schule abzuholen und die jüngeren Zwillingsschwestern vom Kindergarten. Zu Hause erzählt sie, beim Einräumen von Quark und Gemüse in den Kühlschrank, wie sie auf Eckart stieß. Es muss Anfang der neunziger Jahre gewesen sein, dass sie Erika Manns Buch "10 Millionen Kinder" las. Dort

wurde erwähnt, dass die Nazis Eckart rühmten als einen, der sich in einen "wohlgesitteten bürgerlichen Beruf nicht einordnen ließ". Später habe sie in der FU-Bibliothek neben einem Buch von Beckett, das sie leihen wollte, einen alten Band gesehen: "Der völkische Publizist Dietrich Eckart". Sie nahm ihn mit. "Immer war es am Ende meiner Schwangerschaften, dass er aufkreuzte und sich in meinen Träumen festsetzte, mich dickbäuchig und schwerfällig in Bibliotheken trieb", sagt die Icherzählerin in "Der Morphinst oder Die Barbarin bin ich" über Dietrich Eckart. Sie, eine Mutter von drei Kindern, die um ihr Selbstwertgefühl ringt, kreist um den drogensüchtigen Altnazi, wie man um einen blinden Fleck im eigenen Gedächtnis kreist. Stochert nach der Stelle, an der Frust und Wut des gescheiterten Künstlers in Hass umschlagen. Spürt die Gefahr, selbst ein Eckart zu werden. Kommt dem Unhold sehr nah. So nah, dass es dem Leser schwindelt. "In das Fell eines anderen zu schlüpfen bedeutet, die eigene Haut kennen zu lernen", sagt sie auf Seite 22. Wie der Heimsucher ihrer Icherzählerin hat Tanja Langer sich früh geweigert, einen "wohlgesitteten bürgerlichen Beruf" zu lernen. Nach dem Abitur an einem humanistischen Gymnasium in ihrer Geburtsstadt Wiesbaden zog sie in Europa umher. Belegte Sprachkurse an der Sorbonne, liebäugelte in Rom mit dem Plan, Kunstgeschichte zu studieren, kehrte schließlich nach Deutschland zurück, weil sie ein Stipendium der deutschen Studienstiftung bekommen hatte. Zwei Jahre München, dann Berlin. "Berlin kam mir vielleicht in dem Sinne entgegen, dass ich da meine Unruhe nicht mehr auf der Landkarte nachzeichnen musste." Verschiedene Welten eröffneten sich ihr innerhalb einer Stadt. Genug für ihre Neugierde. Dann gab es diese Aufführung von "Antonio und Cleopatra", in der Freien Volksbühne wurde das Stück geprobt. Die Studentin marschierte ins Theater, um heimlich vom Foyer in den Proberaum zu spähen. Die Souffleuse, die sie dabei erwischte, verwies den Eindringling an den Dramaturgen. "Normalerweise bewirbt man sich schriftlich!", rief der Mann. Aber nach der Wortkaskade, mit der Langer ihre Shakespeare-Begeisterung unwiderlegbar bewies, bot er ihr eine Hospitanz an. Sie prustet los, wenn sie an die Szene denkt. Oder daran, wie sie später für die Studiobühne der Freien Universität "Othello" inszenierte. Knapp fünf Desdemonas musste der Held da töten, hatte er eine umgebracht, zack gellte Gesang: "Nur nicht aus Liebe weinen, es gibt im Leben nicht nur den einen..." "Es gibt ein unausrottbares vierjähriges Mädchen in mir", sagt sie. Von oben schallen die vergnügten Schreie der Töchter, die im Kinderzimmer

spielen. Ein Stockwerk darüber ist ihre Schreibstube, ein Dachzimmer mit steil schrägen Wänden. Als einziges Möbelstück steht ein kleiner Tisch an der Wand. Den großen, auf dem das Buch über Eckart entstanden ist, hat sie weggeräumt. Sie konnte den Anblick nicht mehr leiden, der sie an den Alb jener Arbeitsstunden erinnerte. Ein Jahrzehnt lang hat sie sich mit dem nationalsozialistischen Vorreiter herumgeschlagen. Immer wieder schaffte sie Schriften und Dokumente beiseite, weg mit dem Mist, und holte sie immer wieder heraus. Furchtbar war es, Blätter zu lesen wie "Auf gut deutsch!" oder den "Völkischen Beobachter", antisemitischen Seim, verquaste Hetzpamphlete. Sie sei nicht jemand, der wie ein Maulwurf aus der Vergangenheit unbedingt Scheußliches herausgraben muss, sagt sie. Aber die blinden Flecken der Gegenwart - man solle doch herausfinden, woher sie kommen. Mitten in den Jahren, als sie das Studium beinahe vergaß und als Regisseurin durch die Off-Theaterszene tingelte, meldeten sich die Opfer des Jahrhunderts an ihrer Schreibstatt zu Wort. Ihr Stück "Ich bin die Nacht" über die jüdische Dichterin Selma Meerbaum-Eisinger, die mit 18 im KZ starb, wurde 1992 im Modernen Theater Berlin uraufgeführt. Ihr sei es um den Einbruch der Geschichte in eine Kindheit gegangen, sagt Langer. Aber nach etlichen Regiearbeiten und einem Kinderstück über Hexen wurde sie schwanger, die Fantasmen aus der eigenen Kindheit kamen herauf. Sie schrieb fürs Theater etwas, aus dem ein Hörspiel wurde: "Fluchtpunkte". Ihre Familiengeschichte. Eine deutsche Geschichte. 1962 kam die Schriftstellerin in Wiesbaden auf die Welt. Ihre Eltern stammten aus Oberschlesien, 15-jährig war die Mutter vertrieben worden, Obdach fand sie zunächst in einem Flüchtlingslager in der Oberpfalz. Die Oberpfalz, wo Dietrich Eckart 1868 geboren wurde. Merkwürdige Schleifen machen die Zeitläufte. Als junges Mädchen besuchte Tanja Langer den Ort, an dem die Jugendträume ihrer Mutter gestrandet waren. Keine Bibliothekarin, eine Köchin war das Flüchtlingskind geworden, hatte mit ihrem Mann ein Restaurant aufgebaut, den Laden zum Erfolg geführt. Aber in der Tochter hallte die Wehmut nach, die in der Mutter nie zum Ausdruck kommen durfte. "Ihr durftet ja nicht trauern, ihr musstet das Land aufbauen", heißt es im Hörspiel. "Der Inbegriff der Aufbaugeneration war für mich meine Mutter", sagt Langer. Im Restaurant der Eltern schuftete die Gymnasiastin mit. Lernete, zwischen den Welten zu leben. Auf der einen Seite die Bücher, auf der anderen die Küche. Einschneidendes, das nicht nur in "Fluchtpunkte" seinen Niederschlag gefunden hat. In "Der Morphinist oder Die Barbarin bin ich" rollt die Icherzählerin der Autorin eigene Jugend auf. Es sind Schwären persönlicher Erinnerungen, die sie nach der Bedeutung ihres Mutter-Seins suchen lassen. Und nach Eckarts Beweggründen. Die sie empfindlich machen für die Seelennöte des Monsters. Eckart, findet sie heraus, war ein

unbehauster Künstler gewesen, süchtig nach Anerkennung und erbittert über die Ablehnung seitens des Vaters zuerst, dann der Kritik. Nazis und Antisemiten werden wir erst los, wenn wir sie in Augenhöhe ansehen. Als Menschen, keine Außerirdischen. Tanja Langer glaubt es. Deshalb hat sie über Eckart geschrieben. Ohne ihn zu entlasten. Aber wahrscheinlich hätte sie das Buch nie zu Ende gebracht, hätte sie ihr Lektor nicht nachdrücklich dazu aufgefordert. Wahrscheinlich hätte sie sich einen Eckart vom Leib gehalten, wäre sie nicht Mutter geworden. Plötzlich plärren Neonazis in ihren Nächten. Rotznasen, blindwütig. Raubten ihr den Schlaf. Wie viel Liebe muss ein kleiner Mensch erfahren, um Niederlagen verkraften zu können, um nicht ein Ungeheuer zu werden aus Protest? Wie gibt man Geschichte weiter und behält für sich die Wunden, die sie einmal aufriss? An diesem Nachmittag sind Josefine, Saskia und Zoë wunderbar artig gewesen. Sie haben sich ins Kinderzimmer zurückgezogen. Nun trudelt Josefine herein. Hast du Hunger, meine Liebe? Und wo bleiben die Schwestern? Zeit, ein Märchen vorzulesen, Abendbrot zu machen. Später, wenn die Kinder im Bett liegen, wird Tanja Langer aufs Dach steigen. Lesen. Schreiben. Dieses Mal aber vom Glück. Tanja Langers Roman "Der Morphinist oder Die Barbarin bin ich" ist im Luchterhand Verlag erschienen. Magazin Berlin (BLN) Bundesrepublik Deutschland (BR) Tanja Langer Literatur Weibliche Person Porträt Buch-Rezension

WOLKEN Machos Innenwelt

Von Aureliana Sorrento

Es muss am Wetter gelegen haben. Es war ein schwarzer Abend. Die Wolken hingen tief und schienen sich bald in ein Gewitter entladen zu müssen. Jedenfalls fühlte ich mich so, als hätte mir jemand einen Weltempfänger in den Schädel gesteckt. Dabei wollte ich sie nur loswerden. Bloß keine Verbindlichkeiten eingehen. Ein Künstler kann sich kein Privatleben leisten. Ich oder der Weltempfänger wälzte Wellensalat wie: "Wie jedes natürliche Phänomen hat die Liebe einen Lebenszyklus." Oder: "Wir Männer, wenn wir dem Menschlichen nicht fern stehen, kennen bestimmte Lebenslagen unerträglichen Erbarmens." Die Lage war misslich. Die Dame, mit der ich die letzten zwei Nächte verbracht hatte, kauerte in Fötusstellung unter einem Plaid auf meinem Ledersofa. Sie schaute fern und zappte bienenfleißig mit der Fernbedienung. Unter anderen Umständen hätte mich diese Tätigkeit zur Weißglut gebracht. Aber jetzt musste ich eine Rede improvisieren. Ich rang nach Worten. Obendrein war mir ein Gerstenkorn auf dem rechten Lid gewachsen, dessen Jucken meine Konzentration permanent schwanken ließ. "Möchtest du einen Tee?", setzte ich an. "Jöö", antwortete die Fernhypnotisierte, ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden. "Darjeeling oder Earl Grey?" "Egal." In der Küche sah es aus, als hätte ein Landerschwadron darin gehaust, ich konnte keinen einzigen sauberen Becher ausfindig machen. Mir blieb nichts Anderes übrig, als zwei Tassen abzuspülen. Es war ja auch nicht verkehrt, da sich das Blubbern des Wassers in der Spüle auf mich immer beruhigend auswirkt. Ich überwand mich, zum Eigentlichen fortzuschreiten. "Ich bin ein ganz schlechter Mensch", schrie ich ins Wohnzimmer rüber. Von dort erschallte irgendwas von Putin. Mitten in der Suada des Nachrichtersprechers war allerdings ein "Ahmm" zu vernehmen: Die Dame war offenbar zum Monosyllabismus übergegangen. Dann schellte es an der Tür. Die Nachbarin vom unteren Stockwerk, deren Flur seit Jahrzehnten durch eine Plakette mit der Inschrift "Haxen abkratzen" geschmückt ist, stand auf meiner Schwelle und krakeelte: Was würde ich denn des Nachts im Schlafzimmer anstellen, dass es stets über ihrem Bett polterte. In Wahrheit ist das, was sie mein Schlafzimmer nannte, mein Arbeitszimmer. Abends betrete ich es nur, um die angekommenen Faxe aus dem Gerät zu holen. Ich versprach der Nachbarin, dies demnächst nur noch barfuß zu tun. "Ich bin ein ganz schlechter Mensch", schrie ich abermals ins Wohnzimmer hinüber, "und vor allem ein ganz schlechter Partner". Wahrscheinlich war die Dame auf meinem Sofa bei n-tv hängen geblieben. Vom Wohnzimmer her kamen nur mehr Nachrichten.

"Ich bin eigentlich ein Ungeheuer!", sagte ich, diesmal mit aller Bestimmtheit. Der Nachrichtensprecher sprach von Amokläufern in Australien. Mir riss bald der Faden. Ich beschloss, den Tee zu servieren. Als ich mit dem Tablett, auf dem die frisch gespülten Tassen thronten, hereinkam, räkelte sich die Dame genussvoll unter der Decke und lächelte mit blöden Schlafaugen. Unfassbar! Harte Maßnahmen waren vonnöten. Den Fernseher ausgeschaltet und einen Band meiner Brechtkompaktausgabe aus dem Regal hervorgekramt, strich ich zärtlich über den rauleinenen Buchdeckel, schlug die vom Lesezeichen vermerkte Seite auf und hob an, mein Lieblings-Brecht-Gedicht vorzulesen: "An jenem Tag im blauen Mond September/ still unter einem jungen Pflaumenbaum/ da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe/ in meinem Arm wie einen holden Traum." Ich bemühte mich redlich, brechtähnlich zu grimassieren. Mit meinem Gerstenkorn muss es wohl grässlich ausgesehen haben. "Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?/ So sage ich dir, ich kann mich nicht erinnern/ ...Und auch der Kuss, ich hätt ihn längst vergessen/ Wenn nicht die Wolke da gewesen wär/ Die weiß ich noch und werd ich immer wissen..." Um jedes Missverständnis auszuschließen, stellte ich das Wort Wolke mit Nachdruck heraus und paraphrasierte: "Ein Künstler vergisst die Küsse, erinnert sich nur an die Details des Augenblicks, an eine Wolke, z.B., verstehst du?" Leider gab es in meiner Wohnung keine Wolke. Als ich den Kopf vom Buch erhob, schlief die Dame schon fest. Küssen und Schütteln halfen nichts. Sie lag auf meinem Sofa und pennte wie ein Murmeltier. Feuilleton

Lästige Nachrichten Curzio Maltese ist der bissigste Kritiker Berlusconis. Er schreibt die Leitartikel in "La Repubblica"

Von Aureliana Sorrento

Meine E-Mails beantwortete er nicht. Ich hatte seine Kommentare in der web-Ausgabe von "La Repubblica" gelesen, mich diebisch gefreut über seine Beschreibungen der Katastrophen Marke Berlusconi. Curzio Maltese ist der gefürchtetste Leitartikler Italiens. Und wahrscheinlich der am meisten gehasste. Im Web kursieren Schmähungen gegen ihn. "Der Mann ist so parteiisch", schreibt ein gewisser Dino Cofrancesco, "dass nur Furio Colombo und Enzo Biagi ihm das Wasser reichen könnten." Furio Colombo und Enzo Biagi sind zwei ergraute Altmeister des italienischen Journalismus, berühmt dafür, dass sie kein Blatt vor den Mund nehmen, möge man ihnen auch Auspeitschung androhen. Curzio Maltese ist jünger. Auf jeden Fall beantwortete er meine E-Mails nicht. An seiner Festnetznummer meldete sich nur ein Anrufbeantworter. Ich fühlte mich schon wie ein vierzehnjähriger Fan, der einen Pop-Sänger vergeblich belagert. Tututut, tagein tagaus, "Qui è la segreteria telefonica.", tututut. "Bleib ruhig", mahnte ein befreundeter italienischer Kollege, der zu seinem Glück vor dem jüngsten Amtsantritt Silvio Berlusconis das Rentenalter erreicht hatte. "Du kannst dir die Lage hier nicht vorstellen. Wir müssen genau aufpassen, wem was wir sagen." Maltese müsse sich schützen. Alle müssten sich schützen. Regierungskritische Journalisten stünden unter Beschuss. Wie die Staatsanwälte. "Du machst eine Aussage vor der falschen Person und zack, am nächsten Tag findest du alles verdreht in den Zeitungen wieder." Inzwischen waren zwei Star-Journalisten des italienischen Staatsfernsehens RAI aufs Abstellgleis geschoben worden. Sie hätten kriminellen Gebrauch vom öffentlichen Rundfunk gemacht, hatte Ministerpräsident Berlusconi auf Staatsbesuch in Bulgarien vor laufenden Kameras behauptet und die Führungsriege der RAI - damals kurz zuvor von seiner Regierung eingesetzt - aufgefordert, Maßnahmen zu ergreifen. Daraufhin warfen sich zwei hohe Angestellte des Ministerpräsidenten, berühmte Namen aus seinem Fernsehimperium, für die Meinungsfreiheit in die Bresche. Sie würden sich an die Gitter des RAI-Sitzes anketten, drohten sie, sollten die Kollegen gefeuert werden. Die Sendungen von Enzo Biagi und Michele Santoro wurden eingestellt, aber niemand kettete sich an irgendwelche Gitter an, wie Curzio Maltese in einem Artikel festhielt. Irgendwann bekam ich seine Handynummer. Handynummern müssen in Italien eine Misstrauens- oder Berlusconi-freie Zone bilden. Curzio Maltese antwortete. Sofort. Wir könnten uns gleich morgen treffen, sagte er. Moment, sagte ich, ich kriege nicht gleich einen

Flieger nach Rom. Er lachte. Ein sympathisches Lachen. In Rom stehe ich vor dem Verlagsgebäude der zweitgrößten italienischen Tageszeitung und frage mich, ob ich nicht am falschen Ort gelandet sei. Der Eingang zur "La Repubblica"-Redaktion ist geschützt wie eine Bank. Vier Wächter hinter einer Glasscheibe. Ich muss meinen Pass vorzeigen, werde einige Sekunden gemustert, dann drückt einer der Türhüter auf einen Knopf, die Glasdrehtür geht auf. Ins dritte Stockwerk, wo sich das Zimmer von Curzio Maltese befindet, begleitet mich ein Schutzmann in Uniform mit Schulterklappen. Beinahe hätte Berlusconi auch "La Repubblica" aufgekauft. Als er 1989 die Mehrheit der Aktien vom Verlag Mondadori übernahm, sollte auch die linksliberale Zeitung seinem Medienkonzern einverleibt werden. Aber die Redakteure wehrten sich. Der ehemalige Chefredakteur Eugenio Scalfari erklärte den neuen Verleger für "unempfangbar". Es kam zu einem Kompromiss mit Carlo De Benedetti, einem Industriellen aus der IT-Branche, der den Linken näher stand als andere Magnaten. Ihm gehören jetzt "La Repubblica" und die Zeitschrift "L'Espresso" - mittlerweile fast die einzigen italienischen Medien (neben den auflagenschwächeren linken Parteizeitungen), die es wagen, die Regierung offen zu kritisieren. Im Flur der Redaktion hört man nur das Summen der Computer und das Schnauben der Klimaanlage. Neonröhren und gelbe Wandpaneele. Linoleumböden. Ästhetik nach dem Motto: Arbeite oder stirb. Curzio Maltese sitzt vor heruntergelassenen Jalousien in einem großen Raum an seinem Schreibtisch. Geht seine E-Mails durch. Ob er sie mal doch beantwortet? Er dreht sich um, bittet mit einem Wink, Platz zu nehmen, holt ein Buch aus einem Päckchen heraus, schweigt. Voilà, der gefürchtetste Leitartikler Italiens. Ein kleiner Mann im herbstfarbenen Sakko, mit Glatzenansatz und einem spöttischen Blick hinter der Nickelbrille. "Information ist in Italien etwas Lästiges", sagt er. Pafft eine Zigarette, schiebt einen Aschenbecher auf einem Papierturm näher zu sich, lehnt sich zurück in seinem Bürostuhl. Der Bürostuhl quietscht. Hinter den Unterlagen sehe ich gerade noch den Kopf des Leitartiklers. Wenn man sich seinen Schreibtisch ansieht, wirkt es ziemlich unglaublich, was er sagt: Dass kein Journalist in Italien sich mehr die Mühe mache, an echte Informationen heranzukommen, Dokumente zu suchen und durchzuarbeiten. Dies gilt offenbar nicht für ihn. Dass sich alle nur an die Informationsstellen der Regierung wendeten und dann das verlautbarten, was ihnen von den obersten Propagandamachern als Nachricht kunden würde. Ihm kunden die Propagandamacher bestimmt

nichts, in solchen Kreisen gilt Curzio Maltese als der Feind Nummer eins. Dass nur die Quellen in den italienischen Medien zum Vorschein kämen. Weshalb er als Leitartikler gezwungen sei, erst mal die Fakten zu benennen, auf die er sich beziehe, er müsse davon ausgehen, dass der Leser sie nicht kennt. Im Fernsehen würden bestimmte Nachrichten einfach unterschlagen, in den Zeitungen kämen sie meist nicht als Fakten vor, sondern als Meinungsäußerungen des einen oder anderen Politikers. Sämtliche Zeitungen würden mit Interviews voll gestopft. Die Desinformation blühe und gedeihe. Tatsächlich hatte die Desinformation im letzten Sommer gar das Parlament infiziert. Vier Abgeordnete und der Präsident einer Region, meldete die Kulturzeitschrift "Micromega" - jenes Philosophieperiodikum, das im Italien Berlusconi zum Widerstandsorgan avanciert ist - hatten eine wundersame Erklärung verfasst: Man wolle den italienischen Premier Silvio Berlusconi für den Friedensnobelpreis vorschlagen. Seine außenpolitischen Verdienste, die von ihm maßgeblich initiierte Aufnahme Russlands in die Nato, die Politik der atomaren Abrüstung und die Vermittlung für den Frieden im Nahen Osten sollten gebührend gewürdigt werden, meinten die Unterzeichner. Maltese grinst in sich hinein. Die Verwunderung in meinen Augen scheint ihn zu irritieren. "Kommen Sie vom Mond?", ist in seinen zu lesen. Dann besinnt er sich darauf, dass ich gerade aus Berlin eingeflogen bin. Von Italien aus betrachtet muss Deutschland wahrlich wie der Mond aussehen. Himmlische Sphären. Listfreie Gefilde. Maltese versucht, sich in meine Naivität zu versetzen: "Sehen Sie", sagt er plötzlich nachsichtig, "Vermutlich weiß jeder Deutsche, dass die Wirtschaftsleistung Deutschlands 2002 kaum gewachsen ist. Wenn Gerhard Schröder sagen würde, dass sie um drei Prozent gewachsen sei, wüsste jeder Deutsche, dass er unverfroren lügt." Aber das Selbstverständliche ist jenseits der Alpen nicht selbstverständlich. In Italien habe man monatelang über eine Wachstumsrate von drei Prozent diskutiert, die das Wirtschaftsministerium angegeben hatte. Dank internationalen Statistiken sei herausgekommen, dass die Wirtschaftsleistung Italiens 2002 nur um 0,3 Prozent angestiegen sei. Allzu viele Worte über die neue Zahl hätten die italienischen Medien aber nicht verloren. "In diesem Lande", skandiert er, als wollte er mir die Sätze auf die Stirn nageln, "in diesem Lande wird nicht die Meinung von irgendwelchen radikalen Gruppen zensiert. In diesem Lande wird die Meinung vom Internationalen Währungsfonds zensiert, den man offenbar für eine Organisation hält, die sich in den Händen von Kommunisten befindet." Silvio Berlusconi ist angetreten, um Italien vom Kommunismus zu befreien. Zwar war die Kommunistische Partei Italiens nie an einer der vielen Regierungskoalitionen der Nachkriegszeit beteiligt. Und als sie 1974 den Sprung ins Kabinett hätte wagen können, hielt sie sich aus Angst "vor

chilenischen Verhältnissen" zurück, wie man damals die Gefahr eines Putsches umschrieb. Nichtsdestotrotz ist eine Mehrheit der Berlusconi-Wähler davon überzeugt, Italien sei fünfzig Jahre lang von Kommunisten regiert worden. Der Kampf gegen den Kommunismus ist eine der höchsten Prioritäten der italienischen Politik, das kommunistische Kulturerbe ein Thema, das die Gemüter erhitzt. In der Weltanschauung des Ministerpräsidenten, um deren Verbreitung sich seine Medien eifrig bemühen, sind nun selbst Richter und Staatsanwälte zu "roten Roben" mutiert. Ein Wunder eigentlich, dass eine Zensurbehörde nach real-kommunistischem Vorbild in Italien nicht vorhanden ist. Silvio Berlusconi braucht sie erst gar nicht. Es geht auch anders. Sollte Curzio Maltese seinen Job bei "La Repubblica" verlieren, hätte er kaum Hoffnung auf eine neue Anstellung. "Heutzutage würde kein Sender und keine Zeitung außer "La Repubblica" einen regierungskritischen Journalisten mehr anstellen", sagt er. "La Repubblica ist eine einsame Insel in einer Informationslandschaft, die direkt oder indirekt vollständig von Berlusconi beherrscht wird." Früher hätten auch die zwei anderen großen Zeitungen des Landes, "Il Corriere della Sera" und "La Stampa", dem Neuen Mann der italienischen Politik auf die Finger gesehen. "Deren Kritik kam nicht aus linken Positionen. Sie kam aus der Sorge um die Grundsätze der Demokratie." Aber beide Zeitungen gehören Industriellen-Gruppen im Dunstkreis des Fiat-Konzerns. Kein Unternehmen legt in Krisenzeiten Wert darauf, es sich mit der Regierung zu verderben. Silvio Berlusconi besitzt drei Fernsehsender, die ihre Programme landesweit ausstrahlen. Marktanteil: 45 Prozent. Außerdem die Mehrheit der Aktien vom Verlag Mondadori, dem größten Buch- und Zeitschriftenverlag Italiens. Zwei Zeitungen, früher ebenfalls in seinem Besitz, hat er Familienangehörigen überschrieben. Als Regierungschef kontrolliert Silvio Berlusconi das Radio und die drei Fernsehkanäle des öffentlichen Rundfunkunternehmens RAI, zu 99,55 Prozent Eigentum des Finanzministeriums. Der entscheidende Verwaltungsrat der RAI wird von den Präsidenten der zwei Parlamentskammern ernannt, beide gehören Berlusconis Regierungskoalition an. Curzio Maltese hockt jetzt auf dem Rand seines Bürostuhls, die Hände auf die Knie gestützt, als wollte er gleich aufspringen und losrennen. Er muss bald gehen. Abends arbeite er seit kurzem an einer satirischen Sendung mit, erzählt er, die nachts vom dritten RAI-Kanal ausgestrahlt wird. Der einzige Sender, der der Opposition übrig geblieben ist. Und die Satire sei das einzige Genre, in dem man die Dinge noch beim Namen nennen könne. "Da gilt die Freiheit der Kunst, man kann nicht so leicht für seine Aussagen gerichtlich belangt werden." Inzwischen hat Maltese selbst Klage erhoben. Wegen Verleumdungen, die gegen ihn und seine Familie verbreitet wurden. "Jeden Tag werde ich in den Zeitungen und Zeitschriften Berlusconis

attackiert." Das Thema bringt den Leitartikler in Wallung. "Nur weil ich als der regierungskritischste Journalist Italiens gelte", zischt er. Dabei hat er auch an der linken Opposition kein gutes Haar gelassen. Als sie, noch an der Regierung, den Ministerpräsidenten Romano Prodi stürzte und sich unter Federführung des realpolitisch nach rechts gewendeten Ex-Kommunisten Massimo D'Alema Berlusconi anbot. Den Präsidenten der Linksdemokraten nennt Curzio Maltese "die Opposition Seiner Majestät". Freilich hat er sich mit solchen Positionen auch auf der Linken mehr Feinde als Freunde gemacht. Zumindest in den Parteispitzen. Dem linken Volk, das seine gewählten Vertreter mittlerweile für völlig untauglich hält, spricht der Leitartikler aus der Seele. Er ist längst eine Identifikationsfigur geworden. Er würde sich bloß eine wirklich freie Presse wünschen, sagt er. Und holt dann aus zu einem neuen Rundumschlag: Da Italien das Land der Gegenreformation sei, in dem die meisten Häretiker verbrannt und verquere Meinungen nie toleriert wurden, könne man von den Italienern keine Mediengesetze erwarten, welche die Meinungsfreiheit garantieren. Schlussfolgerung: "Ich hoffe, dass wir eines Tages von einem deutschen oder einem französischen Premier regiert werden. Warum sollen wir ewig auf die Italiener insistieren?"

Magazin Italien (I) Curzio Maltese
Medien Porträt Männliche Person Analyse Fall,

Ein Traum und das Trauma Fausto Paravidino hat die Ereignisse des G-8-Gipfels in Genua 2001 rekonstruiert. Sein Stück "Genua 01" hatte gerade in der Schaubühne Premiere

Von Aureliana Sorrento

Wie bitte? Das sagt er aber nicht, der Junge mit den braunen, lang geschlitzten, wachen Augen, der noch jünger wirkt in Jeans, Adidasschuhen und blauem Polohemd. Er blickt nur etwas ungläubig. Der Reporter bohrt und bohrt. Gerade aus Rom eingeflogen, wo jetzt schon die Hitze brütet, fühlt sich der Junge vermutlich etwas verloren im Café der Schaubühne, da rieseln die Sonnenstrahlen nur kreideblass durch die Glaswände, draußen bläst Wind. Der Junge hält sich mit einer Hand am Rand des Holzstuhls fest, hebt sie langsam zur Stirn, streift sich eine lange Haarsträhne übers Ohr, hört konzentriert zu: "Ist es nicht gefährlich, so einen wie Carlo Giuliani zu mythisieren?", will der Reporter wissen. Das Band läuft. Carlo Giuliani ist tot. Ermordet worden. 23-jährig. Am 21. Juli 2001. Durch einen Pistolenschuss in den Kopf. Der Schütze war der 20-jährige Polizist Marco Placanica. Einer der 18 000 Beamten, die Silvio Berlusconi zum Schutze des G-8-Gipfels nach Genua zusammengetrommelt hatte. "Ist Carlo Giuliani wirklich eine tragische Figur?", will der Reporter wissen. Das Band läuft. Der Junge stiert auf den Reporter. Überlegt und stößt einen Lacher aus, wie ein Kind, das aus einem lustigen Traum erwacht: "Fragen Sie doch seine Mutter, ob er wirklich eine tragische Figur ist!" Der Junge heißt Fausto Paravidino, Schauspieler, Dramatiker, Regisseur, Drehbuchschreiber. Mit 13 hat er zum ersten Mal eine Bühne betreten, in Rocca Grimalda, einem 1 000-Seelen-Dorf des Basso Piemonte, wo er vor 27 Jahren geboren wurde. Heute lebt er aber in Rom mit fünf oder sechs Millionen mehr oder weniger amtlich gemeldeten Einwohnern sehr nah an den Existenzfragen der Mehrheit und ziemlich weit entfernt von der heilen Welt der Theaterwissenschaftsseminare. Das Stück, das er 2001 im Auftrag des Londoner Royal Court Theatre verfasst hat, und das jetzt im Studio der Berliner Schaubühne am Lehniner Platz Deutschlandpremiere hatte, darf man nach den strengen Regeln der dramatischen Kunst mutmaßlich nicht einmal ein Stück nennen. "Genua 01" ist eine Tragödie. Eine, die nicht erdichtet werden musste, weil sie geschah. Zwischen dem 20. und dem 23. Juli 2001, als Silvio Berlusconi die mächtigsten Männer der Welt zu einem Gipfeltreffen nach Genua einlud, um unter der Mittelmeersonne und künstlichen Zitronen, die er an Nylonfäden hängen ließ - zu schäbig erschienen ihm die echten für die Linsen der Fernsehkameras - den wirtschaftlichen Status des Erdballs zu erörtern. An das Wohl seiner Gäste dachte der kurz zuvor Gewählte in großem Maßstab:

200 Leichensäcke wurden bereitgestellt, Raketenabwehrgeschütze rund um Genua postiert, nicht nur 18 000 Polizisten, sondern auch eine Spezialeinheit der Marine, die Froschmänner, an die ligurische Küste berufen. Denn neben den illustren Fremden erwartete man in Genua Globalisierungsgegner aus aller Herren Länder. In der Tat reisten sie zahlreich und pünktlich an, um gegen das Spektakel der Mächtigen zu demonstrieren. Warum es aber zu den blutigsten Ausschreitungen in der Geschichte der weltweiten Protestbewegung kam, ist strittig. Zwar lieferten die üblichen Krawallmacher, Black Blocks genannt, immer wieder einen Anlass zum Eingreifen der Polizei. Man konnte sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass sie sich als agents provocateurs verdingten. Denn einige sahen sie aus Polizeiautos aussteigen; in den Arbeitervierteln der Stadt randalierten die Black Blocks ungestört, bis der Ordnungsdienst der neukommunistischen Partei "Rifondazione Comunista" ihnen das Handwerk legte. Derweil gingen die Beamten auf brutalste Weise gegen Demonstranten friedfertiger aber politisch relevanterer Gruppierungen und auch gegen unbeteiligte Passanten vor. Genua im Kriegszustand. Am 21. Juli fiel Carlo Giuliani durch den Kopfschuss eines Carabinieri; am 22. stürmten 200 Staatsschützer in Kampfanzügen eine Schule, in der die Eingereisten ihr Schlaflager - mit offizieller Genehmigung - eingerichtet hatten. Die Ordnungshüter knüppelten alles nieder, was sich bewegte - oder auch nicht: Die meisten Gezüchtigten hatten zum Zeitpunkt der Erstürmung bereits geschlafen. 60 Verletzte, 3 lebensgefährlich, und 600 Festgenommene waren das Ergebnis der Aktion. Einige der Verhafteten erzählten später von Folterungen in der Polizeikaserne, unter Mordandrohung hätten sie "Viva il Duce" skandieren müssen. Währenddessen hielt sich Gianfranco Fini, Berlusconis Stellvertreter und Vorsitzender der neofaschistischen Alleanza Nazionale, im Polizeihauptquartier auf, um die Operationen der Beamten zu koordinieren. Fakten, über die nur teilweise in den italienischen und ausländischen Medien berichtet wurde. Fakten, die Fausto Paravidino in "Genua 01" zusammengeschürt hat. Er war nicht in Genua während der Horrortage. Er hing in Rom am Telefon, telefonierte unablässig mit den Freunden, die dorthin gefahren waren, und mit jenen, die in der Stadt wohnten. Am 21. Juli setzte er sich an den Schreibtisch. Schrieb "Peanuts". Anhand einer Horde Halbwüchsiger und eines albraumartigen Szenen- und Zeitenwechsels

durchleuchtet das Stück die Mechanismen von Unterdrückung und Unterwerfung, Machtmissbrauch und Duckmäuserei. "Peanuts war bloß eine spontane Reaktion auf die Geschehnisse", sagt Paravidino bescheiden. Als ihn aber ein Auftrag vom Royal Court Theatre London erteilte, machte sich der Dramatiker wie ein Journalist ans Werk: Sammelte Zeitungsartikel, Dokumente, Fotos und Videobänder, suchte Zeugen, verglich deren Aussagen. "Genua 01" wurde eine Anklageschrift. Oder, so könnte man es auch bezeichnen, ein chorales Epos, das jeden Anflug von Subjektivität vermeidet. Oder einfach eine journalistische Arbeit - dennoch aus Zeilen, die sich einhämmern, als wären sie Schlagbohrer. Im Februar 2002 wurde das Stück dem Londoner Publikum präsentiert. In Italien dauerte es lange, bis sich ein Theater fand, das es zur Aufführung brachte. Zunächst tingelte der Autor mit ein paar Freunden durch die römischen Hinterwelten, Sozialzentren und besetzte Häuser, las vor zwei- bis dreihundert Menschen und tauschte mit ihnen bis in die Nächte hinein Wissen und Meinungen aus. "Agitprop war das", sagt er ohne Umschweife. Wie ihm auch das Wort "Dokumentar" völlig ungeniert über die Lippen geht, wenn er das Genre seines Werkes zu definieren sucht. Hätte er auf eine der üblichen dramatischen Formen zurückgegriffen, wäre eine "Metapher der Metapher" entstanden. Für ihn sind die Ereignisse von Genua im Juli 2001 eine Metapher der Weltlage gewesen. "Eine Generalprobe der weltweiten Repression." Dies sagt er mit einer knarrenden Stimme, die gar nicht passt zu seinem Knabengesicht. Für einen Bürgerschreck würde Fausto Paravidino nirgendwo durchgehen, ihm haftet die Aura eines wohl erzogenen italienischen Bürgersohns an wie anderen ihr Körpergeruch. Was er gewiss nicht als Kompliment verstünde, aber mit dem Selbstbewusstsein des gesicherten Weltbilds einhergeht: "Theater ist immer politisch", ist ein Postulat. Paravidinos zwingendes Argument: "Weil es immer kontrastierende Kräfte gegeneinander prallen lässt." Daran ist nicht zu rütteln. Ebenso wenig wie an dem Satz: "Shakespeare ist die Bibel, dann gibt es noch die Heiligen." Das Theaterleben des Fausto Paravidino begann, wie es sich gehört, im Namen des Verehrtesten aller Bühnenväter. Kurz hatte der Dreizehnjährige darüber nachgedacht, Boxer zu werden, dann schloss er sich, noch in der achten Schulklasse, einer Gruppe von Amateurschauspielern an und durfte Jago, Pisanio und Heinrich IV. sein. Nach dem Abitur ging er erst einmal nach Genua, ein Jahr Schauspielschule beim Teatro Stabile, dann brach die Langeweile aus. Paravidino wollte nicht auf den Steinen sitzen bleiben, tat sich mit anderen Mitschülern zusammen und gründete eine freie Schauspieltruppe; frohgemut und erlebnishungrig zog die Bande nach Rom. Kaum Geld, keinen richtigen Plan, allenfalls den Traum, den "Sommernachtstraum" auf irgendeine Bühne zu bringen, bummelten sie gedankenverloren und angesäuselt auf der Piazza Santa Maria in

Trastevere. Dort, wo seit Jahrzehnten ein Penner um den barocken Springbrunnen herum einen kleinen Holzkarren hin und her schleppt, an dem Blechtöpfe an einer Schnur hängen und auf dem Kopfsteinpflaster klappern, war an jenem Abend ein anderer da, der ein noch merkwürdigeres Ritual vollführte. Mit Tomatendosen hatte der Stadtstreicher einen Kreis auf dem Boden abgesteckt und scheuchte die Spaziergänger davon. Ein heiliger Zirkel, eine Bühne, ein Theater!, dachten sich die Mimen in spe. So einfach ist das. Und weil der Mann seine Performance "Gloria Babbi" benannte, entschieden sie, als "Gloriababbi Teatro" aufzutreten. Ein Name als Glücksbringer. Im folgenden Sommer tourten sie mit ihrem "Sommernachtstraum" fünf Tage lang an der Riviera. Gratis et amore dei, versteht sich, aber immerhin ein Anfang. Um ihr Brot zu verdienen, heuerten die Gloriababbis bei verschiedenen Theater- und Filmprojekten an, verloren sich aber nicht aus dem Blick. 1997 schrieb Paravidino sein erstes Stück, "Trincipollo". Nicht Shakespeare stand dem Erstling Pate, wenn, dann sollte man Büchner und Pirandello als ideelle Mentoren heranziehen. In Wahrheit, sagt der Dramatiker, vollzog sich der Sprung vom Spielen zum Schreiben auf eine vollkommen natürliche, beinahe unfreiwillige Weise. "Wenn man unter Schauspielern lebt, kaspert man jeden Abend rum. Ein Wort zieht das andere, jeden Abend ein Sketch. Und eines Tages sitzt du da alleine und fängst an, dir die Sketchs selbst auszudenken." Mit "Zwei Brüder", das 1999 den Tondelli-Preis gewann, gelang Paravidino und dem "Gloriababbi Teatro" der Durchbruch. 2000 bekamen sie ein Engagement beim "Teatro Stabile di Bolzano", mit dem sie weiterhin zusammenarbeiten. Nur der ganz große Wunsch ist noch nicht erfüllt: Ihr Theater in eine "Bewegung" zu verwandeln, in welche immer neue Mitstreiter einsteigen und neue Ideen einfließen können. Funktionieren sollte das Projekt ungefähr so wie jene politische Protestbewegung, die auf das Schlagwort "Antiglobalisierung" die disparatesten Gruppen und Bestrebungen unter einen Hut bringt. Ansonsten hat der junge Dramatiker keine konkreten Pläne für die fernere Zukunft. Er sei einfach unfähig, gesteht er, sich mit Gedanken darüber zu tragen, was in sechs Monaten denn sein solle. "Ich lebe nur in der Gegenwart." Weil er 27 ist. Außerdem ein Theatermensch. Einer, der die Welt um sich wahr- und aufnimmt. Für Selbstverwirklichungsträume bleibt da offenbar keine Zeit. Magazin Berlin (BLN) Bundesrepublik Deutschland (BR) Italien (I) Fausto Paravidino Theater Innenpolitik Gespräch Porträt Männliche Person

Tagesthema

HILFERUF Europa, rette uns! DEUTSCH-ITALIENISCHE FREUNDSCHAFT - Wegen unflätiger Worte eines Staatssekretärs hat der Kanzler seinen Adria-Urlaub gestrichen. Italiener sind entsetzt über ihre Regierung.

TAGESTHEMA

Von Aureliana Sorrento

Es fehlte nur noch das. Nach Silvio Berlusconis Nazi-Vergleich der Schmähbrief eines Tourismusstaatssekretärs der rechtspopulistischen Lega Nord gegen "die Deutschen", den er bedeutungsträchtig in La Padania, dem offiziellen Organ der separatistischen Partei, abdrucken ließ. Dabei hätte man die Beschimpfungen als legandotypische Fäkalentäußerungen abtun können, denen allzu viel Aufmerksamkeit nicht gebührt. Schließlich hatte sich der Urheber Stefano Stefani ganz im Stil seines Chefs Umberto Bossi ausgedrückt, eines Mannes, der schon öfter verkündete, Europa sei ein Galgenland, und mit der italienischen Trikolore würde er sich am liebsten den Hintern abwischen. Alarmierend ist Stefanis "Wir" - es suggeriert, der Tourismusstaatssekretär würde im Namen aller Italiener sprechen. Als würden alle Italiener sein Bild der Deutschen als Barbarenhorden, die betrunken über italienische Strände herfallen, teilen. Als wären alle Italiener mit der europafeindlichen Gesinnung ihrer Regierung einverstanden. Diesen Eindruck zu zerstreuen reichen die heftigen Proteste von Mitgliedern der Regionalregierungen der Toskana und der Emilia Romagna sowie die Solidaritätsbekundungen beschämter Italiener vor der deutschen Botschaft freilich nicht aus. Denn Silvio Berlusconi, sein Adlatus Gianfranco Fini, Vorsitzender der neofaschistischen Alleanza Nazionale, und sein hauptamtlicher Hofnarr Bossi sind in freien Wahlen bestimmte Vertreter des italienischen Volkes. Sie haben bislang ihr Möglichstes getan, den Zusammenhalt der EU zu unterminieren. Verstimmungen im europäischen Lager verursachte Berlusconi zuletzt mit seiner proamerikanischen Position im Irak-Krieg. Dass er da keineswegs den Rückhalt des Volkes hatte, wurde nördlich der Alpen kaum registriert. Mittlerweile ist klar, dass Berlusconis Schmusekurs mit der Bush-Regierung Teil einer Strategie ist: Der Italiener setzt alles daran, Sturm zu bringen in die Gemeinschafts-Gewässer der EU. Und dass er die Mehrheits-Übernahme des für Europas Rüstungsinteressen wichtigen Flugzeuggbauers FiatAvio durch die amerikanische Firma Carlyle einfädelt - ein Manöver hinter den Kulissen, um das Projekt eines US-unabhängigen, europäischen Waffensystems zu untergraben - das dürfte den europäischen Partnern übel aufgestoßen sein. Der Medientycoon hat gute Gründe, Italien außerhalb Europas zu lenken. Persönliche Gründe: Nur allgemeinverbindliche europäische Regeln und Gesetze könnten schließlich der ausufernden Macht

des Unternehmer-Präsidenten Einhalt gebieten. Wirft man einen Blick in die wenigen übriggebliebenen italienischen Oppositionszeitungen, liest man unentwegt den Hilferuf: Europa, rette uns! Die Italiener wissen, dass ihr Wohlstand entscheidend von Europa abhängt. In ihrem Sinne ist es nicht, wenn die römische Regierung ihre europäischen Partner brüskiert. Aber Berlusconi hat bislang Politik nur für sich selbst, nicht für sein Land gemacht. Es wird Zeit, dass die Regierungen in Berlin, Paris und London darauf entschieden reagieren. Ohne Rückendeckung aus Europa wird die italienische Opposition dem Spuk kein Ende setzen können. Die Autorin ist italienische Journalistin und lebt in Berlin.
Tagesthema Italien (I)
Bundesrepublik Deutschland (BR) Europäische Union (EG)
Internationale Beziehungen
Analyse Teil

Familienprogramm Wenn Silvio Berlusconi verbal entgleist, erfährt das in Italien kaum jemand. Weil der Premier das Fernsehen kontrolliert - und noch vieles mehr

Von Aureliana Sorrento

ROM, im Juli. Das schmiedeeiserne Eingangstor quietscht bei jeder Bewegung. An diesem Nachmittag hasten viele Menschen durch das Tor in der Viale Aventino. Das Quietschen wird zu einem Dauerton. Die Menschen steigen über die Steintreppe hinauf zum Palazzo, eine dreistöckige Villa mit einem Turm wie auf einer Sahnetorte. Im Inneren des Redaktionshauses von TG 5, dem wichtigsten Nachrichtenmagazin aus Silvio Berlusconis Medienhaus "Mediaset", funken Überwachungskameras laserrote Pünktchen, der Aufzug surrt unablässig und durch die mit Marmor ausgelegten Gänge hallendie Schritte geschäftiger Redakteure. Cesara Buonamici, die Dame mit dem rotbraunen Haar, die allabendlich die Nachrichtensendung moderiert, lächelt noch charmanter als im Fernsehen. Sie sitzt ungeschminkt an ihrem Schreibtisch und erklärt den "familiären Stil" des Senders. "Es ist so, als würde ein Freund zum Abendbrot bei dir vorbeikommen und die wichtigsten Ereignisse des Tages erzählen." Unfälle und Raubüberfälle, Erdbeben und andere Katastrophen, rührige Geschichten aus dem Alltag von Herrn Jedermann - vor allem darüber wird im beliebten Fernsehjournal pünktlich und ausführlich berichtet. Im ersten Quartal dieses Jahres haben Berlusconis Mediaset-Sender Canale 5, Italia 1 und Rete 4 einen Anteil von 45,19 Prozent am gesamten italienischen Fernsehmarkt erreicht und somit zum ersten Mal die drei Kanäle der staatlichen RAI hinter sich gelassen. Cesara Buonamici lobt den Weitblick von Chefredakteur Enrico Mentana, die vorzügliche Teamarbeit und die Schnelligkeit, mit der man auf die allerneuesten Ereignisse reagieren könne. Selbst eine Minute vor der Sendung würde man bei TG 5 den Sendeplan notfalls umwerfen, um neue Nachrichten zu berücksichtigen. "Die RAI mit ihren schwerfälligen, bürokratischen Strukturen schafft das natürlich nicht", sagt sie. Nun gab es neulich einen Tag, da haben es auch die Mediaset-Journalisten nicht so richtig geschafft. Als der deutsche SPD-Abgeordnete Martin Schulz im Europaparlament den italienischen Ministerpräsidenten scharf kritisierte und von Silvio Berlusconi mit einem KZ-Aufseher verglichen wurde, sendete TG 5 zwar die Bilder, allerdings ohne Ton. Technische Probleme soll es gegeben haben. Vielleicht wollte man auch einfach nur verhindern, dass Berlusconis Entgleisungen, für die er sich später entschuldigen musste, in Italien im Originalton zu hören sind. Der erste Kanal des Staatsfernsehens zeigte in den Mittagsnachrichten nicht einmal Bilder. Der Vorfall wurde mit keinem Wort erwähnt. Die Hauptausgabe um 20 Uhr brachte

zwar einen Bericht, aber ohne die entscheidende Szene. Später wurde von fast allen italienischen Medien die Version der Vorgänge verbreitet, wie der Premier sie dargelegt hatte: Er und mit ihm das italienische Volk seien von einem SPD-Parlamentarier beleidigt worden. Berlusconi sei so kulant gewesen, auf die bössartige Provokation mit Ironie zu antworten. Dass alle übrigen europäischen Medien eine ganz andere Schilderung des Schlagabtausches lieferten, erschien in Italien nur der linksliberalen Zeitung "La Repubblica" und der Opposition im Parlament von Bedeutung zu sein. Der Schriftsteller Umberto Eco hatte schon vor den Wahlen im Mai 2001 gewarnt, dass Berlusconi als Premierminister nicht mehr nur drei Fernsehsender besitzen würde, sondern gleich drei weitere, die öffentlich-rechtlichen nämlich, kontrollieren könnte. In Italien würde sich ein "De-facto-Regime" einstellen, so Eco. Curzio Maltese, Leitartikler der "La Repubblica", sagt nun: "Die Kontrolle des Fernsehens in diesem Lande ist bereits die eines Regimes." Und da 90 % der italienischen Bevölkerung sich über das Fernsehen informieren, gibt es ein Ereignis, das im Fernsehen nicht stattfindet, einfach nicht. Zwar hat die außerparlamentarische Opposition, die seit Berlusconis Regierungsübernahme zu einer gewaltigen Bürgerbewegung gewachsen ist, immer wieder lauthals dagegen protestiert. Zwar scheinen die linken Oppositions-Parteien mittlerweile die Gefahr begriffen zu haben, die von Berlusconis erdrückender Medienmacht für die Demokratie ausgeht. Aber sie sind machtlos. Lamberto Sposini, Ko-Direktor von Berlusconis Fernsehjournal TG 5, bemüht sich, die Unabhängigkeit seiner Redaktion von Silvio Berlusconi, dem Hausherrn, glaubhaft zu machen. "Unsere Mitarbeiter genießen eine größere Freiheit als die Angestellten der RAI", sagt er. Er macht mit seinem Arm eine Bewegung, so als wolle er sämtliche Grenzen der Freiheit, die es irgendwo noch geben könnte, sofort zum Einsturz bringen. "Unsere Moderatoren schreiben ihre Texte selbst und wir kontrollieren nicht mal, was sie in der Sendung sagen. Von mir aus können sie live herumspinnen, das geht mich nichts an." Nun ist es so, dass in Italien im Jahre 2003 kaum noch ein Journalist herumspinnt. In die Chefsessel des Staatsfernsehens hat Berlusconis Rechts-Koalition bald nach Amtsantritt ihre Männer eingesetzt. Nur der dritte und kleinste RAI-Kanal wurde der Opposition überlassen. Es reichte aber die Ausstrahlung eines Beitrags über den Prozess gegen Berlusconi, in dem man einen Zuschauer dem Premier im Zeugenstand ein "Schäme dich, du Hanswurst!" entgegenschreiben

hörte - schon fühlte sich der Generaldirektor des Staatsrundfunks Flavio Cattaneo bemüht, eine Inspektion in den Finanzbüchern des Fernsehjournalen von RAI 3 zu veranlassen. Im zweiten Programm der RAI hätte ein solcher Beitrag gar nicht erst gesendet werden können. Chefredakteur ist dort Clemente Mimun. Einer, der früher für Bettino Craxi sozialistische Partei Propaganda machte und heute für seinen Freund Silvio Berlusconi dasselbe tut. Das schreibt zumindest "La Repubblica". Und für den Artikel erhielt der Autor prompt eine Abmahnung von der italienischen Journalistenkammer. Der Autor hätte zwar nichts Falsches geschrieben, aber so dürfe man über Kollegen einfach nicht schreiben, begründete die Journalistenkammer ihre Rüge. Roberto Taglialegna sitzt im Nachrichtenraum und haut in die Tasten. Er arbeitet als Redakteur beim zweiten Programm der RAI. Während er schreibt, gibt ihm die Ressortleiterin Monica Petacco genaue Anweisungen. "Alle unsere Texte werden nicht nur vom Ressortleiter, sondern auch von der Chefredaktion überprüft", sagt Taglialegna. Für ihn ist das eine Selbstverständlichkeit. Auf dem Weg ins Studio wirft er einen argwöhnischen Blick auf den Kollegen, der gerade den Raum betritt. Francesco Vitale, Mafia-Experte und langjähriger Korrespondent aus dem Süden, hat nichts zu tun. Außer Zeitung lesen, auf und ab gehen und schimpfen: "Ein Berichtersteller zu sein bedeutet in diesem Lande, sich den Mächtigen zu unterwerfen." Francesco Vitale erklärt, dass ein normales Arbeiten gar nicht mehr möglich ist. Normalerweise sollte man zuerst die Bilder für seinen Bericht auswählen, dann den Text dazu schreiben, erläutert er eine der Grundregeln des Fernsehjournalismus. "Hier wollen sie, dass wir als Erstes die Texte in diesen verdammten Computern speichern, damit sie eine absolute Kontrolle über jedes Wort ausüben können." Klar sei Kontrolle notwendig, sagt er, schließlich könne jeder Fehler machen. "Aber hier werden die Texte nicht auf Wahrheitsgehalt und Genauigkeit überprüft, sondern auf ihre politische Ausrichtung." Laut Gesetz ist ein fest angestellter RAI-Journalist unkündbar. Es gibt aber kein Gesetz, das es verbietet, einem fest angestellten RAI-Journalisten keine Arbeit mehr zu geben. Das haben im Frühjahr 2002 auch zwei Stars des Fernsehens erfahren müssen: Enzo Biagi und Michele Santoro, Moderatoren zweier sehr erfolgreicher Politik-Magazine, wurden trotz anhaltenden Protestes der Öffentlichkeit auf Wunsch Silvio Berlusconis aufs Abstellgleis geschoben. Die Sendungen wurden eingestellt. Das war ein so deutliches Signal, dass es nun kaum noch jemand wagt, die neuen Regeln zu verletzen. "Das Schlimmste ist, dass man heutzutage den Politikern keine wirklichen Fragen mehr stellen kann", sagt der RAI-Redakteur Francesco Vitale. Wer Fragen stellt, bekommt Probleme. "Dann wird dein Chefredakteur angerufen. Dann wird gesagt, dass man solche Fragen nicht

stellen sollte. Aber was soll das heißen? Ein Journalist soll keine Fragen stellen?" Ähnliches beklagte noch im Mai die neue Präsidentin des RAI-Verwaltungsrates Lucia Annunziata. In den RAI-Kanälen könne keine politische Satire mehr stattfinden, sagte sie. Jeder Politiker würde sich mit einer Anruf-Kampagne und Drohungen rächen, wenn auch nur ein harmloser Witz über ihn erzählt wird. Indes kann die Präsidentin sagen, was sie will, ihre Stimme gilt wenig. Mit der Unterstützung der linken Opposition auf ihren Posten gehievt, steht sie einem RAI-Verwaltungsrat gegenüber, der vollständig mit Gefolgsleuten Berlusconis besetzt ist. Außerdem ist der Staatsrundfunk dem Kommunikationsminister Maurizio Gasparri zur Rechenschaft verpflichtet. Den Namen des Kommunikationsministers trägt auch ein Gesetzesvorhaben, das derzeit im italienischen Senat verhandelt wird. Demnach soll ein Privatunternehmer künftig bis zu zwanzig Prozent des gesamten Medienmarktes besitzen dürfen. Sollte Gasparri's Gesetzentwurf die zwei Kammern des Parlaments passieren, könnte Silvio Berlusconi nicht nur seine drei Fernsehsender behalten, sondern auch Zeitungen kaufen. Wie etwa den "Corriere della Sera", die auflagenstärkste Tageszeitung Italiens, auf die der Premier seit geraumer Zeit ein Auge hat. Berlusconis Medienreich wäre sodann vollkommen, seine Kontrolle über die Meinungsbildung im Lande absolut. Bislang ist ihm der Coup nicht gelungen. Mit über 5 000 Verbesserungsanträgen verhinderte die Opposition am 9. Juli die Durchsetzung des Gesetzes im Senat. Am 17. Juli wird noch einmal abgestimmt. Minister Maurizio Gasparri ist sichtlich nervös, als er den Gästesaal der Auslandspresse in Rom betritt. Die erste Frage kommt: "Wie steht es heute mit der Meinungsfreiheit in diesem Lande?" Gasparri duckt sich kurz, findet aber recht schnell seine Haltung wieder. Erst vor kurzem, lässt er die Versammelten wissen, habe er mit Redakteuren des dritten RAI-Kanals einen Streit austragen müssen. Wegen einer Sendung, in der kritische Beiträge über die Regierung gelaufen waren. "Zur Zeit Mussolinis sind regierungskritische Beiträge gar nicht vorgekommen", sagt der Minister.

Seite 3 Italien (I) Silvio Berlusconi
Innenpolitik Medien Reportage Analyse
Personalie

Wir schlagen keine tiefen Wurzeln Die Schriftsteller Kolja Mensing und Tobias Hüls Witt über Provinzler, Öko-Eiferer, Heimatgefühl und das Leben in der Großstadt

Von Aureliana Sorrento

Über die Provinz schreiben: Ist das nicht altmodisch? HÜLSWITT: Es gibt schon genug Berlin-Romane. Ich wollte keinen neuen hinzufügen. MENSING: Es gibt ja auch eine interessante neue Provinz-Literatur. Christof Peters "Stadt, Land, Fluß" schätze ich sehr. Mir ging es vor allem darum, gegen das Gefühl anzuschreiben, dass man aus der Provinz unbedingt weg muss. Mich interessiert mehr, wie sie eigentlich funktioniert. "Die hässlichste Landschaft der Welt" nennen Sie in Ihrem Buch die Provinz, in der Sie aufgewachsen sind. Konnte sie deshalb keine Heimat für Sie sein? MENSING: Das war nicht das Wichtigste. Was einem den Weg zu diesem Heimatgefühl versperrt hat, war eine Geisteshaltung, die man dort einstudiert hat. Von Kind auf bekam man gesagt: Das hier ist nur der Anfang, ein Trampolin, hier geht es los, es gibt aber da draußen die große weite Welt, wir sind die aufgeschlossene, aufgeklärte Provinz, also mach dich auf den Weg, gehe zur Schule und sieh zu, dass du deinen Weg nach draußen findest. Das ist eine provinzielle Denkfigur aus den siebziger und achtziger Jahren. Die neue Provinz hat nichts mehr zu tun mit der in Hermann Hesses tragischen Bildungsromanen. Es ist ganz leicht, da rauszukommen. Dich hält ja niemand. Die neue Provinz? MENSING: Ich spreche von der modernen Provinz der Neubaugebiete, die in den späten Siebzigern, Anfang der achtziger Jahre ihren ersten Höhepunkt erreicht hat. Die Provinz der Eigenheime, die alle zur gleichen Zeit gebaut wurden, der ausufernden Gewerbe- und Einkaufsparks auf dem Land. Wenn man mit dem Zug durch Deutschland fährt, sieht man heute überall mitten in der Landschaft McWash und real, Aldi und Deichmann... Es ist eine künstliche Welt. Die Provinz, die Tobias Hüls Witt in "Saga" beschrieben hat, sieht hingegen ziemlich ursprünglich aus: Wald, Schatten, Burgen. HÜLSWITT: Mit vier bin ich mit meinen Eltern von Hannover in die Südpfalz gezogen, nach Bad Bergzabern, einem Kurort südlich von Kaiserslautern. Da gibt es den Pfälzer Wald und auf fast jedem Berg steht eine Burg. Sehr viele Spuren der Vergangenheit. Sehr abgeschieden, weit weg von allem. Es klingt nach Dorfidylle. Der beste Ort, um den Rückzug in die deutsche Innerlichkeit, in die eigene Fantasiewelt anzutreten. HÜLSWITT: Genau das ist das Gefährliche: dass man so viele Startschüsse nicht hört. Ich kannte dort auch Leute, die schrieben, die aber nie den Gedankenaustausch mit anderen Schriftstellern suchten, und wenn, dann waren es bekiffte Gespräche am Lagerfeuer. Das war das Höchste an intellektueller Auseinandersetzung, das man dort

bekommen konnte. Man zieht sich in ein Tal oder ein Dorf zurück und wurstelt vor sich hin. Klar, dass einige ziemlich verschrobene Typen geworden sind. Fühlten Sie sich dort isoliert? HÜLSWITT: Vor allem nach dem Abitur. Denn die interessanten Leute gingen dann schnell weg, ich blieb allein in der totalen Leere, in einem absoluten Vakuum. Zu dem Zeitpunkt habe ich angefangen zu schreiben. Sie sind aber nicht gleich weggezogen... HÜLSWITT: Ich kannte keine andere Welt, ich kannte nur jene Welt, die für mich nicht funktionierte, ich wusste nicht, ob es woanders besser ist. Es kostete mich eine ungeheure Kraftanstrengung, mich loszureißen. So ein Dorfleben erzeugt eine Sogwirkung. Irgendwann wurde es mir klar, dass ich sofort alle Stricke kappen musste, wollte ich nicht ewig da stecken bleiben. Komisch. Wenn man Mensings Buch "Wie komme ich hier raus?" liest, hat man den Eindruck, es gäbe nichts Leichteres, als die Provinz zu verlassen. Und in der Provinz sind die Menschen ungeheuer aufgeschlossen, ungeheuer informiert, ungeheuer weltoffen, fortschrittlich, umweltbewusst. Eine Art rot-grünes Musterlände. MENSING: Ich bin davon überzeugt, dass die rot-grüne Koalition in der Provinz vorbereitet worden ist. Diese Form von ökologisch korrekter, politisch korrekter Weltläufigkeit haben wir dort in den Achtzigern während der Projektwochen und Umwelttage brav eingeübt. Es lag wahrscheinlich daran, dass viele der so genannten Achtundsechziger, die in den Großstädten studiert und den Aufstand geprobt hatten, anschließend in die Dörfer und Kleinstädte zurückgegangen sind. Und als meine Generation, die der um 1970 Geborenen, in die Schule kam, hatten diese Leute relativ einflussreiche Posten: Lehrer, Pastoren, Schuldirektoren, Jugendpfleger, Sozialarbeiter. Es war eine neue kleinstädtische Provinzelite entstanden, die nichts mehr zu tun hatte mit der düsteren Adenauer-Provinz, in der jeder in Verdacht stand, ein Nazi oder ein Reaktionär zu sein. HÜLSWITT: So war es aber nur in solchen Provinzen, die völlig neu gebaut worden sind, in der Neubaugebiet-Kleinstadt-Provinz. Auf die Feld-und-Wald-Provinz, auf die pfälzische Provinz beispielsweise, trifft das nicht zu. Denn dort gibt es so viel Altgewachsenes. Die Achtundsechziger sind auch zurückgekommen, haben in den Theatern gearbeitet, waren Deutsch-Leistungskurslehrer, haben Ökoläden aufgemacht. Aber sie mussten mit dem Altgewachsenen koexistieren. Mit dem Zurückgezogenen, Widerständigen. Woran macht man das fest? HÜLSWITT: Man spürt es sofort. Beispielsweise sprechen die Einheimischen

Dialekt, Pfälzisch. Es gibt zwar auch Leute, die irgendwo studiert haben und Hochdeutsch sprechen. Sie haben andere Ideen aus den Städten mitgebracht, denen sich die Dagebliebenen nicht völlig verweigern können, aber richtig mitmachen wollen sie auch nicht. Sie tragen eine komische Mischung aus Minderwertigkeitskomplex und trotzigem Selbstbewusstsein mit sich gegenüber jenen, die studiert haben und anders denken.

MENSING: Der letzte große Schlag gegen das provinzielle Selbstbewusstsein erfolgte durch die Gebietsreform Ende der sechziger Jahre. Bis dahin bestand die Bundesrepublik aus sehr kleinen Verwaltungseinheiten. Das war unpraktisch. Die ehemalige sozialliberale Regierung beschloss, die Kommunen, Stadtgebiete, Landkreise, etc. neu einzuteilen, verschiedene kleine Einheiten zu größeren Landkreisen zusammenzufassen. In den Provinzen gab es aber erbitterten Widerstand gegen die Reform. Viele, die sich mit den bisherigen Verwaltungseinheiten identifiziert hatten, protestierten, und zwar heftig. Damals wurde eine erbitterte Schlacht geschlagen. Was machte es für einen Unterschied, ob man in einem kleineren oder einem größeren Landkreis wohnte?

MENSING: Das traditionelle provinzielle Selbstbewusstsein war mit der Vorstellung verbunden, in kleinen selbstregierten Einheiten zu leben. Das hatte eine eigene Tradition und einen eigenen Mythos. In Anthologien, die in den 50er- und 60er-Jahren in der BRD erschienen, wurde gerne darauf hingewiesen, dass schon das Römische Reich vom Rand her - aus seinen Provinzen - zerstört worden war. Dieses Selbstbewusstsein ist Ende der Sechziger gebrochen worden. Erst in den Achtzigern bildete sich ein anderes provinzielles Selbstbewusstsein: Man war stolz darauf, dass man in der besseren Welt wohnte, dass man längst Solarzellen auf dem Dach hatte, und dass alle im Bio-Laden einkauften. Das prägt offenbar. Sie schreiben: Wir sind die erste Generation, die ohne Minderwertigkeitskomplex die Provinz verlassen hat. Mensing: Sicher: Man geht weg, und diese große weite Welt ist keine Überraschung mehr. Dank Kabelfernsehen, Internet, Schule und aufgeklärten Lehrern hat man schon viel darüber erfahren. Doch das Verrückte ist, dass man die Provinz im Kopf immer mitnimmt. Man zieht nicht einfach nach Berlin und ist plötzlich Großstädter. Man merkt dann, dass die Bewegung, der Fluchtimpuls, den man in der Provinz trainiert hat, diese Denkfigur: "Kleine Stadt - da musst du weg", nicht aufhört. Man ist da und denkt: Wo geht's als Nächstes hin? New York? Tokio? Zurück in die Provinz?

MENSING: Die Tragik liegt darin, dass man sich den Weg zurück definitiv verbaut hat. Ich würde niemals sagen, dass Westerstede meine Heimat ist. Dafür habe ich mich mit 19 Jahren viel zu einfach von ihr verabschieden können. Es gibt da kein Pathos. Ich hasse diese Stadt auch nicht. Sie ist mir - leider - egal.

HÜLSWITT: Weil Westerstede eine Kleinstadt ist. Ein

Dorf wie das in der Nähe von Bad Bergzabern, in dem ich aufgewachsen bin, könnte dir nicht egal sein. Es ist ein Dorf mit 200 Menschen, jeder kennt jeden, jeder beobachtet jeden. Du musst dich ständig mit den anderen auseinander setzen, die da leben. So ein Dorf kann dir nicht egal sein. Es war sehr schwierig für mich, ein Verhältnis dazu zu finden, ein Verhältnis zwischen Flucht und ... Heimatgefühl?

HÜLSWITT: Nein. Ich konnte mich dort nicht beheimatet oder geborgen fühlen. Schon wegen der Sprache. Ich kam aus Hannover, zu Hause wurde Hochdeutsch gesprochen. Ich habe dann schon Pfälzisch gelernt, sprach aber einen überkorrekten Dialekt, woran man mich sofort als Nicht-Dazu-Gehörigen erkannte. Ihr Roman "Saga" liest sich an vielen Stellen wie ein reflektierter Bewusstseinsstrom, als hätten Sie Ihre Gedanken im Fluss beobachtet und das Fließen durchs Schreiben festgehalten.

HÜLSWITT: Es liegt vielleicht daran, dass ich mich dort vor allem mit mir selbst beschäftigt habe. Und ich habe dauernd über Geschichten nachgedacht, die teilweise 15 Jahre zurücklagen, die aber aus dem Gedächtnis nicht verschwinden wollten. Erst nachdem ich sie aufgeschrieben hatte, haben sie aufgehört, mich heimzusuchen. Und komischerweise konnte ich plötzlich auch vieles vergessen, das ich damals im Dorf erlebt habe, das aber in das Buch nicht eingegangen ist. Jetzt ist alles nicht mehr so bedrückend. Mittlerweile freue ich mich sogar, zurückzufahren. Jetzt schätze ich dort auch Dinge, die ich früher als belastend empfand. Die Dorfbewohner in "Saga" sind aber gar nicht unsympathisch. Eher tragische Figuren, Selbstmörder, Handwerker, die hart arbeiten, die aber mit sich selbst nicht im Reinen sind.

HÜLSWITT: Mich faszinieren diese seltsamen Gestalten, die dort leben und mit so einem Leben ringen. In einer Stadt wie Berlin ist es sehr einfach, seine Identität zu wechseln. In einem Dorf müssen die Menschen zurechtkommen mit dem einzigen Leben, das da ist. Ich habe das Gefühl, dass das Dasein in einem Dorf viel massiver und viel echter ist, man kann sich dem Gegebenen nicht entziehen. Ich habe großen Respekt vor diesen Menschen, die sich dort durchschlagen müssen. Aber natürlich sind sie auch krasser und finsterer als die meisten Großstädter. Herr B., der Proto-Provinzler aus Mensings "Wie komme ich hier raus?", ist dafür ein nerviger Spießer, der die Autofahrer, die seiner Meinung nach zu schnell an seinem Fenster vorbeifahren, mit Drohungen behelligt.

MENSING: Herr B. ist eine Provinzkarikatur. Aber spießig lebende Menschen gibt es überall, nicht nur in der Provinz. Viel interessanter finde ich das Aufkommen eines neuen Spießertums, das zwar aus der Provinz stammt, auf das man aber mittlerweile überall stößt. Es sind die Öko-Übereifrigen, die ihre provinzielle Weltsicht auch in der Stadt durchzusetzen versuchen. Die jungen Eltern, die unbedingt wollen, dass ihre Kinder auch mitten in der

Großstadt auf der Straße spielen können. Jene, die ständig dafür eintreten, dass man im Bio-Laden einkauft. Die, die an Fahrraddemos teilnehmen, weil sie der Meinung sind, man müsse auch in der Stadt nur Fahrrad fahren, damit die Luft besser wird. Da fragt man sich, warum ziehen sie nicht einfach aufs Land? Ist das der Sieg der neuen Provinz, den Sie in Ihrem Essay diagnostizieren? MENSING: Sehen Sie, wo kommt der Schröder her? Aus einem kleinen Provinznest bei Hannover. Und seine politische Karriere ist an Göttingen und Hannover gebunden. Die so genannte Berliner Republik ist teils in der Provinz verwurzelt. Bei der letzten Bundestagswahl hat Stoiber um Wähler geworben, indem er auf die Hightech-Industrie-Parks in Bayern verwies: Die Zukunft dieses Landes liegt in der Provinz, das war seine Botschaft. HÜLSWITT: In Berlin hatte er aber gerade deshalb große Probleme, weil er ein Bayer ist. MENSING: Das lag aber nicht an dem provinziellen Gründergeist, den er wieder auf den Plan gerufen hat und von dem sich die BRD über fünfzig Jahre genährt hat. Stoiber hat die Wahlen verloren, weil er nicht dem Bild des aufgeklärten Neu-Provinzlers entspricht, wie Schröder es tut. Er hat zu viel Folklore. Schröder ist jemand, der heimatlos wirkt, er hat keinen Akzent, keine sichtbare Heimatbindung. Wie die meisten Deutschen: Wir sind doch fast alle in einer provinziellen Neubausiedlung aufgewachsen. Die BRD ist in der Provinz neu gegründet worden, nicht in der Großstadt. Die Bonner Republik. MENSING: Bonn stand als Regierungssitz für ein Deutschland, das sich zur friedlichen, idyllischen Provinz bekannte. Man wollte damit ausdrücken, dass man aus der Geschichte gelernt hatte. Man wollte der Welt sagen: Nichts Böses kommt mehr aus Deutschland, denn nichts Böses kommt aus der Provinz. Jetzt ist aber Berlin die Hauptstadt Deutschlands, und Berlin ist ganz bestimmt eine Großstadt. Und alle Welt will nach Berlin, weil es "die" deutsche Metropole ist. MENSING: So lebt man jetzt in Berlin als Provinzler unter tausend anderen Provinzlern - in einer Großstadt. Toll! Westberlin war früher eine Kleinstadt, die nur Leute anzog, die nicht zum Wehrdienst wollten. 1990 hat man sich daran erinnert, was Berlin früher, in den zwanziger Jahren, gewesen war: eine Metropole wie London oder Paris. Darauf konnte der Berlin-Hype dann aufbauen. Oder nehmen Sie die Formel "Berliner Republik": eine Worthülse. Reine Projektion. Man hat auf diese Stadt den Wunsch projiziert, die BRD möge sich endlich aus ihren provinziellen Wurzeln herausreißen und zugleich vom blutigen Erbe der Vergangenheit lösen. Aber Deutschland ist natürlich kein Land mit einer Hauptstadt-Metropole geworden, nur weil man den Regierungssitz nach Berlin verlegt hat. Es war eine Illusion. Wie es eine Illusion ist, zu glauben, Großstädter werden zu können, indem man seinen Wohnsitz in die Großstadt verlegt. Deshalb ist vermutlich auch nicht mehr so häufig die Rede von der Berliner Republik.

HÜLSWITT: Ich empfinde es ganz anders. Mir erscheint die Berliner Republik schon sehr anders als die Bonner. Vielleicht deshalb, weil ich aus der West-Provinz zunächst nach Leipzig gezogen bin. Es war eine wunderbare Erfahrung. In Leipzig hatte ich das Gefühl: Da gibt es Platz für neue Ideen, für Gestaltung, da ist nicht alles dicht und fest wie im Westen. Das habe ich auf mich selbst und mein Leben bezogen. MENSING: O.k., es stimmt, dass sich mit der Wiedervereinigung einiges verändert hat in diesem Land. Aber das Land hat seine Seele nicht geändert. Wir leben noch in einem Spannungsfeld zwischen provinziellen Wurzeln und großstädtischen Ambitionen. Apropos Wurzeln: Haben Sie in Berlin das Gefühl, hier könnten Sie Wurzeln schlagen? HÜLSWITT: Ich habe mich daran gewöhnt, portable Wurzeln zu haben, die ich überall ein bisschen anlege, aber nie richtig in die Tiefe treibe. Tatsächlich entsteht dadurch eine gewisse Mobilität. Man ist ständig unterwegs und kommt überall einigermaßen zurecht. Bestimmt hängt es damit zusammen, dass man auch hier nicht Wurzeln schlagen will. MENSING: Es ist ja das Attraktive an Berlin, dass es einen nicht dazu ermuntert, Wurzeln zu schlagen. HÜLSWITT: Man kann hier sehr gut leben, ohne Wurzeln zu schlagen. Das nimmt dir keiner übel. Das ist sehr schön, wahrscheinlich einzigartig in Deutschland. MENSING: Einzigartig ist es auch, dass die Koexistenz für beide Seiten kein Problem ist, weder für die eingeborenen Berliner noch für die Zugezogenen. HÜLSWITT: Die Berliner wissen, dass ihre Stadt uns gehört, und wir wissen, dass sie ihnen gehört. Das Gespräch führte Aureliana Sorrento. Magazin Bundesrepublik Deutschland (BR) Kolja Mensing, Tobias Hülswitt Literatur Alltag und Soziales Leben Interview Männliche Person Allgemeines

aus **Berliner Zeitung** vom 30.08.2003

Tagestipp

KONZERT Rendezvous von Oper und Operette

TAGESTIPP

Von Aureliana Sorrento

Der Chorus Berlin präsentiert erstmals ein musikalisches Zusammenspiel von Oper und Operette. Bei "Carmen meets Quasimodo" werden sowohl bekannte Opernchöre u.a. aus "Nabucco" und "Carmen" als auch Medleys aus den Musicals "Der Glöckner von Notre Dame" und "Les Misérables" aufgeführt. Der Chor wird unterstützt von den Sängerinnen Esther Lee und Sabra Sduntzig und der Pianistin Maria Grimm, begleitet von der Filharmonia Zielonogorska unter der Leitung von Peter Aust. Der 1997 gegründete Chorus Berlin zählt heute 60 Sänger. Sa 19.30 Uhr, Heilig-Kreuz-Kirche, Zossener Str. 65, Karten: & 61 10 13 13 (13 Euro).
Tagestipp

aus **Berliner Zeitung** vom 18.10.2003

Das Erbe der Wertheims Am Leipziger Platz stand einst das berühmte Warenhaus der jüdischen Familie

Von Aureliana Sorrento

Die Reiseführerin auf dem Dach des cremefarbenen, old-time-gestylten City-Tour-Wagens hat sich ein rotes Tuch um den Kopf gebunden. Wie eine Babuschka sieht sie aus. Ob sie Russen gerade erzählt, was hier einmal war? Worte gehen im Straßenlärm unter, dann biegt der Freiluft-Omnibus in die Stresemannstraße ab.

Als Schinkels Wachhäuser anstelle der Glaskuben standen, die jetzt zu den unterirdischen Gängen des S-Bahnhofs Potsdamer Platz führen, hieß die Stresemann- Königsgrätzerstraße. Sie markierte die alte, 1734 um Berlin errichtete Akzisemauer. Wer Lebensmittel und Haushaltswaren in die Residenzstadt einfuhrte, musste eins der vierzehn Stadttore passieren, an denen die Akzise erhoben wurde. Im 18. Jahrhundert war das Potsdamer Tor die frequentierteste aller Berliner Zollschranken.

Diesseits der Akzisemauer hatte Oberbaudirektor Johann Philipp Gerlach einen achteckigen Platz anlegen lassen, das "Octogon am Potsdamer Tor". Nach dem Sieg über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig 1814 erhielt es den Namen Leipziger Platz. Nach und nach rückten der Potsdamer Platz, wie die offene Fläche vor dem Potsdamer Tor nun hieß, und der angrenzende Leipziger Platz ins Herz Berlins.

1838 war der Potsdamer Bahnhof eröffnet worden. Scharen von Fußgängern spuckten die Züge auf den Potsdamer Platz. Der Kreuzweg von sechs ehemaligen Landstraßen avancierte zum belebtesten Verkehrsknotenpunkt Berlins. "Im Durchschnitt passieren diesen Platz täglich von der sechsten Morgen- bis zur zehnten Abendstunde neunzigtausend Fußgänger und achtzehntausend Wagen", schrieb der Publizist Paul Lindenberg 1895.

Wer heute hierhin gehört, in die Glas- und Steingiganten von Sony und DaimlerChrysler, hastet vorbei. Wallendes blondes Haar, zentnerweise Schminke, dunkle Anzüge, Schlipse und Fliegen, kein Blick nach rechts und links. Aller Sinn steckt im Portefeuille, das Mann und Frau vor- und rückwärts schwenkt. Aber die Mehrzahl der Passanten sind Fremde, Touristen. Links steht das Kanada Haus, daneben das Mosse-Palais, das ein Nachfahre des jüdischen Zeitungsverlegers entwarf. An der Ostseite aber ist nur Staub. 27 000 Quadratmeter Niemandsland.

"Grünes Licht am Verkehrsturm. Wir umkreisen den Potsdamer und fahren an den weißen Säulen der beiden Tortempelchen vorbei, den Leipziger Platz entlang. Rechts und links von dem erzenen General

Brandenburg, der, wie der Berliner Volkswitz behauptet, mit seinem Visavis, dem General Wrangel, über das Wetter spricht...; neben diesem Kriegsmann stehn wieder in langer Reihe die Blumenfrauen. Vor uns der Seiteneingang und die stolz steigenden schmalen Pfeiler und Metallzierate des Warenhauses Wertheim." So sah Franz Hessel den Leipziger Platz im Jahre 1929. Der Bericht seiner Rundfahrt in einem Sightseeing-Omnibus ist im berühmten Buch des Flaneurs "Spazieren in Berlin" nachzulesen. Damals müssen Blumenverkäuferinnen das Bild des Potsdamer und des Leipziger Platzes geprägt haben, in Notizen und Gemälden aus der Zeit findet man sie immer wieder. Edvard Munch hat sie sogar vor einem Leichenwagen posieren lassen: putzige Puppen auf schwarzem Grund. Hingegen scheinen die Standbilder der Grafen Brandenburg und Wrangel, im 19. Jahrhundert mitten in den von dem Landschaftsarchitekten Lenné gestalteten Gärten aufgestellt, den Zeitzeugen kaum ins Bewusstsein gedrungen zu sein. Schließlich waren sie stets von üppigem Laub umgeben. Eine Fotografie von 1930 zeigt den Leipziger vom Potsdamer Platz aus. Wie geduckt unter Baumkronen stehen Schinkels Tempelchen am Eingang des Platzes. Die Wipfel sind so hoch, dass sie den meisten Bauten die Schau stehlen. Nur die "stolz steigenden schmalen Pfeiler und Metallzierate des Warenhauses Wertheim" können sie nicht verdecken.

Maßwerkfenster, Rundbögen, schlanke Rippen: der Eingang des Warenhauses am Leipziger Platz war so deutlich an ein hochgotisches Portal angelehnt, dass das Warenhaus den Titel "Kathedrale des Kommerzes" verpasst bekam. Dabei war der Eckbau nur der krönende Abschluss eines architektonischen Meisterwerks. 1892 hatten die Gebrüder Wertheim, die schon mehrere Geschäftshäuser in Berlin betrieben, ihr erstes Haus an der Leipziger Straße 111 eröffnet: das erste überhaupt, das vom Keller bis zum Dach dem Verkauf diente und offiziell "Warenhaus" bezeichnet wurde - den Begriff Warenhaus fügten die Wertheims ihrem Signet bei, um dem Schmähwort "Ramschbazar" entgegenzuwirken, mit dem die antisemitische Presse gegen jüdische Warenhausbesitzer Stimmung machte.

Das Geschäft lief so gut, dass man schon vier Jahre später an einen Erweiterungsbau denken musste. Der beauftragte Architekt Alfred Messel entwarf ein Gebäude ganz neuen Typs. Ein Stahlskelett trug die Konstruktion. Es wurde nicht kaschiert, sondern mit den Granitpfeilern verbunden, die über die gesamte Fassade zum Dach emporklommen. Nicht nur die

beiden unteren, wie bisher bei Geschäftshäusern üblich, sondern alle Etagen konzipierte Messel als Schaufenster. Von den tragenden Pfeilern und der Steinzierde abgesehen, bestand die Straßenfront aus Glas.

"Befreiung!" schrieb Alfred Lichtwark in der Zeitschrift "Pan". "Das ist das Gefühl, mit dem ein Laie vor der großartigen Fassade, die ihm mehr imponiert als hundert Staatsbauten, den Kopf in den Nacken zwingt!" Selbst der mokante Alfred Kerr, dem die Verwandlung der Leipziger Straße in eine "Kaufstraße ersten Ranges" mitnichten behagte, zollte Lob. Der Wertheimpalast sei zum Vorbild eines Zukunftstils berufen, befand er. Tatsächlich maß sich die Berliner Kaufhausarchitektur fortan an dem Wertheim-Modell.

Dabei hatte die Erfolgsgeschichte ganz bescheiden begonnen. 1875 eröffneten Abraham und Ida Wertheim in Stralsund einen kleinen Laden, in dem sie Kurz- und Raumausstattungswaren preiswert anboten. Abraham Wertheim war ein religiöser Jude und ein gutherziger Mensch, aber ein schlechter Kaufmann. Seine Frau organisierte das Geschäft. Bis 1876 die älteren Söhne Georg und Hugo, die eine kaufmännische Lehre in Berlin absolviert hatten, einstiegen. Schon bald konnten die Wertheims Filialen in Rostock und in der Hauptstadt eröffnen.

Wo die Kathedrale des Kommerzes stand, ist heute nur eine Brache, von grauen Mietskästen, kasernenartigen Ruinen und den luxuriösen Neubauten einiger Ländervertretungen umrahmt. Zerschellte Bierflaschen, Plastiktüten, allerlei Dosen zwischen Unkrautbüscheln. Wie Vorboten einer Oase in der Wüste wachsen vereinzelt Bäume aus der ausgedörrten Erde.

1900 und noch einige Jahrzehnte danach war die Leipziger Straße die vornehmste Einkaufsmeile Berlins. Der "berühmte, vor Lichtern funkelnde, vor schönen Frauen gleißende Boulevard", wie es ein Zeitzeuge beschrieb. Nicht zuletzt wegen des Wertheim-Warenhauses. Nach dessen Gründung hatten sich hier Herpich und Grünfeld, Stiller und Zuntz, eine Vielzahl von Spezialläden und Boutiquen, Cafés und Restaurants, die Rheinischen Weinstuben, Aschinger und Kempinski niedergelassen. Außerdem zwei weitere Warenhäuser: Jandorf zum Spittelmarkt hin und Tietz am Dönhofsplatz. Mit Ozeandampfern verglich sie Paul Göhre, ein Sozialist: "Beide ein Triumph moderner, gesellschaftlich organisierter menschlicher Arbeit."

Die Warenhaus-Gründer, die Wertheims vorneweg, hatten Neuerungen in den Handel eingeführt, die den wirtschaftlichen Erfolg ihrer Unternehmungen kriegssicher machten. Weil sie in großen Mengen einkauften, konnten sie die Waren von den Lieferanten wesentlich günstiger bekommen. Hinzu

kam, aus Amerika übernommen, eine neue Verkaufspsychologie. Nach dem Prinzip "Alles unter einem Dach" sollten alle Bedürfnisse der Kunden, und zwar aller Käuferschichten, in ein und demselben Haus befriedigt werden. Luxus- wie Massenartikel lagen auf den Ladentischen. Zum Anfassen. Zwischen den Auslagen konnten die Kunden herumlaufen, mustern, Preise vergleichen. Ob Gräfin oder Hausmädchen durfte nun jeder, auch nur zum Lustwandeln, ins Warenhaus gehen. Belästigt von überredungseifrigen Verkäufern wurde man nicht; die Preise standen fest, auf Schildchen sichtbar aufgezeichnet; das Erworbene konnte man sich nach Hause schicken lassen und auch wieder umtauschen. Nur klingende Münze brauchte man dafür. Der Kunde war König, solange er bar zahlte.

Shopping bei Wertheim bedeutete, sich einer ästhetischen Heraus- oder gar Überforderung auszusetzen. Alles im Haus war bis ins kleinste Detail durchgestylt, überall ein Hauch von Prunk und Vornehmheit. Hatten sich Aristokraten und Großbürger bis dahin geschämt, in Kauf- und Warenhäusern einzukaufen, ließen sie in Wertheims Palast alle Vorurteile fallen. Der Kaiser war hier mal zu Besuch, an einem Sonntag im Januar 1910. In der Putz-Abteilung, hielt Georg Wertheim in seinem Tagebuch fest, sah er sich besonders die vielen künstlichen Blumen an.

Eine Ruine an der Leipziger Straße, Ecke Wilhelmstraße. Unten, im Keller, wo seit dem Mauerfall Techno getanzt wird, lag einst das Geld der Wertheim-Bank. Gesichert durch ein trichterförmiges, tonnenschweres Eisentor. Jetzt lehnt es an der Wand, spinnwebenstarr. Seit dem Krieg hat wohl niemand ausprobiert, ob es sich noch in den Angeln dreht. Kerzenstummel und schäbige Aschenbecher stehen in den rostigen Tresorregalen.

Mit dem Warenhaus am Leipziger Platz und seinen sukzessiven Erweiterungen war Wertheim der Durchbruch zum Großunternehmen gelungen. Um die Jahrhundertwende machte es einen Umsatz von 33 Millionen Mark. Der höchste Umsatz wurde 1929 mit 131 Millionen Reichsmark erzielt. Man gründete die Wertheim-Bank, einen Verlag, erwarb zahlreiche Grundstücke an der Leipziger Straße und rund um den Leipziger Platz.

Solange Juden winzige, finstere Kramläden betrieben, mochte sie der deutsche Biedermann leiden. Als sie aber ihrer Kundschaft Paläste errichteten, die an Pracht und Pomp mit den Sitzen des Adels konkurrierten und Millionen erwirtschafteten, begannen die Angriffe. Durch das große Angebot seien die Kunden "sittlich gefährdet", las man in den Zeitungen, die Warenhäuser "Totengräber des deutschen Mittelstandes". Nachdem Wilhelm II. das Wertheim-Haus am Leipziger Platz besichtigt hatte, meinten die

Schreiberlinge, den Kaiser warnen zu müssen. Ihre Durchlaucht, wie können Sie nur, "mit dem Instinkt der Rasse" werden "die Juden ihr deutsches Wirtsvolk zerklüften und zersetzen!" Die Kaiserliche Verwaltung berichtete umgehend: "Georg Wertheim ist übrigens Christ." Darum scherten sich die Untertanen jedoch nicht. Dass Georg Wertheim eine evangelische Frau geheiratet hatte, dass er und seine Brüder sowie die meisten "jüdischen" Warenhausbetreiber sich längst hatten taufen lassen, spielte kaum eine Rolle. Aufforderungen, nicht mehr in Warenhäusern einzukaufen, wurden immer häufiger in der Presse lanciert. Mit wenig Erfolg allerdings, bis die Nazis Gewalt anwendeten. Im März 1933, kurz nach Hitlers Putsch, kam es zu einem allgemeinen Boykott aller jüdischen Geschäfte und Warenhäuser. SA-Posten hinderten die Kunden am Betreten des Geschäfts an der Leipziger Straße. In der Hoffnung, das Unternehmen dadurch zu retten, schenkte Georg Wertheim 1934 sein gesamtes Vermögen seiner nicht-jüdischen Frau Ursula, die sich kurz darauf scheiden ließ.

Nach der Weltwirtschaftskrise hatte Wertheim einen Kredit in Höhe von 20 Millionen Reichsmark aufnehmen müssen, um die hohen Steuern zahlen zu können (seit 1900 lastete auf den Warenhäusern eine vom eigentlichen Gewinn unabhängige Sondersteuer). Die Anteile anderer Familienmitglieder waren als Sicherheit hinterlegt worden; diesen sprach das Konsortium der Gläubiger-Banken mit der Deutschen Bank an der Spitze lächerliche Rendite-Summen zu. Nach der Schenkung Georg Wertheims stand der "Arisierung" des Unternehmens durch die Banken nichts mehr im Wege. Ursula Wertheim wurde gezwungen, die Verwaltung ihrer Anteile einem Kuratorium zu überlassen, dem Emil Georg von Stauß, ein Mann der Deutschen Bank, vorstand. 1937 musste Georg Wertheim den Posten des Aufsichtsratsvorsitzenden, den er seit 1934 nur noch formal innehatte, endgültig räumen. Mit ihm wurden alle Mitglieder der Gründer-Familie aus dem Unternehmen geschasst, alle jüdischen Mitarbeiter entlassen. Der ehemalige Firmenchef starb 1939 an einer Lungenentzündung. Seine Frau Ursula Wertheim heiratete den Justiziar des Unternehmens Arthur Lindgens, der mittlerweile der Arisierungsgruppe angehörte. Fünf Angehörige der Familie Wertheim kamen in Lager, drei von ihnen wurden in Auschwitz umgebracht. Nur wenige fanden im Ausland Zuflucht. Vom einstigen Reichtum blieb ihnen nichts.

1945 fielen alle Wertheim-Filialen, bis auf das Haus am Moritzplatz, sowie alle Wertheim-Grundstücke im Osten Berlins und in den anderen Städten Ostdeutschlands der Sowjetischen Zone zu. Da sie als Besitz der arisierten Wertheim GmbH galten, wurden sie von der Sowjetischen Militärregierung entschädigungslos enteignet. Im Westen bestand das Unternehmen jedoch weiterhin; als Geschäftsführer

und Aufsichtsratsvorsitzender bemühte sich Arthur Lindgens 1951 um die Abwicklung der Wiedergutmachungsansprüche der in die USA emigrierten Erben. Nach den Wiedergutmachungsgesetzen, die in West-Deutschland nach Kriegsende erlassen wurden, hätte er die ehemals verfolgten Juden über den aktuellen Wert des Unternehmens wahrheitsgemäß informieren und mit ihnen einen angemessenen Entschädigungsbetrag vereinbaren sollen. Den Wertheim-Brüdern, die er im Sommer 1951 in den USA aufsuchte, berichtete Lindgens aber, das Unternehmen sei pleite und eine Weiterführung der Geschäfte nur durch Aufnahme eines Kredits aus dem Marshall-Plan möglich. Der Kredit würde wiederum erst dann gewährt werden, wenn die Wiedergutmachungsfrage erledigt sei. So gelang es dem Ariseur, die Erben zu einem Vergleich zu bewegen. Für lächerliche 5 100 Dollar verzichteten sie auf die Fortsetzung des Wiedergutmachungsverfahrens. Dabei hatte Lindgens bereits mit Konkurrent Hertie, der aus dem arisierten Tietz-Konzern hervorgegangen war, ein so genanntes "secret sale s agreement" (geheime Verkaufsvereinbarung) abgeschlossen: Hertie sollte die Mehrheit der Wertheim-Aktien übernehmen, dafür war dessen Geschäftsführer Georg Karg bereit, ein Vielfaches von dem zu zahlen, was Lindgens den Erben zugestanden hatte. Ende 1951 wurde aus dem geheimen Papier ein Kaufvertrag.

Dass ausgerechnet die KarstadtQuelle AG, seit Anfang der neunziger Jahre Inhaberin von Hertie, im Jahre 2000 das Dokument des "secret sale s agreement" aus ihren Archiven ans Licht gebracht hat, mutet fast paradox an. Freilich bestreitet sie, dass das Dokument eine Verkaufsvereinbarung enthalte. Vielmehr handele es sich um ein Strukturpapier, sagt Karstadt-Sprecher Elmar Kratz, das "die Neuordnung der Interessen der bisherigen Wertheim-Gesellschafter im Fall der Umsetzung einer möglichen Herthie-Beteiligung handschriftlich beschreibt". Dabei wollte der deutsche Konzern mit eben diesem "Strukturpapier" seinen Anspruch auf die früheren Wertheim-Grundstücke im Osten des wiedervereinigten Deutschlands beweisen. Indessen gab das Schriftstück den natürlichen Wertheim-Erben Anlass, in New York Klage einzureichen. Wegen Betrug. Denn durch Lindgens Lüge waren die Wertheim-Brüder um den wahren Wert ihrer Anteile am Familien-Unternehmen betrogen worden. Also auch um den Wert der Grundstücke, die sich in West-Deutschland befanden. Darunter: das Lenné-Dreieck am Westrand des Leipziger Platzes. Seit 1988, als ein Gebietsaustauschabkommen mit der DDR geschlossen wurde, war das Grundstück Teil von West-Berlin.

1990 begann die Berliner Verwaltung, nach den ursprünglichen Eigentümern zu suchen. Als solcher meldete sich prompt der Hertie-Konzern, dem die

Berliner Beamten ohne weitere Überprüfung die wertvolle Fläche übertrugen. Später hat die KarstadtQuelle AG, Hertie-Rechtsnachfolgerin, durch den Verkauf des Lenné-Dreiecks an die Beisheim-Gruppe 260 Millionen DM erzielt.

Jetzt will der deutsche Konzern die Klagen der Wertheim-Erben in den USA stoppen. Die deutsche Bundesregierung hilft ihr nach Kräften, indem sie auf die amerikanische Administration Einfluss zu nehmen versucht. Wären die Wertheims in der NS-Zeit nicht arisiert worden, wird argumentiert, hätte Arthur Lindgens sie beim Wiedergutmachungsvergleich 1951 nicht betrügen können. Somit sei der in den USA betrügerisch erfolgte Vergleich ein NS-Fall, der vom Abkommen zur Entschädigung von Zwangsarbeitern und NS-Opfern abgedeckt sei. Eine wunderliche Schlussfolgerung?

Seitdem die Geschichte 1990 ihren zweiten Anlauf nahm, haben noch wunderlichere Ereignisse unterm Berliner Himmel stattgefunden. Nach dem Gesetz für offene Vermögensfragen, das 1990 in Kraft trat, sollten alle von der DDR beschlossenen Enteignungen einst arisierter Vermögen und Grundstücke rückgängig gemacht und das noch vorhandene Gut an die ehemals verfolgten Juden bzw. deren Erben rückübertragen werden. Es gab dennoch eine Frist, um Anspruch auf früher jüdischen Besitz in Ost-Deutschland anzumelden: den 31. 12. 1992. Falsch informiert, ließen die Wertheim-Erben die Frist verstreichen; nach Recht und Gesetz sollte die Jewish Claims Conference dann an ihrer Stelle als Anspruchsberechtigte zum Zuge kommen.

Aber vor der JCC setzte sich wieder einmal der Hertie-Konzern in Aktion. Da er der jetzige Eigentümer der Wertheim GmbH sei, erläuterten seine Anwälte, sei der Konzern im Sinne des Vermögensgesetzes restitutionsberechtigt. Das Vermögensamt antwortete ablehnend: Die Wertheim GmbH sei von der Sowjetischen Militärverwaltung enteignet worden und damit laut Einigungsvertrag nicht zu entschädigen. Hertie gab nicht nach. Nach diesem ersten abschlägigen Bescheid des Vermögensamtes rückten die Anwälte des mittlerweile zu KarstadtQuelle AG gehörenden Konzerns das Papier des "Secret sale s agreements" oder Strukturpapier heraus: es sollte beweisen, dass Hertie "arisierte Aktien" von Lindgens erworben hatte, weshalb es - als wäre der Käufer selbst Opfer der Nazi-Verfolgung gewesen - Anrecht auf Wiedergutmachung hätte. Auch dieses Argument überzeugte das Vermögensamt nicht: In einem Bescheid von 2001 hat es festgestellt, dass die Wertheims in der NS-Zeit verfolgt worden waren, restitutionsberechtigt sei jetzt aber an ihrer Stelle die JCC und nicht KarstadtQuelle.

Gegen diesen Bescheid des Vermögensamtes haben sowohl KarstadtQuelle wie der Bund Klage erhoben.

Der Bund hat seine Klage bis heute nicht begründet. Inzwischen hat er aber verschiedene Vereinbarungen mit KarstadtQuelle getroffen, die auf der Annahme beruhen, sie sei die rechtmäßige Inhaberin der ehemaligen Wertheim-Grundstücke im Osten Deutschlands und in Ost-Berlin. Eine Fläche an der Rosenthaler Straße beispielsweise, auf der einst eine Wertheim-Filiale stand, wurde Anfang der neunziger Jahre verkauft. Den Erlös, 62 Millionen DM, hat der Bund damals an KarstadtQuelle überwiesen. Dafür musste sich KarstadtQuelle nur vertraglich dazu verpflichten, den Betrag zurückzuzahlen, wenn das Vermögensamt einen anderen Anmelder als anspruchsberechtigt anerkennen sollte. In Folge eines Vermögensamtsbescheids hat KarstadtQuelle die Summe im Jahre 2001 zurücküberwiesen, einschließlich der Zinsen, heißt es. Über die Höhe der Zinsbeträge, die dem Unternehmen vom Bund tatsächlich angerechnet wurden, geben die Vertragspartner keine Auskunft. Auf ähnliche Weise hat sich der Bund mit KarstadtQuelle verständigt, wo es um andere Wertheim-Flächen ging, welche, in der DDR "Eigentum des Volkes", 1990 der BRD zugefallen sind.

Auf der Brache am Leipziger Platz, dem früheren Standort des Wertheim-Palastes, wurde bislang nicht gebaut. Denn dort will die TLG Immobilien, ehemals Treuhand Liegenschafts-Gesellschaft, mit zwei Partnern selbst als Investor tätig werden. Dafür hat die TLG Immobilien eine Tochtergesellschaft gegründet, an der sich die Partner beteiligen sollten. Zwar sollen andere Investoren für die Fläche einen höheren Betrag geboten haben, als das Grundstück von der TLG Immobilien für Wert gehalten wird. Aber nach Beendigung des beim Verwaltungsgericht Berlin anhängigen Verfahrens bekämen die Wertheim-Erben nur den Erlös, den die TLG Immobilien beim Erstverkauf des Grundstücks erzielt hat. Verkauft sie an eine Tochtergesellschaft, kann sie den Preis selbst bestimmen. Was sie auch immer durch Planungsleistungen hinzuverdienen könnte, bleibt in ihrer Kasse.

Zunächst aber wolle man sich um einen Vergleich bemühen, hieß es lange in den Ministerialstuben. In der Tat hat es vor kurzem Verhandlungsgespräche gegeben. Die vom Bund vorgeschlagene Entschädigungssumme sei so niedrig gewesen, so Wertheim-Anwalt Matthias Druba, dass man das Angebot als "eine Unverschämtheit" bezeichnen müsse. Wie die Sache ausgeht, hängt nun allein vom Verwaltungsgericht ab.

Eine detaillierte Geschichte des Warenhauses Wertheim findet man in dem Buch von Simone Ladwig-Winters "Wertheim, Geschichte eines Warenhauses", das 1997 im be.bra Verlag erschienen ist.

Die Tauben bröckelten aus ihrem Flug Eine Begegnung mit dem Lyriker Jan Wagner

Von Aureliana Sorrento

Ich" sagt er nie. Oder zumindest höchst selten. Etwa am Ende eines langen Gesprächs kann ihm zwischen zwei Kommas entfahren: "...wie immer drücke ich mich vor eindeutigen Aussagen", der Satz unterlegt von einem selbstironischen Lächeln. Öfter erklingt ein "wir" in seiner Rede. Und in seinen Versen: "Wir, die wir geschäftig sind/tief in uns selbst - wir merken nicht/wie sich die Welt um uns allmählich leert,/bis die Stille so groß ist, daß wir zusammenzucken." Großer Rummel wurde um ihn gemacht, 2001, als sein erster Gedichtband "Probebohrung im Himmel" erschien. Ein Büchlein, 79 Seiten schmal, doch genug für den Rezensenten einer überregionalen Tageszeitung, in Jan Wagner einen neuen "Götterliebhaber auf dem lyrischen Königsweg des Bildungsreisenden" zu erkennen. Ein seltener Jubel-Eifer schien in jenem Frühling die sonst so mäkeligen Lordsiegelbewahrer der hohen Schriftkunst befallen zu haben. "Hier öffnet sich die lyrische Epiphanie zur Welterfahrung", las man über die Neuerscheinung auf einer Zeitungsseite, vom "leisen Knacken des Wohllauts im Inneren des Wortgebälks" auf einer anderen. Wann war es denn zuletzt geschehen, dass ein Debütant, ein Dreißigjähriger noch, Stile und Formen aus Jahrhunderten lyrischer Tradition in einer Hand voll Seiten unbekümmert durchspielte und ebenso souverän von Omas "champignons farcis" durch die sibirische Taiga, über kretische Gipfel, an einem tschechischen Grenzschild vorbei, bis in eine urdeutsche Provingaststätte umherschweifte, um dort das eingerahmte Foto einer Fußballmannschaft in den Fokus eines Vierzeilers zu nehmen? "Sieh da, dort oben an der Wand, über dem Tresen.!: Mit der Geste des ausgestreckten Fingers, mit vor Verblüffung geweiteten Pupillen kommen seine Verse daher. Noch staunt er. Über die Elogen. Über das Aufheben. Über die Öffentlichkeit. Und manchmal keilen sich eine Sekunde lang zwei senkrechte Fältchen zwischen seine Brauen, wenn man in ihn bohrt mit Fragen. "Interessiert es Sie wirklich?", gibt er zurück, die Stimme sanft und samten. Wir gingen in Berlin-Mitte durch die Häuser am Hackeschen Markt. "Interessiert es Sie wirklich?" Und sogleich trat er beschwingten Schrittes über die Straße, strahlte Wände, Straßenbahnen, Standleiter, Bauzäune und Glasfenster so an, dass niemand sich gewundert hätte, wäre ihm aus mausgrauem Himmel ein leises "Schön, hier zu sein" über die Lippen gekommen. Doch, er vermisse Berlin. Man hat ihm das Heinrich-Heine Stipendium verliehen, so bewohnt er jetzt in Lüneburg das einstige Domizil Heines. Lüneburg - hübsch. Seine Unterkunft - schlauchförmig, mit Ausblick auf ein Gefängnis auf der einen Seite, auf das Gericht auf der anderen. Da

läute das Telefon selten, kaum Post, ein guter Ort zum Arbeiten. Meist sitze er am Schreibtisch. Wie zu Hause. Wie, im Grunde, überall. Hier ein Schreibtisch, darauf ein Laptop, links ein Fenster, rechts ein Fenster. Dazwischen die Stille. Oder auch das Verkehrsrauschen, das aus der Sonnenallee herüberschallt. Das Schreien der Möwen, die über dem Landwehrkanal segeln - so tönt es in seinem Berliner Arbeitszimmer am Rande Neuköllns. Aber was macht es, wo man ist? Mögen sich andere denken, der Dichter, stets auf Reisen, klaube in der Ferne Reize und Ansichten auf, die Arbeit am Wortwerk ist immer ein Tasten "in den Schubladen meines schreibtisches/nach den abstecknadeln der worte". So mühsam, so unscheinbar. Zehn Jahre lang hat kaum jemand bemerkt, was er tat, während seine Gedichte in Zeitschriften und Anthologien erschienen. Lyrik sei schließlich keine Tätigkeit, der sich jemand mit der Erwartung widme, davon leben zu können, sagt er. Bloß eine ganz natürliche für einen, der, mit 15 oder 16 vom Klang eines Dichters berauscht, die Reime des Meisters sofort nachzuahmen anfing. Ein Lehrer habe ihm damals die Liebe zur englischen Sprache und Literatur eingepflegt. Zu Shakespeare, W.H. Auden, Dylan Thomas. Elektrisiert durch die Verse des Walisers, konnte er dann nicht umhin, sich selbst an Metren, Reimen und Halbreimen zu versuchen. "Natürlich", sagt Wagner unterm Klirren der Milchkaffeetassen; sieht dabei die Kinder an, die durch den Raum rennen und kreischen. Ein Vorbeigehender, der ihn hörte, würde denken, er spräche gerade von ihrem Fangspiel. Als er Kind war, in Ahrensburg, hatte er es nicht weit zum Wald und zum Schlittschuhlaufen und zur See. Die kleine Stadt, 20 Minuten S-Bahn-Fahrt von Hamburg entfernt, bot nur ein schneeweißes Schloss mit Wassergraben, sonst nichts. Aber die Nordsee zeichnete die Linie am Horizont. Ein Onkel, Hobbykapitän, nahm ihn mit auf Segelschiffen. Leider nur auf der Elbe, und Seemannsgarn spann der Onkel nicht. Doch Geschichten der See, die die Menschen holen kommt, kennt jeder dort oben an der Küste. Man wuchs damit auf. Er ist damit aufgewachsen. Und man wird das Meer nicht los, an dem man aufgewachsen ist. Nicht den Seewind und die Gischt und den Sand und die Abende, "wenn das Meer hinter der Sonne/ins Schloss fällt". Auch die Seegeister nicht. Als Jan Wagner bei Günter Eich auf ein Gedicht über Störtebeker stieß, den edlen Seeräuber, sorgte er sich, über den Held seiner Kindheit nun selbst nichts schreiben zu können. Doch Verse stibitzen ist kein Verbrechen, er nahm dem bekannteren Lyriker eine Halbzeile weg und setzte fort: "noch läuft er, sieht der Kopf dem Körper zu/bei

seinem vorwärtstaumel. aber wo ist er, er selbst?" Wo ist er, er selbst, der Autor? In seinen Versen nicht zu finden. Mit Vorliebe überlässt er einem anderen die Rede. Ob Saint-Just oder Starbuck, Otto von Guericke oder ein namenloser Dritter - in Jan Wagners neuestem Lyrikband "Guerickes Sperling" treten sie alle auf als sinnende Fantasmen. Erstellen Bericht über einen Augenblick. Da sprang die Welt oder ein Ausschnitt davon scharf konturiert ins Auge. Die Sprache gibt das Bild präzise wieder. Der Dichter aber, der sie flocht zu einem Klanggewebe - vor ihm hängen die Verse wie ein Schleier. "Das Gedicht ist keine Form, in der ein Autor versucht, sich selbst auszudrücken", sagt er. Vielmehr interessieren ihn "die Triebkräfte und die Rhythmen, die Maschinerie des Schnürbodens, die Aufzüge und die Versenkungen", die laut Edgar Allan Poe "das Handwerkzeug des literarischen Histrionen" ausmachen. Es ist kein Zufall, dass er Poes Essay "The Philosophy of Composition" bei mehreren Anlässen zitiert hat. Sonst äußert er sich ungern zu Fragen der Poetik, schwärmt dennoch von Sestinen, Assonanzen, Reimen und unreinen Reimen, ein Spieler eigentlich beim vermeintlich Allerernstesten. Ein Spieler mit klaren, zutraulichen Augen, einem Jungengesicht und dem Habitus des frisch aus dem Seminar gepellten Literaturstudenten. Tatsächlich hat er Anglistik studiert, in Dublin ein Studienjahr verbracht, ist dann beinahe aus Zufall nach Berlin gezogen. "Reich und schön" sei das Leben in Irland gewesen, wunderschön die Landschaft am Nordwestzipfel der Insel. Und, was wichtiger war: An der Universität besetzten nicht Literaturwissenschaftler die Lehrstühle, sondern Lyriker. Brendan Kennelly beispielsweise, den man immer wieder in Kaffeehäusern sitzen sah, Gedichte schreibend über Irlands Historie und den Alltag, der vor der Fensterscheibe verlief. Am Einfluss des irischen Dichters muss es liegen, dass der ehemalige Studiosus Jan Wagner keine Scheu hat vor Sujets und Genres der Vergangenheit. Dass er Sätze ausspricht derart: "Einen Sonettenkranz zu schreiben ist eine fantastische Art, den Berliner Winter durchzustehen." Einen Sonettenkranz hat er vor zwei Jahren im Winter geschrieben - nach einem Wochenendausflug nach Görlitz. Das Grab Jacob Böhmes, des Mystikers, hatte er in der Grenzstadt besichtigt, und eine dunkle Baude am Stadtrand, als "Haus des letzten Henkers" bekannt. Auch war ihm die Sage vom dreibeinigen Hund zu Ohren gekommen, jenem zottigen Biest, das alljährlich zu Weihnachten, einem Wasserloch am Jakobshospital entstieg, auf drei Beinen durch die Stadt zu tappeln pflegte. "Ich war nur zwei Tage dort und wusste, dass ich auf jeden Fall ein Gedicht über Görlitz schreiben würde." Aus dem ersten Gedicht, zufällig einem Sonett, habe sich, sagt Wagner, der Sonettenzyklus "Görlitz" wie von selbst entwickelt. Von Marmortafeln, die im Grüne kentern, ist hier die Rede, vom Besuch an Böhmes Grab - "es schien umsonst" -, von einem Himmel, "so fragil,/daß stück

um stück ihr stück zu boden fiel:/die tauben bröckelten aus ihrem flug". Die Melancholie über den Verfall einer Ära, die sich frohgemut an den Emblemen des Christentums festhielt, zieht sich durch die 15 Sonette. Und mittendrin erklingt, ein Unkenruf aus der Ferne, doch vom Heute beglaubigt, Zarathustras Kunde einer neuen Zeitrechnung unter kühleren, gottverwaisten Himmeln. "Herr Wagner, sind Sie religiös?" "Nun gut, ich lehne Religion nicht ab. Aber es hält sich die Waage zwischen Glauben und Skepsis." "Aber der Kirchturm und der bröckelnde Himmel, die Marmortafeln." "Sogar Tauben gibt es im Gedicht, Friedenssymbole. Doch in Berlin nennt man sie Ratten der Lüfte." Jetzt schwirren Möwen über dem Kanal, hinter der Trauerweide reiben sich Stockenten das Gefieder blank. Ratten der Lüfte - nirgendwo in Sicht. Aber der Dichter hat seine Zögerlichkeit verloren: "Man muss nicht religiös sein, um zu bedauern, dass der Blick für das Wunderbare manchen abhanden gekommen ist. Einer kalten Rationalität gewichen. Es lohnt sich, nach dem Besonderen zu schauen. Im ganz Alltäglichen. Magazin Bundesrepublik Deutschland (BR) Jan Wagner Literatur Porträt Männliche Person Rezension Gespräch

Ein Porträt des Schriftstellers Aris Fioretos

Von Aureliana Sorrento

Die S-Bahn war es. Ihr fernes Grollen, das wie unterirdischer Donner klang. Als er, die Hände im Nacken verschränkt, auf dem Sofa liegend, dem Geräusch lauschend, dabei einschlief, ahnte er, den Puls der Stadt gefunden zu haben. Den Soundtrack Berlins. Ein beständiges Rasseln, "wie Rosenkränze in den Händen Herthas". Ungefähr so hat er in einer hiesigen Tageszeitung davon berichtet, wie alle Eindrücke damals, bei seinem ersten Berlin-Besuch Ende der Siebzigerjahre, in einem einzigen Ton zusammenschmolzen. Wie sich der Ton dann, Jahre später, als ein Topos herausstellte. Zufällig stieß er in Los Angeles auf eine englische Ausgabe von "Maschenka", Vladimir Nabokovs Debütroman, 1925 in Berlin fertig geschrieben. Auch darin war von Berliner Eisenbahnschienen und S-Bahnzügen die Rede, in der Metropole der Zwanziger müssen sie nicht anders gedöhnt haben als in der Baustelle von heute. Er sehnte sich nach beiden. Kehrt, wenn auch einige Jahre später, nach Berlin zurück. Immer wieder. Und irgendwann wurden die Aufenthalte länger. Und eines Tages - da lebte er mit seiner Familie schon eine Weile an der Spree - kam der Anruf der schwedischen Kulturministerin. Sie stellte ihm den Posten eines Botschaftsrates für kulturelle Fragen in Aussicht. "Botschaftsrat für kulturelle Fragen". Klingt so unerbittlich nach Kanzlei, dass man Hemmungen hat, ihm diesen Titel anzuheften. In der Kulisse des Cafés Einstein an der Kurfürstenstraße, wo sich die Ausstatter alle Mühe gegeben haben, den Chic der vorletzten Jahrhundertwende nachzuäffen, sieht Aris Fioretos aus, als hätte man ihn gerade aus einem historischen Fotoband herausgeschnitten: eine schlanke Gestalt in Jackettanzug und Hornbrille, die Gesichtszüge allzu jugenhaft weich für einen Bürokraten. Doch im Dienste der schwedischen Krone, nicht weit von der Botschaft entfernt, ist er schon zwei Jahre als Botschaftsrat für kulturelle Fragen in Berlin. Wie jeden Dienstag hat er auch an diesem, als er sich um 15 Uhr ins Kaffeehaus begibt, zwei Sitzungen hinter sich. Um neun traf das gesamte Botschaftspersonal zusammen. Besprochen wurde, was man bei solchen Anlässen so bespricht: das Geschehene, das Anstehende, und das, was in absehbarer Zeit vermutlich nicht passieren wird. Die "Tendenz der Woche" nennt man das im Diplomatenjargon. Und angesichts der anrückenden Wahlen kann die Tendenz der Woche von höchster Bedeutung sein. Jedenfalls tagten ein paar Stunden später die höheren Botschaftschargen zur Erörterung taktischer Fragen in kleinerem Kreis. Und so vergehen die Tage mit Konferenzen und Besprechungen. Nur von fünf bis neun Uhr morgens bleibt ihm Zeit für das Eigentliche. Da schreibt er an seinem nächsten

Roman. "Ich war und bleibe grundsätzlich ein Schriftsteller", sagt er. Und lächelt sanftmütig. Die Sanftmut des Überfliegers, der es gewohnt ist, "den Menschen ihre Unwissenheit nachzusehen. Sehr höflich, ein kluger Kerl mit dem Habitus des geschliffenen Akademikers und den guten Manieren der Stewards an Deck alter Ozeandampfer" - so hat ihn der Dichter Durs Grünbein beschrieben, und es wäre müßig, eine zutreffendere Beschreibung zu suchen. Damals, als sie sich Mitte der Neunzigerjahre zum ersten Mal trafen, gab Aris Fioretos den Übersetzer bei einem Schriftstellertreffen in der Nähe Berlins. Seitdem ist Durs Grünbein - unter den Zeitgenossen - sein Geisteskomplize. In der Gegenwart seiner Romane, die - zumindest die bislang erschienenen - in den Zwanzigerjahren spielen, gibt es dann einen anderen, der immer wieder durch die Zeilen spukt: Vladimir Nabokov. Fioretos hat Nabokov ins Schwedische übersetzt, die Stationen seiner Berliner Jahre abgesucht, über ihn ein Feature geschrieben für den schwedischen Hörfunk. Am Anfang seines ersten Romans "Stockholm noir" stößt die Protagonistin Vera Grund an einem Dezembertag des Jahres 1925 in einer Station der Berliner S-Bahn mit einer gleichaltrigen Frau zusammen, die ebenfalls Vera heißt. Ein eleganter junger Mann ruft sie aus dem Inneren des Wagens. Die kurze Beschreibung seines Äußeren entspricht so unverkennbar dem Bild des jungen Nabokovs von den Fotos jener Jahre, dass der Leser sich gar nicht mehr fragt, warum Vera Grund in der Nestorstraße wohnt, wo der große Exilrusse an der "Gabe" schrieb. Auch nicht, warum der Roman 1925 spielt, wo das Figurenpersonal trotz allen Zeitkolorits sich doch so heutig ausnimmt. Im April 1925 hatte Vladimir Nabokov Vera Slonima geheiratet. Der Romancier Fioretos ist ein finftenreicher Spieler, der es liebt, Referenznetze zu spinnen. Und wenn man sich darin verfängt. "Das sind aber nur Nebensächlichkeiten", bremst er. Ihm ginge es darum, Probleme, mit denen wir uns heute herumschlagen, zur besseren Anschauung in weite Ferne zu rücken. Die Frage "Was ist der neue Mensch?" beispielsweise. Und überhaupt: Was ist der Mensch? Mit dessen Erkundung beschäftigten sich viele nach 1919, Philosophen, Dichter, Künstler und Wissenschaftler, eine Reihe von ihnen in Berlin. Dass Aris Fioretos Ende der Siebziger zum ersten Mal Berlin besuchte, hatte aber einen anderen Grund: "Ich wollte David Bowie treffen." Der Star wohnte damals in der Nähe vom Kleistpark, das Hansastudio, wo seine Platten aufgenommen wurden, lag dicht an der Mauer, die ersehnte Begegnung fand aber nicht statt. Dafür sei er um einen Irrtum leichter abgereist. "Als Halbbösterreicher

war ich in dem Glauben aufgewachsen, Wien sei das Zentrum des deutschsprachigen Raums. In Berlin merkte ich: Dies ist keineswegs der Fall." Dass Wien noch im 19. Jahrhundert steckt, Berlin, das heutige, in dem er lebt, sei dagegen im Begriff, sich zu mausern. Eine Stadt mit verschiedenen Tempi und mehreren Schichten. Eine Stadt, die mit ihrer Identität hadert. Ein passender Ort für einen wie ihn.

1960, in Göteborg, Schweden, geboren, Sohn einer Österreicherin und eines Griechen, der aus politischen Gründen in den Fünfzigerjahren aus Griechenland geflohen war, ist Aris Fioretos in einer Familie groß geworden, in der die Sprachgrenzen zergingen und "nationale Identität" als etwas wahrgenommen wurde, das nur für die anderen galt. Indes hat er sich angewöhnt, sich selbst als den Unterschied zwischen einem Schweden, einem Griechen und einem Österreicher zu definieren. Kurz nach dem Abitur ging er nach Athen, studierte dann in Paris und in den Staaten, wurde mit den Jahren zu einem "Auslandsschweden". Zum "Nomaden" aber nicht, darauf legt er Wert. "Ich bin kein Nomade, höchstens eine unruhige Seele", sagt er. Als Emigrantenkind, schwarzhaarig im blonden Schweden, war ihm sein Anderssein früh bewusst. Deshalb setzte er vierjährig gegen seine Eltern durch, dass man auch zu Hause Schwedisch sprach. "Sprache ist Verschleierung. Und als Kind von Ausländern versucht man, sich durch die Sprache so zu verschleiern, dass man möglichst nicht auffällt. Es gibt aber auch die Kehrseite: Man will die Sprache so gut beherrschen, dass man sie besser spricht als die Einheimischen. Statt grau zu bleiben, fällt man auf. Es ist paradox: Irgendwie versucht man, sich als Pfau zu camouflieren." Eine Art Transvestismus - das Thema seines zweiten Romans "Die Wahrheit über Sascha Knisch".

Aus jener Grauzone der Sprache jedoch, die das Kind zuvor kennen gelernt hatte, in der die Bedeutung der Wörter unscharf ist und die Unsicherheit ebenso groß wie die Lust am Durchspielen der semantischen Möglichkeiten, erwuchs seine Neugier für die Literatur. Hinzu kam, als er zwölf Jahre alt war, ein aufwühlendes Erlebnis: Der Vater eines Spielkameraden, Leiter eines Filmclubs, nahm die Jungen ins Kino mit. Der Film war eigentlich erst ab achtzehn freigegeben: "Johnny zieht in den Krieg" von Dalton Trumbo. Man sah in einem europäischen Militärkrankenhaus gegen Ende des Ersten Weltkrieges einen amerikanischen Soldaten unter Laken liegen, oder das, was nach dem Tritt auf eine Mine von ihm übrig geblieben war: Rumpf und Kopf. Kein Mund, keine Nase, keine Augen und keine Ohren mehr, nichts, was ihm ermöglicht hätte, mit der Außenwelt in Kontakt zu treten. Nur ein Gehirn; dessen stummer Monolog war als voice over zu hören. Trotz des Wegfalls aller Anhaltspunkte, aller Werkzeuge der Wahrnehmung, versuchte das Denktier, sich in Zeit und Raum zu orientieren. Wie viel von einem Menschen verschwinden kann, ohne dass er aufhört, ein Mensch zu sein, ging dem Zwölfjährigen durch den

Kopf. Und die plötzliche, schaurige Gewissheit: "Du bist allein mit deinem Gehirn, und du musst daraus kommen, darauf kommt es an!" So hat Literatur für ihn zuallererst den Zweck, Verbindungen zu erzeugen. Obgleich er sich der Wandlung bewusst ist, die den vom Schriftsteller eingegebenen Signalen auf dem Weg zum Leser widerfährt. "Als ich Trumbos Film sah, wusste ich bereits instinktiv, dass es eine Grenze dessen gab, was sich vermitteln lässt", liest man in seinem Essay "Mein schwarzer Schädel".

"Aber erst jetzt wurde mir klar, dass diese Grenze aus einem zwei, drei Millimeter dicken Kanium bestand: meinem eigenen Schädelhelm." Dem Prosaisten bleibt also nichts anderes übrig, als durch die Grenze des Schädels hindurch ins Dunkle des eigenen Gehirns hinabzusteigen: ein "Kranionaut", so nennt er ihn, der abenteuerliche Tiefseetauchgänge unternimmt, um Bewusstseinssplitter ans Licht zu zerren. Nicht, dass er wirklich wüsste, wie sich die Splitter auf dem Papier zusammenfügen. Ein Rest Mysterium bleibt. Ein unerklärliches Fragment. Eine Seelenspur.

----- Foto : Aris Fioretos
 Berlin (BLN) Schweden (S)
 Griechenland (GR) Österreich (A) Aris Fioretos
 Literatur Männliche Person Porträt

Magazin

Annette Kuß
mit einer der
Darstellerinnen
bei einer Probe
im Freudenhaus
Hase



Eine halbe Stunde kostet ...

Annette Kuß ist zu den Huren gegangen. Heraus kam ein Theaterabend im Bordell

VON AURELIANA SORRENTO

Eines Abends saß Annette Kuß in einer Theaterkantine. Über den Proben an ihrem vorigen Stück hatte sie den Termin versäumt, die Fördergelder für das nächste zu beantragen. Sie starrte, den Kopf tief gebeugt, in ihr Weinglas, und murmelte leise: „Was meinst du, soll ich es trotzdem machen?“ Aber keiner hätte die Zeit gehabt, etwas zu entgegnen. Denn gleich reckte sie den Kopf, strahlte sämtliche Anwesenden und den ganzen schummrigen Raum an und sagte: „Ich mach das. Prosit!“

Auf ihrem Schreibtisch türmen sich jetzt die Geschichten. Stapelweise Blätter mit abgedruckten Interviews. In Nachtbars, in Bordellen, durch die Prostituierten-Vereinigung Hydra hat sie all die Lebensberichte gesammelt. Monatelang war Annette Kuß auf Recherche im Rotlichtmilieu. Hat Prostituierte, Puffbetreiber, Barkeeper und Freier nach ihrem Werktag, nach Trott, Muße, Motiven, nach Vorleben und Aussichten ausgefragt. Informationen zusammengetragen, Daten, Zahlen, wo sie sie nur finden konnte. Eine eigenartige Tätigkeit für eine Theaterregisseurin. Aber wehe, man bringt ihr einen solchen Einwand vor: „Ach, das Theater! Soll es etwa nichts mit dem Leben zu tun haben? Soll es der Elfenbeinturm sein, in dem man sich einsperrt?“

Es gebe ja genug Theaterleute, die sich nur mit ihren Theaterwelten beschäftigten, und nur von den Problemen der Menschen Notiz nähmen, die am Theater arbeiten. Völlig uninteressant! „Ich lebe ja auch in dieser Welt“, sagt sie. Und zieht die langen, geschwungenen Augenbrauen zu spitzen Winkeln hoch. Diese Welt ist öder und bunter zugleich, als sie das Theater gewöhnlich erfasst.

Es war nach einem lustigen Theaterabend – ein nagelneues Stück über Ehe- und Beziehungs-Clinch in Zeiten des Krieges wurde gerade als Humoreske in der Schaubühne gegeben –, als sie das Café „Psst!“ aufsuchte. Eine feuchtkalte Nacht, der Weg vom Kudamm zum Nachtlokal in der Brandenburger Straße, in Berlin als Anbahnungsgaststätte berühmt, kam ihr unendlich lang vor. Ewig nichts in Sicht außer Ampeln, Tankstellen und vorbeidonnernden Autos. Dann, unauffällig und wie verloren in der Eintönigkeit der Schnellstraße, taucht aus der Düsternis ein

grell blinkendes Ladenschild auf. Im Inneren, einem schmalen Gang mit Stehtischchen gegenüber einem Bartresen, herrscht reger Betrieb. Unbeschäftigte Damen räkeln sich auf den Hockern, mit gelangweilten Blicken das Dämmerlicht durchforstend. Dass da Fremdlinge weiblichen Geschlechts nichts anderes als Störenfriede sein können, daran lassen ihre Mienen keine Zweifel. Fünf Minuten unbehaglicher Ungewissheit vergehen. Dann stürmt eine Frau auf die Fremde zu, reicht, freundlich lächelnd, die Hand und fragt umstandslos, was sie denn suchen würde. „Die Chefin“, antwortet Annette Kuß.

Aber die Chefin ist nicht im Hause und die unverhoffte Gastgeberin ziemlich redselig. Sie trägt dezente Kleidung, keinen Nagellack, kaum Schminke. Wäre nicht das Blinzeln der Pupillen, die hin und her flitzen und nach Freier-Blicken fahnden, würde man sie mit einer Verwaltungsangestellten verwechseln. Immerzu explodieren die Berliner „k"s in ihrem Redefluss. Sie erzählt vom ersten Kundendienst, als sie sich übergeben musste, unvorsichtigerweise hatte sie davor gegessen. Von den Schulden, derentwegen sie eingestiegen sei in das älteste Gewerbe der Welt. Von den Preisen, die in Berlin abgesackt sind, es gäbe halt zu viele mittlerweile, die – aus Not oder Jux – auf Anschaffe gehen. Und sie hatte ein Studium angefangen, musste dann den Studiengang wechseln, weil die Profs von dem Job Wind gekriegt hatten. Ja, doch, sie studiere noch, aber ein anderes Fach. Ein Mauerblümchen sei sie früher gewesen, jetzt wisse sie, dass die Typen in Wahrheit auf das Äußere pfeifen. Na, ab und an habe man sogar guten Sex bei der Arbeit. Komme zwar selten vor, aber immerhin. Einen Kunden brauche sie jedenfalls noch an diesem Abend, die nächste Miete sei noch nicht drin. Harte Zeiten derweil. Hauptsache, sie schaffe es noch bis zur letzten S-Bahn.

An diesem Abend schnellten die Augenbrauen der Annette Kuß in die Höhe, dann flugs fiel die rechte herab, um sich waagerecht zu strecken. Ein Mienenspiel, das ihr eigen ist, Verwunderung, Skepsis, Einfühlung und Neugier mischen sich darin. Und das sich wiederholte, als sie die 19-Jährige traf, eine engelhaft schöne Abiturientin, ungemein klug, und ungemein „verkopft“, wie sie

selbst sagte. Eine, die ins Bordell gegangen war, um der Kontrolle ihrer alles allzu rasch einordnenden Vernunft zu entkommen.

Es gab dann noch die Frau, die als Mädchen auf den Strich ging in dem Wahn, damit an dem Geliebten, der sie sitzen gelassen hatte, Rache üben zu können. All die Geschichten lassen Annette Kuß nicht mehr los, obwohl sie sich bemüht, davon zu reden wie eine Reporterin, die sich ein Thema möglichst weit vom Leib hält, um es besser zu durchdringen. Freilich: Es wird wieder Theater sein. Die Sätze, die sie aus dem Interview-Haufen herausdestilliert und aneinander montiert hat, werden Schauspieler aussprechen. Sie dahinschmettern, auf dass sie auch jenen in die Knochen fahren, die immer noch so tun, als gehörten all die Bordelle und Strichmeilen und die eine Million Sexdienstleistungen, die in Deutschland pro Nacht erbracht werden, nicht zu ihrer Welt.

„Freudendienste“ heißt das Stück. Es wird dennoch aus echten Sätzen echter Menschen bestehen. Von solchen, die ein wirkliches Leben führen, wirkliche Nöte erleiden. Auf dieses „wirklich“ legt Annette Kuß Wert. Denn in ihrer Geschichte geht es, wie so oft, um die Umkehrung des ursprünglichen Eigenen. „Solange ich mich erinnern kann, neigte ich schon immer dazu, mich in phantastischen Elfenbeinturmwelten aufzuhalten“, gesteht die Regisseurin ein. In München als Professorentochter aufgewachsen, fühlte sich Annette Kuß nie wohl unter der bürgerlichen Glasglocke. Sie kam nach Berlin, um sich in die Wirrnisse der Stadt zu stürzen, in eine Wirklichkeit, deren krasse Kontraste sich dem Versuch einer begrifflichen Einordnung immerzu entzogen. Studierte Literatur und Philosophie, nebenbei Kunstgeschichte und – sehr kurz – Theologie, machte gleichzeitig eine Tanzausbildung und schloss ihr Studium mit einer Arbeit über Wahrnehmung, Imagination und Sprache am Beispiel von Rainer Maria Rilke ab. Ob das auch eine Flucht vor dem Leben gewesen sei?

Jedenfalls habe sie den Widerspruch zwischen ihrer Phantasie und dem praktischen

Leben, mit dem sie nicht immer klar kam, oft als schizophrene empfunden. Als sie daraufhin ans Theater ging, setzte sie vorerst eine Collage aus Texten von Dichtern in Szene, die sie durch ihre Sprachgewalt bestrickt hatten. Später inszenierte sie „Alpenglühn“ von Peter Turrini am Staatsschauspiel Hannover und „Tender Loops“ nach Gertrude Stein am Schauspiel Nürnberg. Es folgten, unter anderem, Inszenierungen in Göttingen, Zürich, Oberhausen. 2003 führte sie mit Christoph Marthaler Coregie bei den Zürcher Festspielen. Aber je länger sie durch den Theaterbetrieb tingelte, desto stärker wurde die Neugier auf die Welt jenseits von Lesesaal, Bühnenraum und Theaterkantine. Am Schloßtheater Moers erarbeitete sie „Happy Hours“: ihr erstes auf einer journalistischen Recherche basierendes Theater-Projekt. „Eiaskurre, Eiaskurre“, im Dezember vergangenen Jahres am gleichen Theater uraufgeführt, war dann ein Ausflug in die zerbröselnden Gedächtnisräume demenzkranker Menschen, die Annette Kuß als Protagonisten und Darsteller zugleich in die Inszenierung einband. Nach Berlin zurückgekehrt, wollte sie eigentlich

Ins hinterste Moabit fuhr sie der Taxifahrer. Das erste Freudenhaus, das sie je betreten hat, war ein miefiger, düsterer Schuppen, in dem ein Häuflein Nachteulen vor seinen Biergläsern hing. Nichts, was man mit Erotik hätte in Verbindung bringen können. Nicht die Bardame, die, von den sonderlichen Besuchern recht amüsiert, für sie um eine Stange tanzte. Und auch nicht der Striptease, den eine andere, der sie in ein Zimmer folgten, extra für sie hinlegte. Eher verdattert denn angeregt schauten sich die Freunde die Show an. Aber Annette Kuß ging die Frage nicht mehr aus dem Kopf, worin der Reiz denn liege, auf dem das weltweite Prostitutionsgeschäft basiert.

Eine schlüssige Antwort hat sie auch heute noch nicht parat. Im Sexdienstleistungs-gewerbe, hat sie herausgefunden, sind die Menschen genau so unterschiedlich wie überall sonst. Deshalb werden in ihrem Stück, das sie lieber Projekt nennt, die disparatesten Aussagen aufeinander prallen. Gespielt wird im Bordell, dem „Freudenhaus Hase“, mitten im Wedding. „Wie det so ist“ – nach der Wortwahl eines Straßenmädchens – kann der

Das erste Freudenhaus, das sie je betreten hat, war ein miefiger, düsterer Schuppen, in dem ein Häuflein Nachteulen vor seinen Biergläsern hing.

nichts weiter als einen entspannten Abend verbringen, als sie, gänzlich unerwartet, auf das „Freudendienste“-Projekt geriet.

Sie hatten nichts abgesprochen. Sie und der Freund, mit dem sie essen gegangen war. Auf dem Weg vom Restaurant zu einer Kneipe, in der sie noch einen Drink nehmen wollten, sahen sie auf der Straße des 17. Juni ein Straßenmädchen. Dem Freund fiel ein, dass er noch nie mit einer Prostituierten gesprochen hatte, und ihr schien es auch nicht abwegig, die Frau auszuforschen über das Thema, um das sich das Gespräch während des Abendessens rankte: den Boom von Seitensprungagenturen. Auf dem Rückweg fanden sie das Mädchen aber nicht mehr, beschlossen kurzerhand, in ein Taxi zu steigen und sich in ein Bordell kutschieren zu lassen.

Theaterbesucher dort am besten erspüren. In den Zimmern liegen Plüschteppiche; orangefarbene Vorhänge und aprikosenfarbene Wände sorgen für die Wohlfühlatmosphäre, die einem Kindergarten angemessen wäre. Der Laden hat um 22 Uhr Betriebsschluss, und wenn Annette Kuß eine halbe Stunde später dort auf die Probe geht, reißt sie zuallererst alle Fenster auf, um die entsetzlichen Gerüche aus den Räumen zu treiben. Manchmal steht noch die Puffmutter im Flur, den Staubsauger in der Hand, das Telefon ans Ohr geklemmt. Weit nach Dienstschluss verhandelt sie mit Kunden: „Eine halbe Stunde kostet ...“

„Freudendienste“. Ein Theaterabend von Annette Kuß. Premiere am 14. Januar 21 Uhr im Freudenhaus Hase, Hochstraße 45.

BERLINER BLICKE

Frank Silberbach fotografierte in der Alten Nationalgalerie auf der Museumsinsel.



Skandale, Liebe, späte Anerkennung. Das Künstlerleben der Dorothy Iannone

Von Aureliana Sorrento

Zuerst klingelt der Postbote. Dann schellt das Telefon. Dorothy - "nennen Sie mich einfach Dorothy", hat sie gesagt - eilt von der Tür zum Apparat, nimmt den Telefonhörer ab, bittet den Boten herein. Das Paket ist noch nicht fertig. Das Paket, das jede Menge Kunstkataloge enthält, Dokumente ihrer Ausstellungen der letzten Jahre. Das Paket soll gleich in die Staaten. Eine Schau ihres Werkes läuft gerade in New York. Und jetzt hat man sie auch zur Whitney Biennale eingeladen. Dorothy trippelt zum Schreibtisch. Sie kritzelt mit Filzstift noch ein paar Zeilen auf ein Blatt. Hebt den Kopf. Senkt ihn wieder. Die Unterschrift fehlt. "Sorry, sorry, just ein Moment!" Sie strahlt den Boten an, der sich indessen etwas verdutzt umsieht in ihrer lichtdurchfluteten Wohnung in Charlottenburg. "Nu, so was", wahrscheinlich denkt er das. Leuchtende Gemälde, Zeichnungen, Drucke, Wandteppiche, orientalische Statuetten, poppiges 70er-Jahre Mobiliar, bunte Holzskulpturen, bemalte und beschriftete Riesenkästen, aus denen Bildschirme hervorklugen. Und dann noch diese kleine, zierliche, aparte, stets lächelnde Dame, die in dem Farben-Tohuwabohu herumschwirrt, als hätte sie die Energie von hundert Bengeln im Leibe. "Ach, endlich Pause!" Endlich aufatmen. Endlich kann sie in einem ihrer thronähnlichen blauen Sessel Platz nehmen. Und wieder aufspringen, es ist ja Teatime. Dorothy liebt Rituale, die das Leben lebenswert machen. Schon Wochen wirbelt sie durch die Wohnung, kramt Drucke, Hefte, Objekte und Bücher hervor, die verstaubt lagen. Telefonieren. Bilder abhängen. Bilder aufhängen. Aber: "Sure, I enjoy it." Natürlich genießt sie das. Die späte Anerkennung. Den Erfolg, der lange auf sich warten ließ. "Es ist, als würde plötzlich ein neuer, frischer Wind wehen." Was eigentlich paradox ist. Gerade jetzt, wo Amerika in Prüderie und Frömmerei versinkt und das alte Europa eher mit der Sicherung des Daseins als mit der Freiheit des Seins befasst ist, wird das Werk der Dorothy Iannone hüben und drüben entdeckt. In den so Swinging Sixties und so freien Siebzigern pflegten Kritiker die Nase zu rümpfen über ihre farbig naiven, frohsinnstrotzenden Darstellungen des Eros. Iannones Arbeiten wurden als obszön und pornografisch verschrien und immer wieder aus Ausstellungsräumen entfernt. Dass sie das weibliche Begehren nach dem männlichen Körper so frohgemut unbekümmert zum Kunstmotiv machte, muss die männlichen Rezensenten mächtig verstört haben. Und dass sie noch, die tradierten Verhältnismuster umkehrend, einen Mann zu ihrer Muse erkor - das war ein Skandal. Ihre Muse: Dieter Roth. "Miss my Muse" betitelte sie noch im Jahre 2000 ein Bild, das sie dem zwei Jahre zuvor verstorbenen, inzwischen international gefeierten

Künstler widmete. "Der König ist Tod, lang lebe sein Werk!", schickte sie als Gruß aus dem Bild dem Freunde hinterher. Ihre Liebesbeziehung lag schon lange zurück, ihre Freundschaft hielt aber bis zum Tod. Mit einem in Zeitungspapier gewickelten Fisch unterm Arm hatte Dieter Roth am Pier gestanden, als das Frachtschiff "Bruarfoss" am 24. Juni 1967 in den Hafen von Reykjavik einlief. Mit Emmett Williams, der ein Buch über Roth herausgeben wollte, waren James Upham und Dorothy Iannone nach Reykjavik gefahren, um dort ein paar Tage zu verbringen und Dieter Roth kennen zu lernen, der zu der Zeit auf Island lebte. Als sie vom Frachtschiff ausstiegen, war alles entschieden. "And when I saw Dieter I knew I would change my life", hat Dorothy Iannone in ihrem palimpsestartigen, aus Schrift und Zeichnungen bestehenden Bildroman "An Icelandic Saga" festgehalten. Sie zögerte keinen Augenblick, ihr großbürgerliches, wottesicheres Leben als Gattin des Millionärs James Upham für den genialen Künstler aufzugeben, dem in Reykjavik ein einziges Lokal Zutritt gewährte, weil er nicht nur keine Krawatte besaß, sondern auch in einem knopfloosen, mit Sicherheitsnadeln zusammengehaltenen Hemd herumlief. Fünf Tage verbrachten die Freunde in Reykjavik zusammen. Dann flog das Ehepaar Iannone-Upham nach New York zurück. Dort angekommen, teilte Dorothy ihrem Ehemann mit, dass sie ihn verlassen würde. Am darauffolgenden Tag nahm sie den nächsten Flug nach Reykjavik. Es soll "ein wunderbarer, sonniger Junitag" gewesen sein. Die Sonne scheint immer, wenn ich sie besuche, was im Winter in Berlin fast einem Wunder gleicht. Dorothy sitzt dem Fenster gegenüber, blinzelt und strahlt ein Lichtmeer zurück. Zumindest so kommt es einem vor, wenn man sie ansieht. Vielleicht sind ihre großen, braunen, brennenden Augen schuld daran. Oder ihr schönes, markiges, quecksilbriges Gesicht. Es gibt keinen Augenblick, der es nicht wert wäre, gelebt zu werden, sagt dieses Gesicht. Ob sie von der Kindheit in Boston redet, von ihrer Mutter, die sie lange pflegen musste, vom Studium in Stanford, von den Ehejahren im Luxus und der Zeit der Bedrängnis. ganz gleich, was Dorothy erzählt - und das ist das Unfassbare, Betörende an ihr - jede Faser ihres Wesens erzählt immer nur vom Glück. 1933 wurde Dorothy Iannone, Kind einer italienischen Einwandererfamilie, in Boston geboren. Sie wuchs in einem Viertel der Stadt auf, in dem fast nur Italiener und Iren lebten. Ein schönes, ruhiges Viertel, sagt sie, bloß etwas langweilig. Nach der High School jobbte sie in der Staatsverwaltung, fing ein Jura-Studium an, wechselte zur Literaturwissenschaft, die ihrer Neigung eher entsprach, machte ihren Bachelor of

Arts an der Boston University und war kurz davor, eine Doktorarbeit an der Stanford University in Kalifornien zu beginnen, als sie 1958 in der Künstlerkolonie Provincetown James Upham kennen lernte. Sie hängte alles an den Nagel, akademische Laufbahn, Literaturkritik, Karriere, und übersiedelte mit ihrem neuen Geliebten, der in Kürze ihr Mann wurde, nach New York. Upham besaß genug Geld, dass sich das Paar keine Sorgen um den Lebensunterhalt machen musste. Dorothy Iannone stand zum ersten Mal in ihrem Leben vor der Frage: Was will ich wirklich? Endlich frei, das zu tun, was sie wollte, aber unsicher "inmitten dieses Ozeans, der nichts war als Möglichkeit", und aus dem Bedürfnis heraus, sich selbst zu entwickeln, ging sie in die Psychoanalyse. Dann, von Upham angeregt, der selber den Großteil seiner Zeit in einem Atelier verbrachte, fing sie an zu malen. Mit den bloßen Fingern zunächst, dann mit dem Spachtel. Abstrakte Ölbilder, in denen leuchtende Farbfelder aufeinander prallen, waren die ersten Ergebnisse ihrer Suche. Sie reiste viel mit ihrem Gatten. Das Paar fuhr nach Indien, Kambodscha, Thailand, Kyoto, Griechenland, Süditalien, Cap d'Antibes, in die Türkei - nicht zuletzt, um Kunst zu betrachten. Allmählich begannen die anfangs klecksartig ineinander laufenden Farbflächen in Dorothy Iannones Bildern, sich stärker voneinander abzusetzen, eine scharf konturierte Bildtextur trat hervor. Den nächsten Schritt weg von der Abstraktion markierten schemenhaft gezeichnete Figuren, die aus dem Farbgeflecht herausstachen. Dann tauchten Körper mit deutlich erkennbaren Geschlechtspartien auf. Auch ihre "People", ausgeschnittene und bemalte Holzfiguren, ein bunter Kosmos aus Pop-Ikonen von Bob Dylan bis Napoleon, trugen Genitalien zur Schau. "Das kam wie von selbst", sagt Dorothy Iannone, unbewusst, wahrscheinlich habe sie betonen wollen, dass wir alle eine sexuelle Natur haben. Es ging ihr nicht darum zu provozieren. Oder etwa auf die amerikanische Bigotterie loszuschlagen. Denn sie selbst nahm sie damals gar nicht wahr. Das Amerika, in dem sie lebte, war der Kontinent eines erlesenen Kreises von Akademikern, Künstlern und Intellektuellen, welche die von ihr und Upham geführte "Stryke-Gallery" in der 10th Street frequentierten. Mit der anderen Seite der Vereinigten Staaten geriet sie erst 1961 in Konflikt, als sie auf dem Rückflug von Paris nach New York eine Ausgabe von Henry Millers "Wendekreis des Krebses" mit sich trug. Der US-Zoll beschlagnahmte das Buch, denn zu der Zeit waren Millers Werke in den USA verboten. Iannone verklagte die Regierung der Vereinigten Staaten auf die Rückgabe des Buches - und gewann. Fortan durften Millers Schriften auch in den USA gelesen werden. Der Schriftsteller, der seine Leserin kurz darauf kennen lernte, prophezeite beeindruckt, sie würde es weit bringen. "Ja, aber wohin?", soll Dorothy Iannone nach dem Bericht von Zeitzeugen entgegnet haben. Nach Island ging es 1967, zu Dieter Roth. Mit ihm

lebte Dorothy eine Weile aus den Koffern zwischen Köln, Basel, Stuttgart und London. Damals war ihr die Zensur regelrecht auf den Fersen. In Stuttgart, wo Hansjörg Mayer Iannones "People" ausstellen wollte, schritt die Polizei sofort ein: Sie konfiszierte die Arbeiten und gab sie der Künstlerin erst ein Tag vor dem Ende der Schau zurück. 1969 folgte "The story of Bern", die Künstlerin hat sie in einer munter ironischen Bilderzählung rekonstruiert. Diesmal waren es Künstler, die als Korpsbrüder der Gegenreformation agierten. Harald Szeemann, Leiter der Kunsthalle Bern, hatte Dieter Roth, André Thomkins, Karl Gerstner und Daniel Spoerri eingeladen, mit ihnen befreundete Künstler zu einer "Ausstellung der Freunde" mitzunehmen. Dieter Roth wollte Emmett Williams und Dorothy Iannone dabei haben. Als aber Dorotheys "Dialogues" an der Wand hingen, forderten die anderen an der Schau Beteiligten, Penisse und Vulven auf den Bildern mit braunem Klebeband zu überkleben. Am Ende wurden Iannones Arbeiten von der Ausstellung entfernt. Daraufhin zog auch Dieter Roth seine Arbeiten zurück. Die "Dialogues3", der Stein des Anstoßes, waren Bilderbuchblätter, auf denen Dorothy Iannone Szenen und Gespräche aus ihrem Leben mit Dieter Roth festgehalten hatte. Weiße, scherenschnittartig gezeichnete Figuren sind darin die Liebenden, in einem Geflecht ornamentaler Muster eingebettet, das die realen Orte mit einer Metapher des Edens ersetzt. Auch in den folgenden großformatigen Gemälden feierte die Künstlerin ihre Liebesbeziehung mit Roth als paradiesischen Zustand. Eros ohne Scham. Sex als Verschmelzung von Körpern, die, mit den Attributen der Göttlichkeit ausgestattet - Armreifen, Ketten, Pfauenfedern - ebenso rein und unschuldig auftreten wie die Wiederauferstandenen des Luca Signorelli nach dem Jüngsten Gericht. Ihrer Sehnsucht nach vollkommener seelischer und körperlicher Einheit ist Dorothy Iannone auch nach der Trennung von Dieter Roth 1974 nachgegangen. Sie hat sie in Bildern, Videoboxen, Filmen, Bilderbüchern, bemalten und beschrifteten Objekten ausgedrückt. Zum Ärger der Moralapostel sowie der moralinsauren Feministinnen. "Ich war einfach ehrlich", sagt sie. Und lacht darüber. Sie lacht über die Saubermänner, die komischerweise an anderen, recht schlüpfrigen Darstellungen des Sex nichts auszusetzen hatten. Obwohl deren Missbilligung für sie die jahrzehntelange Verbannung aus dem offiziellen Kunstbetrieb bedeutete. Nur durch Stipendien, kleine Verkäufe und Zuwendungen von Freunden konnte sie sich nach 1976, als sie mit einem daad-Stipendium nach Berlin zog, über Wasser halten. Harte Zeiten seien es gewesen. Aber sie bereut nichts. "Die Liebe", sagt sie, "ist eins der fantastischsten Gefühle, die man erleben kann. Es zu verleugnen oder abzuwehren wäre doch seltsam. Ich folgte meinem Herzen." -----

Foto : Dorothy Iannone in ihrer Berliner Wohnung vor einem ihrer Bilder USA (US) Berlin (BLN)

Dorothy Iannone
Weibliche Person

Kunst

Homestory Porträt



Meinung

KOMMENTARE



Die Ohnmacht der Ärzte

VON CHRISTIAN LIPICKI

Fast schon haben wir uns an die seit Wochen immer wieder aufwallenden Ärzteproteste gewöhnt – und dennoch sind sie etwas Besonderes. Während Metallarbeiter und Bauleute keine Scheu haben, für die Durchsetzung ihrer Interessen auf die Straße zu gehen, galten solche Aktionen unter Medizinern lange Zeit als unfein und wurden daher abgelehnt. Dass sich das geändert hat, zeigt deutlich, wie groß das Ausmaß der aufgetauten Wut sein muss.

Der Zorn der Mediziner kommt nicht von ungefähr. Täglich erleben sie in den Arztpraxen, dass sie den Patienten – entgegen der Politikerversprechen – längst nicht mehr alles zukommen lassen können, was deren Krankheiten heilt oder wenigstens lindert. Zugleich wird ihnen vorgeworfen, dass sie zu teure Medikamente verordnen würden und mitschuldig an der finanziellen Misere des Gesundheitswesens seien. Diese Vorwürfe schmerzen, zumal den niedergelassenen Ärzten jährlich Milliarden-Beträge entgehen, weil sie viele Leistungen von den Krankenkassen nicht bezahlt bekommen. Das muss sich ändern.

Aber woher soll das zusätzliche Geld kommen? Das zu erklären, überlassen die Ärzte den Politikern – und machen es sich damit sehr einfach. Die Regierungsparteien, die in den nächsten Monaten eine Reform der Gesundheitsfinanzen auf den Weg bringen wollen, stehen vor der Herausforderung, gegensätzliche Interessen unter einen Hut zu bringen: Zwar fordern die Bürger im Krankheitsfall für sich die beste Medizin. Aber in den eigenen Geldbeutel mag sich keiner greifen lassen. Über diesen Widerspruch sollte jeder einmal nachdenken.

Weißrussland bleibt vor der Tür

VON ALOIS BERGER

Ab scheu und Entsetzen, die üblichen Floskeln halt, dazu ein paar Sanktionen, viel mehr fällt den EU-Regierungen nicht ein, um auf die Wahlforce und die Polizeiprügler in Weißrussland zu reagieren. Das heißt, es würde ihnen schon noch was einfallen, um Weißrussland aus dem Griff des letzten europäischen Diktators zu befreien. Aber diesmal trauen sie sich nicht. Denn vermutlich könnte die EU das Nachbarland zügig in die Demokratie führen. Das hat sie schon ein paar mal vorgeführt, und es gibt Anzeichen, dass das auch in Minsk klappen würde. Doch der Preis dafür ist hoch: Die EU müsste den Weißrussen für die Zeit nach Lukaschenko eine europäische Perspektive anbieten, einschließlich einer realistischen Chance auf einen EU-Beitritt.

Diese Aussicht hat bisher noch überall gewirkt und die Demokratisierung beschleunigt. Beitrittszusagen waren nie Selbstzweck, sie kamen aus der Angst vor instabilen Nachbarn. Doch dieser Preis ist inzwischen den EU-Politikern zu hoch. Die Bevölkerung in der Europäischen Union will keine weiteren Beitritte mehr. Die Franzosen und die Niederländer haben aus Protest sogar die EU-Verfassung platzen lassen, und auch in Deutschland löst allein das Wort EU-Erweiterung bei vielen heftige Allergien aus. Niemand hat einen Anspruch auf eine EU-Mitgliedschaft, auch Weißrussland nicht. Wir können auch nicht alle Probleme dieser Welt durch EU-Beitritte lösen. Aber wir sollten uns im Klaren sein, was es heißt, nein zu sagen. In Minsk wird es vermutlich die Diktatur verlängern.

GLOSSE



Huise und Crusein

Eine kleine Meldung ging jüngst im Trübel der Ereignisse unter: Laut einer Magazin-Umfrage würden mehr Leute (41 Prozent) Tom Cruise von der Bettkante schubsen als Saddam Hussein (39 Prozent). Meiner Meinung nach kann man sich diesem ungeheuren Ergebnis nur anhand von zwei Modellen nähern. Erstens: Der abgebrochene, ewig naiv wirkende Babypopo-Strahlemann Cruise stinkt ab gegen den rauhen alten Zausel Hussein, der sich auf seine alten Tage noch einen sexy Bart hat wachsen lassen. Zweitens: Tom Cruise Mapother IV jetz-t zwar laut Internet als einer der wichtigsten Scientologen durch die Welt. Aber er würde gewiss mit Strahlglächeln abstreiten, dass seine Sekte ihre Mitglieder abhängig macht und manipuliert. Wie anders Saddam Hussein: Da lächelt nichts, da tritt uns ein Finsterling und Schurke in Urgestalt gegenüber. Wenn schon böse, dann richtig!

Neueren Vermutungen der Astrophysik zufolge bestehen 95 Prozent des Universums aus unbekannten dunkler Materie und Energie. Vielleicht gehört auch ein Teil von uns dazu – ein weitaus größerer, als wir wahrhaben wollen. *Torsten Harmsen*



Einbürgerungstest auf integrative Art

Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung



Schering hat Zukunft

VON HENDRIK MUNSBERG

Für Hubertus Erlen, den Vorstandschef des Schering-Konzerns, gehörten die vergangenen Tage zu den schwierigsten seines Managerlebens. Seit die Darmstädter Merck AG Mitte des Monats überraschend auf den Plan getreten war, um den Berliner Konkurrenten zu schlucken, suchte Erlen fieberhaft nach Möglichkeiten, um eine feindliche Übernahme abzuwehren. Jetzt hat der Schering-Lenker eine Lösung gefunden, die einen schweren Rückschlag für sein Unternehmen, aber auch für den hiesigen Wirtschaftsstandort verhindert.

Nun verkündete Deutschlands größter Gesundheitskonzern, die Leverkusener Bayer AG, sie wolle stolze 16,3 Milliarden Euro – und damit fast zwei Milliarden Euro mehr als Merck – ausgeben, um ihrerseits Schering zu übernehmen und um anschließend die Pharmasparten beider Unternehmen unter gemeinsamen Namen zu bündeln. Schon wenige Stunden später gab Merck den Bieterkampf auf. Gut für Schering, gut für die Bundeshauptstadt.

Aus Berliner Perspektive, aber auch unternehmerisch sprechen alle Argumente für Bayer: Konzernchef Werner Wenning und Erlen verständigten sich darauf, dass die gemeinsam gebildete Pharmasparte ihren Sitz in der Bundeshauptstadt haben wird. Und eben das ist die überraschend wichtige Botschaft für Berlin. Denn Manager, das hat die Vergangenheit oft genug gelehrt, lassen sich bei Entscheidungen, die das Entstehen und Verschwinden von Arbeitsplätzen betreffen, von regionalen Bezügen leiten, was sie öffentlich meist bestreiten. Auch das Merck-Management hatte beteuert, im Falle einer Übernahme solle in der Hauptstadt

ein wichtiges Standbein des neuen Unternehmens bleiben; im Zweifel jedoch hätte die Spitze des Konzerns, der fest in Darmstadt verwurzelt ist, die Belange der Heimat höher veranschlagt als die Bedürfnisse der Region Berlin.

Gewiss, auch das Zusammengehen mit Bayer bedeutet, dass Schering, Berlins „Grüne Apotheke“, die Eigenständigkeit verliert und dass auch in dem neuen Konglomerat 6 000 Arbeitsplätze wegfallen. Noch ist unklar, wie stark und in welchem Zeitraum der Stellenabbau

Der Übernahme-Krimi um Schering illustriert, wie heikel die Situation am Wirtschaftsstandort Berlin ist.

den Standort Berlin betreffen wird. Doch der Bayer-Konzern will Teile seiner weltweiten Aktivitäten bündeln und nach Berlin verlagern. Konzernchef Wenning steht im Wort.

Aus betriebswirtschaftlicher Logik ist das Zusammengehen mit Bayer ebenfalls schlüssig. Auch Schering ist international ausgerichtet, durch die Fusion entsteht die Nummer sieben weltweit für Spezialpharmazeutika. Mercks Übernahmepläne waren von Anfang an wenig überzeugend. Dem Management in Darmstadt ging es vor allem darum, eilig zu wachsen und den Wert zu steigern, um sich selber gegen eine drohende feindliche Übernahmen zu wappnen. Das war die Flucht nach vorn, aber keine zukunftsweisende Strategie: die

Produkte beider Unternehmen sind viel zu unterschiedlich.

Ohnehin ist die Öffentlichkeit gut beraten, wenn sie skeptisch wird, sobald Manager kühne Strategien ausbreiten. Besten Anschauungsunterricht dafür lieferte die Stuttgarter Daimler AG. Deren damaliger Chef, Edzard Reuter, hatte einst die Vision eines integrierten Technologiekonzerns ersonnen, um unabhängig vom Autogeschäft zu werden. Das Experiment ging gründlich schief und wurde vom Nachfolger Jürgen Schrempf rabiat beendet, der sich fortan wieder aufs Kerngeschäft mit Automobilen konzentrieren wollte – diesmal jedoch im globalen Maßstab: DaimlerChrysler schluckte den amerikanischen Konkurrenten Chrysler und wurde zur Welt AG. Inzwischen hat auch Schrempf das Unternehmen verlassen – als Gescheiterter.

Zum unternehmerischen Erfolg gehören eben nicht nur großspurige Pläne. Gerade bei Übernahmen und Firmenzusammenschlüssen ist von entscheidender Bedeutung, ob die Unternehmenskulturen zusammenpassen und ob es gelingt, die betroffenen Mitarbeiter zu überzeugen. Auch so betrachtet, ist eine freundliche Übernahme wie die von Bayer der feindlichen Offerte Mercks überlegen. Jetzt benötigen Wenning und Erlen vor allem eines: Fortüne.

Die deutsche Hauptstadt wird sie den Managern wünschen. Der Übernahme-Krimi um Schering illustriert, wie heikel die Situation am Wirtschaftsstandort Berlin ist. Es gibt viel zu viele Arbeitslose und viel zu wenige große Arbeitgeber. Ein ferngesteuerter Schering-Konzern wäre eine Katastrophe. Diese Gefahr scheint nun, vorerst, gebannt.

macher, ruft, alle Unternehmer, die nicht mit ihm seien, hätten wohl Dreck am Stecken, und kanzelt schließlich einen Confindustria-Vorstand ab.

Schon das hätte genügt, um Italien für ein paar Tage in Stimmung zu halten. Aber Berlusconi war der Coup noch nicht genug. Er fuhr nach Genua, um eine Wahlkampfred e zu halten. Ein Besuch, der Hunderte von Jugendlichen wenig amüsierte. Vor dem Theater, in dem der Cavaliere auftrat, schwenkten sie Transparente und rote Halstücher. Die Polizei griff ein, ein Mädchen wurde schwer verletzt. Es fehlte nur noch, dass Berlusconi selbst die Schlachttrommeln rührte. Er beschränkte sich aber darauf, auf dem Nachhauseweg aus seiner Limousine zu steigen, auf einen Demonstranten zuzumarschieren und den Jungen mit dem Titel „Du Hodensack!“ zu ehren. Ach, wie wir ihn lieben!

Im Grunde hat er Recht: Sollte er abgewählt werden, wird er uns fehlen. Nicht nur, weil die von Romano Prodi geschmiedete Mitte-Links-Union fast nur die Aversion gegen Berlusconi eint. Ohne ihn würden den Italienern tatsächlich nur Steuern und Mortadella bleiben, wie er sagt. Wobei man wissen muss, dass „Mortadella“ die landläufige Beschimpfung für Prodi ist. Zum Alleinunterhalter der Nation taugt er wahrlich nicht. Andererseits: Mit Staatsartisten allein macht man auch keinen Staat.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journalistin und lebt in Berlin.

PRESSESTIMMEN



Den zunehmend emotionsgeladenen Wahlkampf in Italien kommentiert die Mailänder Tageszeitung

CORRIERE DELLA SERA

Es schien zunächst, dass sich das Schreckgespenst eines Wahlkampfes, der wie ein simulierter Bürgerkrieg geführt wird, auflöst hat. So schien es. Aber die vergiftete Luft, die man 15 Tage vor den Wahlen atmet, zeigt, wie sehr in Italien noch die apokalyptische Verzerrung des politischen Kampfes präsent ist. Es war zu hoffen, dass ein demokratisches Abwechseln zwischen entgegengesetzten Bündnissen endlich wie ein normales, physiologisches, nicht traumatisches Ereignis gelebt wird. Aber leider ist es nicht so. Was immer noch vorherrscht ist das Gefühl von Beunruhigung und Hysterie, das Klima eines letzten und tödlichen Kampfes.

Die jüngste Ankündigung der Führung der baskischen Untergrundorganisation ETA, die Waffen niederzulegen, bewertet die französische Zeitung

Le Monde

Der spanische Regierungschef JosÚ Luis Zapatero hat sich strikt davor gehütet, die Ankündigung der ETA triumphierend aufzunehmen. Und doch hat er seit Wochen darauf gewartet, bringt die Entscheidung der ETA-Führung doch die Hoffnung mit sich, diesen in den letzten Jahren des Franco-Regimes begonnenen Konflikt zu beenden. Seit dem Wahlsieg der Sozialisten im März 2004 hatte Zapatero diskret Kontakte mit den Vertretern der ETA geknüpft. Er hatte dabei das irische Vorbild vor Augen, also die Vereinbarung der britischen Regierung mit der IRA, die es 1998 ermöglicht hatte, die Nationalisten in das politische Leben zu integrieren und die Terrororganisation zu entwaffnen. Zapatero weiß, dass das erst nach langer Zeit gelungen ist, und er weiß auch, dass es Rückschläge und Unterbrechungen gab. So dürfte es zweifellos jetzt auch zwischen der ETA und Madrid ablaufen.

Die wogende Debatte um die Fragebögen im Einbürgerungsverfahren kommentiert die Berliner Tageszeitung

DIE WELT

Die Lage hat sich verändert, die Tendenz ist erfreulich. Deutschland, die Deutschen entdecken sich wieder als Subjekt. Nach zwei verlorenen Weltkriegen wollte sich das Volk ins „postnationale“ Zeitalter verabschieden. Inzwischen stößt als Vaterlandsersatz auch die Europäische Union an ihre Grenzen. Die Alternative zum weltfremden Postnationalismus der Nachkriegszeit ist freilich nicht der Rückfall in den Dreißigjährigen Krieg, sondern die affektfreie Aneignung von deutschen Traditionen und historischen Erfahrungen, die sich als vernünftig, als zukunftsfähig erwiesen haben. Interessanterweise waren die Deutschen über Jahrhunderte die weltoffenste Leistungsgesellschaft Europas. Nicht Religion, Herkunft und Gesinnung waren ausschlaggebend, es zählten vor allem Talent und Tüchtigkeit. Die Fürsten pflegten einen elitären Multikulturalismus, um die Besten und Klügsten ins Land zu locken.

Berliner Zeitung

PFLICHTBLATT DER BÖRSE
BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Dr. Uwe Vorkötter
Stellv. Chefredakteure: Brigitte Fehrl, Dr. Hendrik Munsberg
Geschäftsführender Redakteur: Holger Zöllner

Leitende Redakteure: Christian Bommarius, Thomas Leinkauf,
Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvester, Arno Widmann.
Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.

Nachrichten/Tagesthema: Jutta Kramm, Politik/Bundesbüro: Bettina Vestring, Holger Schmale (Pol. Korrespondent). Seite 3: Jochen Arntz, Feuilleton: Dr. Harald Jähner, Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter (Landespolitik), Wirtschaft: Matthias Loke, Sport: Jens Weinreich, Medien: Ralph Kotsch, Vermischtes: Bettina Cosack, Wissenschaft: Lilo Berg, Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler. Bild: Jane Dulfagar.

Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Berliner Pressegesetzes.

Art Director: Annette Tiedge. Chef vom Dienst: Bettina Urbanski.

Potsdam: Andrea Beyerlein.

Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja Tichomirova, Paris: Axel Viehl, Rom: Oliver Meiler, Washington: Olivia Schoeller.

Berliner Verlag GmbH & Co. KG
Geschäftsführer: Peter Skulimna.
Anzeigenleitung: Oliver Hauf.
Vertriebsleitung: Sandra Blühdorn, Stefan Wiegandt.
Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76
www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10171 Berlin. Besucher: Karl-Liebknecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 9; Fax: (030) 23 27 - 55 33
Internet: www.berliner-zeitung.de; E-Mail: leserbriefe@berlinonline.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin;
Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50; Fax (030) 23 27 - 66 97
Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 18, gültig seit 1.1.2006.
Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, Internet: www.berlinerzeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich 18,40 € einschl. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg 21,40 €; Aboplus, inklusive Stadtmagazin tip 21,75 € (nur in Berlin und Brandenburg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 10,95 €, außerhalb von Berlin und Brandenburg 11,95 €; Studentenabonnement Plus, inklusive Stadtmagazin tip 13,20 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungsanspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen unter www.berliner-zeitung.de/agb-biz.

Die Berliner Zeitung hat gemäß der unabhängigen Mediaanalyse 2005 täglich 446 000 Leser und ist damit Berlins größte Abonnementzeitung.
ISSN 0947-174x

KOMMENTARE

Die ersten Pflöcke von Kurt Beck

VON JÖRG MICHEL

Kurt Beck ist überall. Der kommissari-sche SPD-Vorsitzende ist kaum im Amt, und es gibt es kaum ein Thema, zu dem sich Beck nicht äußern würde: Eine Koalition der SPD mit der FDP halte er für möglich, ein Fondsmodell in der gesetzlichen Kran-kenversicherung sei mit ihm nicht machbar und die Kanzlerkandidatur, die halte er sich offen. Dies und noch viel mehr sagt Beck, und als Beobachter muss man schon auf-passen, da nicht den Überblick zu verlieren.

Kurt Beck dürfte es ähnlich gehen. Wie sonst soll man sich seine Äußerungen zum Thema Steuer erklären? Beck sagt, dass er mittelfristig die Steuern erhöhen will, damit der Staat mehr investieren kann. Das kann man so sehen. Doch Beck sagt dies, da viele die bevorstehende Erhöhung der Mehr-wertsteuer noch nicht akzeptiert haben und führt auch nicht aus, welche Steuern er meint. Beides ist fahrlässig. Denn das sorgt für Unsicherheit bei Bürgern und Firmen ausgerechnet in einem Moment, da die Wirtschaft wieder in Schwung kommt.

Zwar hat Beck Recht, wenn er sagt, dass der Staat zu wenig Mittel für Bildung und Infrastruktur hat. Doch er trägt dafür Mit-Verantwortung. Die SPD-geführte Bundes-regierung machte es möglich, dass Konzer-ne jahrelang keinen Cent Steuern zahlen mussten. Sie ließ es zu, dass Milliardenbe-träge in Uralt-Branchen wie die Steinkohle oder in Forschungsgräbern à la Transrapid versenkt wurden. Wenn Kurt Beck also erste politische Pflöcke einschlagen will, dann muss er auch sagen, wie er das korrigieren will. Also wer mehr zahlen sollte und wo ge-spert werden kann. So lange er das nicht tut, ist seine Präsenz allüberall nichts wert.

Ein Osterei für Telefonkunden

VON THOMAS H. WENDEL

Ostern ist die rechte Zeit für überra-schende Geschenke. Das muss sich der Chef der Bundesnetzagentur, Matthias Kurth (SPD), gedacht haben. Er hat deshalb Deutschlands Telefonkunden ein besonde-res Ei ins Nest gelegt: Von Juni an, entschied Kurths Regulierungsbehörde, müsse die Telekom die Tarife für die Mitnutzung ihrer Netze durch Wettbewerber senken.

Das ist vor allem eine frohe Botschaft für jene Kunden, die der Telekom den Rücken gekehrt haben. Die Konkurrenten des Konz-erns müssen schließlich künftig weniger an den Ex-Monopolisten zahlen. Diese Ein-sparungen werden über kurz oder lang bei den Konsumenten ankommen. Der intensi-ve Wettbewerb auf dem Markt wird dafür schon sorgen. Allein bei der Telekom ist das Gejammer wieder groß. Der Bescheid der Netzagentur bedeute Gewinneinbußen von 200 Millionen Euro binnen drei Jahren, er-rechneten flink Strategen des Unterneh-mens, dessen Aktie schon lange eine schlappe Nummer auf dem Börsenparkett abgibt. Und natürlich drohte der Konzern Kurth mit einem Gang zum Gericht.

Doch statt Geld in Prozessen zu verbren-nen, wäre die Telekom wesentlich besser beraten, ihr Angebot attraktiver zu machen. So könnte der Konzern das Gros seiner Fest-netz-Telefonate nicht mehr wie bisher in Vier-Minuten-Blöcken abrechnen, sondern wie die Konkurrenz im Ein-Minuten-Takt. Solche Kundenfreundlichkeit würde sich langfristig auszahlen. Und zwar gewiss mehr als jeder gewonnene Prozess, der 200 Millionen Euro bringt.

GLOSSE

Moptoddel

Meine Frau und ich haben 'ne Macke. Wir reden gern in Reimen. Beim Ge-schirrspüler-Ausräumen: „Du besitzt kein Grappaglas?/Dann zählst du nicht zur up-per class!“ Schon kugeln wir uns. Wir kön-nen auch oft gar nicht mehr reden, ohne dass der andere sofort ein geschütteltes Echo zurückwirft: „Ich: „Guck, da kommt die Straßenbahn.“ Sie: „Baßenstrahn?“ Das meiste ist sinnlos, manchmal aber kommt auch etwas echt Komisch-Verschrobenes raus. Glücksmomente nach 20 Jahren Ehe.

Ich: „Na, was macht der Rittmeister?“ – Sie: „Mit reist er!“ In der Stadt steht ein fet-ter BMW, Typ mit Sonnenblende, Goldkett-chen. Sie: „Russenmafia“ – Ich: „Mussen raf-fia!“. Beim Essenmachen, ich: „Unser guter Curryhahn ...“ – Sie: „... flog davon im Hur-rikahn!“ Am schlimmsten war's, als die Kin-der eine Serie sahen, in der es darum ging, Mädchen zu Mannequins aufzustylen. Ich rief: „Kleid' di um – wie Heidi Klum!“ Meine Frau schrie: „Und werd' aus einem Moptod-del – zum Topmodel!“ Wir brüllten. Die Kin-der blickten furchtsam und verließen schnell den Raum. Ich glaube, wir müssen mal zum Psychologen. *Torsten Harmsen*



Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung

Das Ego, nicht die Ehre

VON CHRISTIAN BOMMARIUS

Morde zur Verteidigung der Ehre gehören, wie jeder halb-wegs ungebildete Deutsche weiß, zur bevorzugten Betäti-gung islamischer Türken. Weil das so ist, berichten die Zeitungen alle paar Monate von einem „Ehrenmord-Prozess“ gegen junge türkische Männer in Deutschland, die die Gewissheit des Publikums mittels Dolch oder Pistole immer wieder auf die blutige Weise zu bestätigen scheinen. Be-merkenswerter als die Taten ist aber die Bereitschaft der Öffentlichkeit, das von den Tätern behauptete Motiv – die ver-letzte Ehre – ohne zu zögern als wahr zu unterstellen. Ebenso wie der vermeintli-che Ehrenmord kann sich diese Gutgläu-bigkeit auf eine lange Tradition berufen.

Jean Calas zum Beispiel hat sie am 10. März 1762 mit dem Leben bezahlt. Der 62 Jahre alte, protestantische Familienvater wurde in Toulouse – nach gründlicher Fol-ter – gerädert. Seine Richter hielten ihn und seine Familie für überführt, den ältes-ten Sohn Marc-Antoine getötet zu haben, weil dieser vom protestantischen zum ka-tholischen Glauben habe konvertieren wollen. Schon vor den Richtern hatte die -überwiegend katholische – Öffentlichkeit ihr Urteil über Vater Calas gesprochen. Zwar gab es keine schwer wiegenden Indi-zien für einen Mord – tatsächlich stellte sich der Tod des Sohnes später als Selbst-mord heraus –, kein Augenzeuge sprach gegen den Angeklagten, er selbst galt als tolerant, zumal in Glaubensfragen. Aber weil den Protestanten im katholischen Frankreich nicht zu trauen, aber ihnen al-les zuzutrauen war, wurde Calas schon vor der Anklage verurteilt.Voltaire hat diesen Fall seinerzeit bekämpft gemacht und die Rehabilitierung der Familie Calas erzwun-

gen. In einem offenen Brief klagte er: „Die Arroganz, die alle Menschen dazu zwin-gen will, so zu denken wie wir, ist eine schreckliche Leidenschaft; aber ist es nicht der Gipfel des Wahnsinns anzuneh-men, man könne die anderen zu unseren Dogmen bekehren, indem man sie stän-dig durch widerwärtige Verleumdungen in Empörung versetzt...?“

Ayhan Sürcü hat seine Schwester Hat-un ermordet. Mit drei Schüssen in den Kopf tötete er die 23 Jahre alte Mutter ei-nes kleine Sohnes, nach eigenen Anga-

„Hohes Gericht, für meinen Vater und für meine Brüder war ich nicht Tochter und nicht Schwester – ich war ein Spiegel.“

ben, nach Überzeugung des Gerichts und der Öffentlichkeit, weil er den westlichen Lebensstil seiner Schwester missbilligte und die Ehre der Familie beschmutzt sah. Was hat der Fall Sürcü mit dem Fall Calas zu tun? Anders als dieser hat jener den Mord tatsächlich begangen; anders als Jean Calas hat Ayhan Sürcü die Tat ge-standen und als Motiv die Konversion sei-ner Schwester vom Islam zur Shopping-Mall behauptet. Aber beide haben die Er-wartungen der Öffentlichkeit vortrefflich bestätigt – Jean Calas durch hartnäckiges Bestreiten der Tat, Ayhan Sürcü durch das bereitwillige Geständnis des Mordes und vor allem des Motivs.

Ein Mord aus verletzter Ehre? Vermut-lich ist das das einzige Motiv, das dem Tä-

ter die Tat und das Geständnis erlaubte, und es ist auch das einzige Motiv, das das über türkische Lebens- und Bewusst-seinsformen bestens unterrichtete deut-sche Publikum als selbstverständlich zur Kenntnis nahm. Aber welche Ehre wurde hier verletzt und welche verteidigt? Was bedeutet Ehre, wenn sie nur mit drei töd-lichen Schüssen auf die Schwester wie-derhergestellt werden kann?

Hätte das Opfer, hätte Hatun Sürcü als Zeugin vor Gericht erscheinen kön-nen, hätte sie vermutlich Folgendes er-klärt: „Hohes Gericht, für meinen Vater und für meine Brüder war ich nicht Toch-ter und nicht Schwester – ich war ein Spie-gel. Fiel ihr Blick auf mich, dann sahen sie sich selbst. Dann sahen sie, dass sie ihre alte Heimat zwar verloren, in Deutschland aber eine neue nicht gefunden hatten. Weil sie nicht in der Lage waren, hier ein neues Leben zu beginnen, blieben sie zu-rück im alten. So wurden sie Verlierer. Und sie verloren alles – sie verloren ihren Platz in der Gesellschaft, noch ehe sie ihn je ge-funden hatten, sie verloren ihren Platz in der Familie, denn als Patriarch hat ausge-spielt, wer nicht nur nicht mehr schützen kann, sondern selbst dringend Schutz und Hilfe benötigt, und sie verloren sich auch selbst – ein Blick auf mich genügte und ihr Selbstbewusstsein zersprang wie ein zerberstender Spiegel. Weil sie ihren Anblick nicht ertragen haben, zerschlu-gen sie den Spiegel. Nicht verletzte Ehre, ihr vernichtetes Ego gab dazu den Befehl.“

So könnte Hatun Sürcü sprechen. Nat-ürlich, das wäre für manchen entäu-schend – zu bemerken, dass die meisten deutschen Türken, zumal junge Frauen, genug Ego haben, um für die vermeintli-che Ehre nicht schießen zu müssen.

ist das Besorgnis erregende Fazit der ver-worrenen Wahltag: Dass ungeachtet der vernünftigen Gründe, die jeder italieni-sche Bürger hätte – besser: mit Sicherheit hat – Berlusconi Mitte-Rechts- Regierung abzuwählen, die Hälfte der Bevölkerung immer noch hinter dem Cavaliere steht. Sie hat ihn offenbar nicht für das gewählt, was er gemacht hat, sondern für das, was er darstellt: einen Mann, der sich über al-les hinwegsetzt, um das Eigene durchzu-setzen.

Damit hat der italienische Hang zum Individualismus eine Volte geschlagen, die schon einmal für das Land verhängnisvoll war: Er hat sich in Personenkult verkehrt. In diesen Tagen haben Vertreter von Ber-lusconis Koalition die siegreichen Kontra-henten vor Racheakten gewarnt, indem sie das Gespenst der Piazza Loreto be-schworen. Auf der Mailänder Piazza wur-den einst die Leichen Mussolinis und sei-ner Geliebten vom aufgebrachten Volk kopfüber gehängt. Soweit wird es wohl nicht kommen, bis sich Italien vom Ber-lusconi-Kult auskuriiert hat. Aber Berlusco-nis Haften an der Macht, die Hetze Tau-sender Berlusconi-Anhänger gegen die angeblichen linken Wahlfälscher stimmen nachdenklich. Piazza Loreto? Momentan sieht man einen Noch-Premier, der die Massen auf der Piazza anstachelt, weil er seine Niederlage nicht eingestehen will.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journa-listin und lebt in Berlin.



PRIVAT

rungsgegnern, Radikal- Liberalen und Li-beralsozialisten ein recht vollständiges Spiegelbild der italienischen Gesellschaft abgeben, die sich jetzt zusammenraufen muss, will sie aus den Ruinen herausfin-den, die fünf Jahre Berlusconi zurückge-lassen haben. Der Haken ist nur: Dieses Mitte-Links-Kunterbunt gibt bloß das Spiegelbild der einen Hälfte der Gesell-schaft wider. Die andere Hälfte hat Ber-lusconi gewählt. Sie hat ihn gewählt – trotz des institutionellen und ökonomischen Desasters, das er zu verantworten hat. Das

PRESSESTIMMEN

Die Eskalation des Atomstreits mit Iran be-schäftigt die nationale und internationale Presse. Es kommentieren Tageszeitungen in Brüssel, Zürich, Berlin und Frankfurt am Main:

DeMorgen

Es ist allgemein bekannt, dass der US-ame-rikanische Präsident George W. Bush die militärische Option jedenfalls nicht aus-schließt, trotz der schlechten Erfahrungen in Afghanistan und vor allem im Irak. Wohl gerade aus diesen beiden Gründen, dass die Militärstrategen rund um das Weiße Haus den Präsidenten dringend zur Vorsicht mahnen und ihn davor bewahren wollen, neben Afghanistan und dem Irak nun auch noch ein drittes militärisches Abenteuer einzugehen. Aber der US-Präsident bleibt davon überzeugt, dass dem „neuen Hitler“ Ahmadinedschad Benehmen beigebracht werden muss mit militärischer Spitzentechnologie, Atomwaffen womöglich einge-schlossen.

Neue Zürcher Zeitung

Ist Iran noch zu stoppen? Auf die bisher ver-folgte Weise vermutlich nicht. Alles hängt am Wörtchen „inakzeptabel“. Hätte Iran ein anderes Regime, wäre das Problem leichter zu ertragen oder gar zu bewältigen. Doch einen weiteren Regimewechsel manu mili-tari, mit Geheimdienst- oder andern Mit-teln zu betreiben, ist Wunschdenken und kaum das Gebot der Stunde. Die Kraft des iranischen Nationalismus wäre ohnehin nicht zu unterschätzen.

DIE WELT

Der iranische Präsident Ahmadi-Nedschad erklärt sein Land zum Nuklearstaat. Gleich-zeitig verkündet er frei nach Walter Ul-bricht: „Niemand hat die Absicht, eine Atombombe zu bauen.“ Der Westen glaubt Ahmadi-Nedschad nicht. Und auch Mos-kau wird skeptischer. Teheran aber über-geht die Warnzeichen, brüskiert den Chef der Atomenergiebehörde und setzt auf den Zwist im UN-Sicherheitsrat. Der Sicher-heitsrat wird das nicht akzeptieren können. Doch selbst wenn es zu keiner Einigung kommen sollte, sind Europa und die USA auch allein in der Lage, zu schmerzhaften Maßnahmen zu greifen. Eines muß Teheran klar sein: Eine atomare Bedrohung kann der Westen nicht hinnehmen.

Frankfurter Rundschau

Ahmadinedschad hat geprahlt. Es ist nicht das erste Mal. Offenkundig ist ein Motiv: Dem Sicherheitsrat wurde die Stirn gebo-ten. Iran ist groß, und wie die Zuhörer skan-dierten: Allah ist groß. Was in diesem Fall nicht viel mehr ist als ein Ausruf der Begeis-terung. Die herzustellen gelingt dem Prä-sidenten nicht durch die Verwirklichung sei-ner Wahlversprechen auf Wohlstand für alle. Dem Nationalismus Futter zu geben ist einfacher. Die Wirkung ist gleichwohl ver-heerend. Auf die Fortführung der Anreiche-rungs-Experimente hätte das Land verzich-ten sollen, bis das UN-Gremium über Sank-tionen befindet. Es besteht aber auf der zi-vilen Nutzung der Atomenergie und hat da-bei, so unbequem das der Außenwelt sein mag, das internationale Nuklearrecht (den Atomwaffensperrvertrag) auf seiner Seite.

Berliner Zeitung

PFLICHTBLATT DER BÖRSE
BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Dr. Uwe Vorkötter
Stellv. Chefredakteure: Brigitte Fehrl, Dr. Hendrik Munsberg
Geschäftsführender Redakteur: Holger Zöllner
Leitende Redakteure: Christian Bommarius, Thomas Leinkauf,
Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvester, Arno Widmann.
Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.
Nachrichten/Tagesthema: Jutta Kramm. Politik/Bundesbüro: Bettina Vestring, Holger Schmale (Pol. Korrespondent). Seite 3: Jochen Arntz, Feuilleton: Dr. Harald Jähner. Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter (Landespolitik), Wirtschaft: Matthias Loke. Sport: Jens Weinreich. Medien: Ralph Kotsch. Vermischtes: Bettina Cosack. Wissenschaft: Lilo Berg. Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler. Bild: Jane Dulfaga.
Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Berliner Pressegesetzes.
Art Director: Annette Tiedge. Chef vom Dienst: Bettina Urbanski.
Potsdam: Andrea Beyerlein.
Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja Tichomirova, Paris: Axel Viehl, Rom: Oliver Meiler, Washington: Olivia Schoeller.
Berliner Verlag GmbH
Geschäftsführer: Peter Skulimma.
Anzeigenleitung: Oliver Hauf.
Vertriebsleitung: Sandra Blühdorn, Stefan Wiegandt.
Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76
www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10171 Berlin. Besucher: Karl-Lieb-knecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 9; Fax: (030) 23 27 - 55 33; Internet: www.berliner-zeitung.de, E-Mail: leserbriefe@berliner-zeitung.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin;
Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50; Fax (030) 23 27 - 66 97
Es gilt: Anzeigenpreisliste Nr. 1,8, gültig seit 1.1.2006.
Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, Internet: www.berliner-zeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich 18,40 € einschli. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg 21,40 €; AboPlus, inklusive Stadtmagazin tip 21,75 € (nur in Berlin und Branden-burg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 10,95 €, außerhalb von Berlin und Brandenburg 11,95 €; Studentenabonnement Plus, inklusive Stadtmaga-zin tip 13,20 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Ar-beitskampf (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungs-ananspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informations-gemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen unter www.berliner-zeitung.de/agb-biz.

Die Berliner Zeitung hat gemäß der unabhängigen Mediaanalyse 2005 täglich 445 000 Leser und ist damit Berlins größte Abonnementzeitung.
ISSN 0947-174x

Berlusconi ist abgewählt, aber eine Rückkehr zu den guten alten Zeiten scheint illusorisch

Von Aureliana Sorrento

Es muss sich wohl um ein Missverständnis handeln, denke ich seit Wochen jedes Mal, wenn mir zum Ausgang der italienischen Parlamentswahlen gratuliert wird. Dazu, dass mein Heimatland den Cavaliere, diese für Nord-Europäer zwar höchst amüsante, zu feuilletonistischen Höhenflügen anregende, zur Bestätigung aller Italien-Klischees immer gute, aber ihrer Lächerlichkeit und ihrer Prozesse wegen leider ziemlich peinliche Figur, endlich losgeworden ist. Nun, ja, es stimmt, jetzt können wir aufatmen. Vorerst. Vorerst können wir uns einen Augenblick in dem frommen Glauben wiegen, dass nach Berlusconis Niederlage nun der Weg frei sei für die Rückkehr zur Normalität. Selbst wenn diese Normalität auf Grund der natürlichen Ordnung der italienischen Dinge aus dem sprichwörtlichen Polit-Theater bestehen soll. Jener Bühne, auf der parlamentarische Repräsentanten nichts Wichtigeres zu tun zu haben scheinen, als sich um Posten und Pöstchen zu zanken, an pseudoprogrammatischen Halbsätzen zu wetzen oder in großmütiger Pose im Rampenlicht Verzicht zu üben, um -machiavellisch, wie es sich gehört, und im Halbdunkel, wie eingeübt - Deals auszuhecken, von denen die Öffentlichkeit zunächst nichts erfahren darf. Back into the past. So unkt der "Economist". Und eine Sekunde noch können wir uns in Sicherheit wähnen, wenn wir das bestens informierte Blatt aufschlagen und lesen, dass, nach den ersten Schritten der Prodi-Koalition zu urteilen, Italien in die Vergangenheit abzurutschen droht. In manchen Lebenslagen ist selbst der kritischste Außenblick der beste Trost. Ob wir ihn, schon aus Gründen der seelischen Hygiene, noch ein wenig auskosten sollten? Weil uns der Schrecken noch im Nacken sitzt und der Gedanke, alles möge wieder seinen gewohnten, wenn auch holprigen und unerquicklichen Gang gehen, auf jeden Fall beruhigend wirkt? Back into the past? Schön wär's. In der nicht mal allzu entfernten Vergangenheit war die Welt südlich der Alpen noch sauber und wohlthuend klar getrennt: Auf der einen Seite war man links, auf der anderen rechts. Eine Konfrontation, in der sich zwei Kultur-Welten gegenüberstanden, und die einen entscheidenden Vorteil mit sich brachte: Jeder wusste, wo er hingehörte, was er sollte und wer er war. Auf der einen Seite waren jene, die 1968-69, wenn sie nicht selbst an den Streikposten vor den FIAT-Toren in Turin und an den Basiseinheitsskomitees in Mailand teilnahmen, auf jeden Fall mit den Arbeitern und Studenten mitgefiebert hatten. Auf der anderen waren die, die jeden Sonntag in die Kirche gingen, Beichte ablegten und die Kommunion empfangen. Es ist nicht abwegig anzunehmen, dass die Kinder derjenigen,

die der ersten Gruppe zugehörten und zirka die Hälfte der Dreißig- bis Vierzigjährigen von heute ausmachen, ähnlich aufgewachsen sind. Dass ihnen allen "Bella Ciao" als Schlaflied in die Wiege gesungen und ein paar Jahre später bei besonderen Anlässen ein rotes Tuch um den Hals gebunden wurde. So geschmückt und selbst rot vor lauter Stolz marschierten sie dann auf Papas Schultern auf jeder Demo mit und hielten sich bei den Feste dell'Unità die Ohren zu, wenn die Songs der linken Liedermacher aus den Boxen dröhnten. Spätestens mit zwölf wurde ihnen vermutlich Leo Trotzki's "Geschichte der russischen Revolution" in die Hand gedrückt, Ignazio Silones und Cesare Pavese's Romane, auf dass sie die Wahrheit über Faschismus, Weltkrieg und Partisanenkampf rechtzeitig erfuhren und "endlich aufhörten, realitätsverzerrende Romantik zu lesen". 1984, als Enrico Berlinguer, der KP-Chef, starb, da waren sie längst aufgeklärt über den Eurokommunismus, über Pro und Contra des "historischen Kompromisses", mit dem Berlinguers PCI der Democrazia Cristiana "die Hand reichte". Da wussten sie auch, dass es leider leider gar nicht koscher und auch nicht wirklich kommunistisch zugeing im kommunistischen Mutterland UdSSR. Die Fernsehbilder der Menschenmassen, die vor Berlinguers Bahre schluchzend die Faust streckten, der Anblick der Eltern, Onkel und Tanten, die fassungslos den Fernseher anstarrten, stellten einen wesentlichen Teil ihrer sentimental Erziehung dar. Die PCI, die Kommunistische Partei Italiens, war damals, trotz aller Abspaltungen, immer noch die Alma Mater der Linken - eine, an der man sich reiben, mit der man sich aber, Berlinguer sei Dank, auch identifizieren konnte. Als hätte man geahnt, dass sein Tod ihren Niedergang einläutete, trauerte man auch um sie bei seiner Beerdigung. Zu ihr hatte man eine emotionale Beziehung. Um die Partei-Ideologie, die in Italien ohnehin dauernd gerupft, umgewälzt und überarbeitet wurde, kümmerte man sich viel weniger. "Der Kommunismus waren wir", hat ein italienischer Schriftsteller gesagt, der 1969 vor den Toren einer FIAT-Fabrik als Streikposten gewacht hatte. Die Nachfolge-Generation kannte den Kommunismus zuallererst als Credo ihrer Großfamilie. Hätte jemand diese Nachfahren gefragt, wo er ansonsten zu Hause sei, hätten sie ohne Zögern "In Bologna" geantwortet. Nicht, weil der Regisseur Nanni Moretti die Stadt zur Kapitale ihrer familiären Utopia auserwählt hat. Dies ist erst in seinem halbdokumentarischen Film "Aprile" geschehen, als die Berlusconi-Ära schon angebrochen war, Utopia endgültig verloren und "Nach Bologna" tatsächlich schon wie Tschechows "Nach Moskau, Moskau, Moskau...!" klang. In

Moskau gab es keine echten Kommunisten mehr, dafür wiegelte der Cavaliere Berlusconi zur Jagd auf Kommunisten-Gespenster in Italien auf. In jener fernen Zeit aber, als noch die natürliche Ordnung der Dinge waltete und Italien sauber geteilt war, passte Berlinguers historischer Kompromiss viel besser in die Erfahrungswelt der italienischen Linken als jede dogmatische Abgrenzung. Denn die andere, breitere, rechte Seite des Landes, die sich der Linken entgegenstellte, bildeten damals Christdemokraten. Zumindest waren diese die einzigen ernstzunehmenden (und regierenden) politischen Gegner. Bei aller Dissonanz und trotz des Anscheins unüberwindbarer Unterschiede kamen sie und die Linken sehr gut miteinander zurecht. Freilich wurden kurz vor Wahlen die gegensätzlichen Weltbilder immer wieder betont. Die Kirche, die die Christdemokratische Partei unterstützte, propagierte die abstrusesten Kommunisten-Märchen allwöchentlich. Auch hatte sich Giulio Andreotti, der siebenmalige DCI-Ministerpräsident, auf der linken Seite der italienischen Sphäre schon früh einen Namen als ObermafiOSO gemacht; weshalb es ratsam war, das Gespräch nicht auf ihn kommen zu lassen, wenn Vertreter des linken und des rechten Italiens zusammentrafen. Dennoch: Sie trafen zusammen - und sie sprachen miteinander. Nicht nur: Über die politischen Grenzen hinweg gingen die freundschaftlichen Verhältnisse manchmal so weit, dass man Weihnachten und Ostern, Geburtstage, Hochzeiten und Taufen zusammen feierte. Und hatte man sich über das jüngste politische Ereignis ein paar Stunden hitzig gestritten, dann legte man Kubricks "Clockwork Orange" in den Videorecorder oder einen Tango auf den Plattenspieler - schon kehrte Ruhe ein. Der Katho-Kommunismus ist keineswegs eine Erfindung der "Don Camillo und Peppone"-Filmer gewesen. Für dieses im Grunde ziemlich friedliche Miteinander gab es schlichte historische Gründe. Hatte die Kommunistische Partei Italiens dank ihrer flächendeckenden Untergrundorganisation den antifaschistischen Widerstand nach 1943 am besten koordinieren können, so hatten auch Christdemokraten, Sozialisten, Republikaner, Liberale sowie kleinere Gruppierungen gegen die deutschen Besatzer und die Faschisten der Saló-Republik gekämpft. Die republikanische Nachkriegsverfassung - war sie etwa nicht als gemeinsames Werk aller politischen Kräfte entstanden, die sich gegen den Faschismus in den Nationalen Befreiungskomitees zusammengeschlossen hatten? Und hatte nicht schon Antonio Gramsci, der Gründer der Kommunistischen Partei Italiens, einen Zusammenschluss aller progressiven Kräfte der italienischen Gesellschaft angestrebt? Vom Stalinismus hielt er gar nichts, geschweige denn vom dogmatischen Sektierertum. Hauptsache, es gelang, eine "Kulturhegemonie" zu errichten. So, ganz nach Gramsci, gestaltete sich der politische Kampf

zwischen dem linken und dem rechten Italien im Alltag als Kultur-Kampf. Indem man dem Freund und politischen Gegner die einschlägigen Werke schenkte, und, mit ihm bei Tisch, die besseren Argumente servierte, setzte man sich für die Kulturhegemonie nicht nur angenehmer, sondern auch wirkungsvoller ein als durch Anfeindung. Geradezu kuriose Formen nahm der Kultur-Kampf dann an, wenn es um die Kindererziehung ging. Wurden etwa die Kommunisten-Kinder von den Christdemokraten-Kindern zu einem Tischtennispiel im Hof des Gemeindezentrums eingeladen, dem unausweichlich ein biblischer Vortrag folgte (vom Pfarrer höchstpersönlich oder von einer Nonne), war daraufhin der häusliche Vortrag darüber, dass und warum Jesus nicht Gott, sondern der erste Kommunist der Menschheitsgeschichte gewesen sei, auch nicht zu vermeiden. Die politischen Differenzen in Sachen Kindererziehung machten sich auch an anderer Stelle bemerkbar. Während überzogene Konsumwünsche im linken Lager regelmäßig mit dem Satz abgeschmettert wurden: "Ist es dir klar, dass das Ding ungefähr soviel kostet, wie ein FIAT-Arbeiter im Monat verdient?", durften unsere Schulkameraden aus dem Christdemokraten-Lager schamlos konsumieren. Zumindest aber Konsumwünsche äußern, ohne sich Gedanken über die Gehälter der FIAT-Beschäftigten machen zu müssen. Deshalb waren die Ersteren auf Letztere neidisch. Diese wiederum beneideten Ersterer dafür, dass ihnen fast alles erlaubt war, außer unpolitisch und faul zu sein. Früh hatten sie gelernt, autoritäre Anwendungen der Eltern mit der Anmerkung zu kontern: "Despotisch führst du dich gerade auf. Das ist völlig gegen deine Prinzipien!" Und wenn der Einwand beleidigte Mienen und endlose Diskussionen nach sich zog, waren diese Unannehmlichkeiten durchaus erfreulicher als ein vom Gottesgesetz gebotener Gehorsam. Aber sich gegenseitig wegen Jesus, Marx, Togliatti oder des Pfarrers anzukeifen, oder ob der kirchlichen Sexualmoral etwa - auf die Idee wären Linke und Rechte samt Nachkommen damals nie gekommen. Das entzweite Italien, das ich 1992 verlassen habe, war, obgleich es niemand merkte, eine Idylle. Dieses Land kannte Armut, Arbeitslosigkeit, Arbeiterkämpfe, Analphabetismus, Mafia-Kriege, Geheimdienstaffären, Rechts- und Links-Extremismus, terroristische Bombenanschläge, Banken- und Korruptionsskandale, Geheimlogen, Putschversuche und so weiter. Es kannte aber auch einen Konsens der Sprache. Diesseits und jenseits der Trennlinie, die sich zwischen den politischen Blöcken und gesellschaftlichen Lagern entlang zog, gab es eine Sprache - eine gemeinsame - in der alles verhandelt wurde: politische Ziele sowie Alltagsfragen, das Tagesgeschehen und die Weltanschauung. Ob der Vehemenz vielleicht, mit der diese Sprache manchmal verwendet wurde, fiel es damals niemandem auf, dass es auch ein anderes Italien gab. Eines, das nicht zur Sprache kam. Das

man nicht zu Wort kommen ließ. Bis 1992, solange das bewährte Parteiensystem der Nachkriegszeit Bestand hatte, war es ein Leichtes, dieses andere Italien zu ignorieren. Im Süden Italiens nannte man sie "cafoni rinisciuti". Eine abfällige Bezeichnung, die ungefähr "arrivierte Berghirten" bedeutete und für einen unzivilisierten und arroganten Menschenschlag stand, der allerdings nicht nur im Süden verbreitet war. Zu der Spezies zählte man die Nachbarn, die ihre Wohnung mit buntem Marmor ausgekleidet hatten, die eigene Türschwelle täglich blitzblank scheuerten, aber ihren Müll vom Balkon aus direkt auf die Straße warfen. Wenn man sie darauf hinwies, dass das Ergebnis ihres Müllentsorgungsverfahrens ziemlich unappetitlich war, und dass vor dem Haus Müllcontainer standen, belferten sie, die Straße sei schließlich öffentlicher Grund, mit welchem sie machen dürften, was sie wollten. Und wehe, man würde sich noch einmal in ihre Angelegenheiten einmischen! Dazu hatte wahrlich niemand Lust. Genauso wenig interessierte es jemanden, in Erfahrung zu bringen, was diese Menschen trieben, dachten oder gar: was für eine Partei sie wählten. Gelegentlich wunderte man sich über die Reichtümer, die sie offensichtlich anhäuften, denn gerne stellten sie schwarze BMWs, Nerzpelze und viel Gold zur Schau. Aber auch darüber zuckte man die Schultern. Mit "denen da" wollte man nichts zu tun haben. Und dass sie niemals eine politische Rolle spielen würden, war eine ausgemachte Sache. Man konnte sich einfach nicht vorstellen, dass sie an der Politik irgendein Interesse hegten. Das Einzige, das man "denen da" zutraute, war Geldgier. Also: Bloß immer auf Abstand halten, lautete die Devise. Die gleiche Haltung, die man gegenüber Faschisten und Mafiosi einnahm. Anfang der Neunziger ging das gesamte Parteiensystem Italiens baden. Die Kommunistische Partei schwor ihrer Vergangenheit ab, änderte ihren Namen und ihr Symbol und mutierte quasi über Nacht zu einer sozialdemokratischen Partei à la Blair. Die Democrazia Cristiana, die Sozialistische Partei und ihre Verbündeten zerbrachen in einer Reihe von Korruptionsskandalen. Während ein neuer Wind zu wehen schien, der die verkrusteten und korrupten Strukturen der so genannten "Ersten Republik" wegfegen sollte, entstand ein Vakuum, in dem die alten Koordinaten nicht mehr galten. Rechts? Links? Die Staatsanwälte des Mailänder Pools Mani Pulite bewiesen, dass nicht das Politische, sondern das private Interesse der höheren Polit-Chargen fast fünfzig Jahre lang Italien beherrscht hatte. Das Resultat war ein Land in der Führungs- und Identitätskrise, aber von der Aussicht berauscht, endlich würde Gerechtigkeit geschaffen. Jenseits der Parteien, weit weg von der Politik. Der erste Theatercoup des Silvio Berlusconi, der sein Fernsehimperium auf der Männerfreundschaft mit Sozialistenchef und Ministerpräsident Bettino Craxi gegründet hatte, war es, als Unpolitischer auf die

politische Bühne zu treten. Ein Prometheus für all jene, denen man bis dato nicht die Spur einer politischen Idee zugetraut hatte. In der Tat brachte er ihnen das Feuer zum Leuchten. Die Ära der "cafoni rinisciuti", der arrivierten Berghirten, begann. Nicht nur auf Sizilien, wo der neue Mann - sei es mit oder ohne Hilfe der Mafia - plebiszitäre Wahlerfolge erzielte. Auf den ersten Blick änderte sich nichts außer den Schlagzeilen der Zeitungen. Denn Berlusconi hatte schon in den Achtzigern angefangen, Italien zu ändern. Vom Italien, das mit ihm heraufzog, lieferte Federico Fellini im Jahre 1985 ein visionäres Bild. "Ginger e Fred", in dem Giulietta Masina und Marcello Mastroianni ein rührendes alterndes Tänzerpaar spielen, das in die Räder des Massenfernsehwahns gerät, war nicht mehr der überbordenden Fantasie eines Genies der Groteske geschuldet - es war wieder Neo-Realismus. An die allenthalben laufenden, Nonsense schallenden Fernseher hatte man sich anfangs der Neunziger bereits gewöhnt. Oder die Neurose entwickelt, beim Betreten eines Raumes, so weit es ging, alle Fernseher auszuschalten. Für mich, die ich an dieser Art Nationalneurose seit der Pubertät leide, wurden die Veränderungen nach 1992 bei meinen Familienbesuchen in Rom erst langsam merklich. Solange ich mich in meinem vertrauten Kreis aufhielt, schien das Leben so weiterzulaufen wie bisher. Sicher, die Zeitschrift "Avvenimenti", an der ich früher mitgearbeitet hatte, konnte den Berlusconiismus nicht überstehen. "Avvenimenti" wurde Ende der Achtziger von einer Gruppe von Alt-Kommunisten um den ehemaligen Moskau-Korrespondenten Claudio Fracassi gegründet. Freilich waren sie Alt-Kommunisten im italienischen Sinne: solche, die Gorbatschows Kurs befürworteten, aber die Wandlung der PCI in die neue "Linksdemokratische Partei" nur mit Bauchschmerzen hinnahmen. Als die Berliner Mauer fiel, knallten in der Avvenimenti-Redaktion die Korken. Franco Fracassi, der in Moskau aufgewachsene Sohn des Chefredakteurs, der dort die Funktion eines Schlussredakteurs, Reporters, Archivars, Quellenjägers, kurz des journalistischen Faktotums übernommen hatte, war an jenem 9. November so aus dem Häuschen geraten, dass man ihn überhaupt nicht gebrauchen konnte. Er hüpfte um die anderen an den Schreibtischen herum, sang laut vor sich hin und lud alle zum Tanz oder zur sofortigen Abreise auf. Wäre es nach ihm gegangen, hätte die gesamte Redaktion vom Zentrum Roms nach Berlin-Mitte beordert werden müssen, damit sie alle am Zerklopfen der Mauer eigenhändig mithelfen können. Aber die "Avvenimenti"-Gründer hatten sich vorgenommen, die Majorität der Italiener, die statistisch nur fernsah - und nur fernsieht -, durch einen für Italien neuen Journalismus britischer Prägung (das heißt durch zwar politische, aber für alle verständliche Artikel) in ein Volk von Zeitungslesern und Berlusconi-Gegnern zu verwandeln. Da aber das Gros des Werbeaufkommens, das unter den italienischen

Medien verteilt werden kann, von Berlusconi's Firma "Pubblitalia" kontrolliert wurde, bekam "Avvenimenti" keine Werbeaufträge, dafür Drohungen und Unterlassungsklagen zuhauf. Die Zeitschrift wurde eingestellt. Als eine Mitarbeiterin der ersten Stunde zu "Il sole 24ore" wechselte, dem Blatt des Industriellenverbands Confindustria, wurde auch mir klar, dass sich Italien stark verändert hatte. Als ich einmal eine Silvesterparty im Haus meiner Eltern in Rom veranstaltete, kam es zum Eklat. Da ich mittlerweile in Deutschland lebte und nur die Weihnachtsferien zu Hause verbrachte, hatte ich die Party-Organisation samt Gästeliste meinen römischen Freunden überlassen. Und da ich an dem Abend noch andere Gäste vom Bahnhof abholen musste, kam ich selbst erst zu der Party, als die meisten Gäste schon eingetrudelt waren und meine Mutter das Essen herumreichte. Zu meinem Erstaunen war mein Vater nicht in Sicht. Nach einem langen Hin und Her verklausulierter Botschaften, die mir Mutter und Schwester in verärgertem Ton zukommen ließen, verstand ich, dass er sich in seinem Zimmer eingesperrt hatte. Der Grund, so Mutter, waren zwei Gäste, die ich nicht hätte einladen dürfen. Einen solchen Satz hatte ich von meinen Eltern noch nie vernommen. Weder Asyl-Suchende aus Tallin, noch Heroinsüchtige auf Entziehungskur hatten sie je aus der Ruhe bringen können. Gastfreundschaft genoss bei ihnen jeder. Also suchte ich unter den Gästen den Casus belli, um ihn mir genau zu besehen. An den zwei Inkriminierten konnte ich aber, außer einem etwas eigentümlichen Geschmack, nichts Besonderes feststellen. Sie trugen künstlich schimmernde dunkle Anzüge, kleinkarierte Hemden und goldene Uhren auf den Manschetten. Die unerhörte Reaktion meines Vaters war erst einmal ziemlich rätselhaft. Vor zirka einem Jahr besuchte ich zum ersten Mal eine Versammlung von Anhängern der Berlusconi-Partei Forza Italia. Und da traten sie in Scharen auf, Braungebräunte jeden Alters in künstlich schimmernden dunklen Anzügen, karierten Hemden und mit goldenen Uhren auf den Manschetten. Es muss wohl in den Kreisen eine Art Uniform sein, dachte ich. "Aus welchen unterirdischen Höhlen sind all die Leute auf einmal hervorgekrochen?", fragte ich mich. Sie witzelten ununterbrochen. Über Gewerkschafter und Arbeitgebervertreter, über Homosexuelle, Kommunisten, Frauengruppen und Partisanenvereine, über moslemische Einwanderer und Moslems im Allgemeinen, über Historiker, Staatsanwälte, Antimafia-Richter und "linke Unternehmer". In ihren Witzen hießen all diese Kategorien von Bürgern "die Linken" und landeten alle beisammen vor einem Erschießungskommando. Erschießen schien da ohnehin ein beliebtes Wort zu sein. Und offensichtlich war die Geschichte des 20. Jahrhunderts extra für diese Menschen komplett neu geschrieben worden. Warum hatte man nicht statt Erich Priebke (ein SS-Offizier, der während der Besetzung Italiens 335 Zivilisten hatte erschießen

lassen) jenen "Idioten eines kommunistischen Widerstandskämpfers" vor Gericht gezerrt?, fragte einer. Durch seinen "terroristischen Anschlag" hatte der Idiot Priebkes Vergeltungsaktion ja erst provoziert. Erschießen sollte man die kommunistischen Idioten. Sofort. Mitsamt den Gewerkschaftern, die das Land in den Abgrund treiben würden. Es war kein Parteikader, der so sprach, sondern nur ein Parteigänger, und er meinte alles, sagte er, nur als Scherz. Den Studenten, denen ich im März dieses Jahres im römischen Hauptsitz der Forza-Italia-Jugend begegnet bin, war aber gar nicht nach Scherzen zu Mute. Sie meinten es ernst, als sie behaupteten, die "Linke" hätte "unsere Jugend" verdorben, sie zum Drogenmissbrauch angestiftet, sie den Hass auf Leben, Kirche, Familie und "gerechte Konkurrenz" gelehrt. Nur Silvio Berlusconi könne Italien vor dem Werteverfall retten. Und jeder, der gegen ihn sei, sei gegen das Gute. Im März war es noch möglich zu denken, solche Überzeugungen würde nur eine Minderheit der Italiener hegen, so blinder Eifer nur ein Häuflein umtreiben. Der 10. April hat aber alle eines Besseren belehrt. Nicht vor dem Herrn mit dem transplantierten Haaransatz bekamen wir an diesem Tag kalte Füße. Die Null vor dem Komma, die über das Wahlergebnis entschied, versetzte uns einen Schock. Es war jene Hälfte Italiens, von der wir bis vor kurzem nichts wussten. -----

- Foto (2): Anhänger Berlusconi's im März diesen Jahres beim Wahlkampf in Neapel. Das Land dramatisch verändert. Berlusconi nach einem Fernsehauftritt im Februar 2006 in Rom.
 Italien (I) Silvio Berlusconi Innenpolitik
 Allgemeines Länder-Porträt Männliche Person
 Reportage

Meinung

KOMMENTARE

Verdi müsste dankbar sein

VON THORSTEN KNUF

Mehr als drei Monate hat der Streik im Öffentlichen Dienst der Länder gedauert. Gestern Abend stimmt die Gewerkschaft Verdi einem Kompromiss zu, der eine deutliche Abweichung von der 38,5-Stunden-Woche nach oben festschreibt. Dennoch muss Verdi den Arbeitgebern fast dankbar sein: Sie haben die Gewerkschaft zwar lange vorgeführt, sie aber am Ende nicht gedemütigt.

Die Länder sind Absprachen eingegangen, die den Flächentarif weitgehend erhalten. Verdi kann seinen Mitgliedern sagen, der Kampf habe sich deshalb gelohnt. Doch es hätte auch anders kommen können: Die Arbeitgeber wissen, dass Verdi stark in den Kommunen, aber schwach in den Ländern ist. Dort kann die Gewerkschaft mit Streiks nur geringen Druck erzeugen. Die Länder hätten den Arbeitskampf noch lange aushalten und dem Flächentarif den Garaus machen können. Es ist bekannt, dass einige Ministerpräsidenten genau danach trachten. Spätestens bei der kommenden Tarifrunde wird sich die Frage nach der Zukunft des Flächentarifs wieder neu stellen.

Dieses Mal haben sich die Länder noch anders entschieden. Aus gutem Grund. Jetzt können sie den nächsten Gegner zappeln lassen: den Marburger Bund, der gerade die Ärzte an den Universitätskliniken und Landeskrankenhäusern streiken lässt. Mit dem Tarifabschluss im Öffentlichen Dienst haben die Arbeitgeber ein formidables Druckmittel in der Hand. Schließlich vertritt Verdi auch Klinikärzte – und auf zwei grundverschiedene Tarifverträge für dieselbe Berufsgruppe werden sich die Länder kaum einlassen müssen.

Verschleppung auf Vertragsbasis

VON ROLAND HEINE

Endlich: Das UN-Komitee gegen Folter hat die USA aufgefordert, ihr Gefangenenlager Guantanamo auf Kuba sowie sämtliche Geheimgefängnisse im Ausland zu schließen. Die Häftlinge müssten entweder freigelassen oder vor Gericht gestellt werden, verlangt der Ausschuss. Zudem sei die Anwendung aller Verhörtechniken, die auf Folter hinauslaufen, zu unterbinden.

Der Bericht ist eine schwere Niederlage für die Bush-Regierung, die in der Vergangenheit relativ erfolgreich dabei war, derart klare Stellungnahmen durch UN-Institutionen zu verhindern. Besonders wichtig ist, dass der Ausschuss seine Kritik an den USA nicht auf das Stichwort Guantanamo beschränkt, sondern den systematischen Charakter der Menschenrechtsverletzungen durch die USA deutlich werden lässt. Und der Bericht zwingt abermals dazu, über die Rolle der Europäer im Allgemeinen und die der Bundesrepublik im Besonderen nachzudenken. Denn neben den illegalen Folterflügen der CIA, von denen hier angeblich niemand etwas wusste, gibt es ein kaum debattiertes Problem: das 2003 von der EU mit den USA geschlossene Abkommen über erleichterte Auslieferung, das derzeit in den EU-Staaten ratifiziert wird. Es gibt den USA unter anderem die Möglichkeit, Gefangenentransporte aus einem Drittland in die Vereinigten Staaten via EU abzuwickeln, ohne dass die Betroffenen anschließend in den USA auch vor ein Gericht gestellt werden müssen. EU-Unterstützung für Gefangenenschleppungen, diesmal in offizieller Dokumentenform.

GLOSSE

Lebenswerk

Der Moderator sucht seine Chance, eine kleine Pause, ein Räuspern nur. Doch der Moderator hat keine Chance. Der Mann links von ihm auf dem Podium redet immer weiter, verliert sich in Anekdoten, hält seinen Basston auf Reiseflughöhe und spricht über sich in der dritten Person: „Der Moritz Hunzinger hat ja ...“ Der Moritz Hunzinger hat seinen Anteil daran, dass Rudolf Scharping, Cem Özdemir und Walter Döring ihre Karrieren knicken konnten. Und wahrscheinlich haben Scharping, Özdemir und Döring einen noch größeren Anteil daran, weil sie sich mit dem PR-Berater und Politik-Lobbyisten Hunzinger eingelassen haben, der sich noch immer für den Allergrößten hält. Er sitzt auf einer kleinen Bühne im Berliner Regierungsviertel und soll über Journalismus, Politik und Kommerz reden. Aber er redet über Hunzinger, Hunzinger und Hunzinger. „Die tausenden von Pressekonferenzen, die ich ...“ Da endlich sieht der Moderator eine Chance und unterbricht ihn: „Zu ihrem Lebenswerk kommen wir später.“ „Ja ...“, sagt Hunzinger. Und der Moderator muss fürchten, dass der Mann auf das Angebot zurückkommt. *Jochen Arntz*



BND beendet Überwachung von Journalisten

Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung

Alles muss raus

VON BRIGITTE FEHRLÉ

Geheimdienst und Demokratie sind ein Widerspruch in sich. Die Demokratie lebt von Öffentlichkeit und Transparenz. Die Geheimdienste vom Dunkelland und dem Verschweigen. Geheimdienste haben in der Demokratie nur deshalb eine Berechtigung, weil die Demokratie Feinde hat. Diese Feinde aufzuspüren, sie zu beobachten und an ihrem Tun zu hindern, ist ihre Aufgabe. Dafür brauchen sie einen gewissen Geheimnisschutz. Und damit sind wir in einer Grauzone mit unzähligen Schattierungen angelangt. Jeder, der sich mit den Geheimdiensten mehr als theoretisch beschäftigt, ist darin verweben.

Journalisten sind eigentlich die natürlichen Feinde der Geheimdienste. Journalisten wollen herausfinden, was Geheimdienste verbergen wollen. So weit ist die Sache einfach. Aber auch Journalisten, die sich den Geheimdiensten nähern, begeben sich in die Grauzone zwischen Öffentlichem und Geheimem. Es wäre eine Illusion zu glauben, dass jeder Journalist mit allem, was er erfährt oder weiß, sofort auf den Marktplatz rennt. Recherchen bei Geheimdiensten bedürfen in gewisser Weise der Geheimhaltung. Nicht nur Quellen, also Informanten, müssen geschützt werden durch Geheimhaltung. Manch einer schreibt auch etwas nicht, obwohl er es weiß, weil er noch etwas ganz anderes oder mehr erfahren will. Er agiert in der Grauzone – aber er tut das nur, um sie zu verlassen und der Öffentlichkeit aus genau diesem Innenleben zu berichten.

So sollte es jedenfalls sein. Wie wir inzwischen aber wissen, gibt es Journalisten, die die helle und die dunkle Welt nicht mehr voneinander unterscheiden können. Extremes Beispiel ist der Buchautor

und Kritiker des Bundesnachrichtendienstes Schmidt-Eenboom. Er glaubte, mit dem BND – wie er es nennt – Katz- und-Maus zu spielen. Er merkte gar nicht, dass er die Maus und nicht die Katze war und diese ihm längst das Genick gebrochen hatte. Es gibt andere, möglicherweise auch welche, die wir noch gar nicht kennen, die die Trennschärfe zwischen Recherchieren und Benutztwerden für sich selbst verwischt haben. Aus niederen Motiven oder aus Idealismus oder einfach aus Unerfahrenheit und Naivität. In der

Journalisten können und dürfen aber für sich selbst keine Sonderregeln fordern. Jedenfalls nicht unbeschadet.

Grauzone ist man allein, und es kann schnell geschehen, dass man die Orientierung verliert.

Weil das alles so ist, muss der Bericht über die Bespitzelung von Journalisten durch Journalisten an die Öffentlichkeit. Er muss in allen Teilen und ohne Einschränkung zugänglich gemacht werden. Es gibt einen einzigen Grund, der es rechtfertigt, Teile davon zu schwärzen: dass persönliche Informationen, die möglicherweise sogar unbeteiligte Dritte betreffen, die Öffentlichkeit nichts angehen. Das ist geltendes Gesetz.

Wer jetzt fordert – wie dies einige Journalisten tun – den Bericht über die Bespitzelung von Journalisten geheim zu halten oder zu zensieren, hat das Prinzip der

Grauzone entweder nicht verstanden oder verinnerlicht. In der Grauzone gedeiht die Komplizenschaft. Dort wird man zum Mittäter. Nur wer sich als solcher fühlt, wird die Geheimhaltung der Akten fordern. Jeder andere Journalist muss an Öffentlichkeit interessiert sein. Nur so können persönliche Integrität und der Ruf der gesamten Branche gewahrt werden. Nur so können wir lernen, wie die Dienste arbeiten, zu welchen Mitteln sie greifen. Das Argument, es stünde auch viel Falsches in den Akten und das müsse korrigiert werden, ist seinerseits falsch. Dieses Argument wird seit 16 Jahren von den Gegnern der Öffnung der Stasi-Akten verwendet. Und schon in diesen Fällen war und ist es ein Hilfsargument. Denn auch das Falsche sagt etwas Richtiges. Es erklärt die Arbeit der Dienste, ihre Irrungen und Wirrungen. Jede Korrektur an dem Bericht wäre eine Zensur.

Wer in der Vergangenheit wissen wollte, was Helmut Kohl am Telefon gesprochen hat, in welcher Weise Gregor Gysi mit dem DDR-Geheimdienst kungelte, wie oft die CIA über Deutschland geflogen ist oder wie Menschen in den Terrorverdacht kommen können, der muss auch zulassen, dass die Öffentlichkeit erfährt, wie und warum und von wem Journalisten ausgeschnüffelt wurden. Auch wenn dabei nicht nur Angenehmes oder eben auch Randbereiche von Persönlichem zu Tage gefördert werden, und gerade weil dadurch auch die Arbeit von Medien transparent wird. Das ist für Journalisten so unangenehm, wie es für jeden anderen unangenehm ist. Journalisten können und dürfen aber für sich selbst keine Sonderregeln fordern.

Jedenfalls nicht unbeschadet.

Die Kunst trägt Rosa

VON AURELIANA SORRENTO



gertum rekrutieren. Dieser im Schwinden begriffenen Klasse schreiben manche Theaterleute das dringende Bedürfnis zu, ihr ramponiertes Seelen nicht nur vormittags im Spiegel, sondern auch allabendlich auf der Bühne zu bestaunen. Wen wunderte es, würde nun in Berlin, nach der hinlänglich debattierten Neuen Bürgerlichkeit, die „Neue Empfindsamkeit“ ausgerufen?

Bedauernswerterweise befindet sich der staatlich subventionierte deutsche Theaterbetrieb gerade unter Rechtferti-

gungsdruck. Bei allgemeiner Geldknappheit wird die Frage, ob die öffentliche Hand die üppige Stadttheaterlandschaft weiterhin und im gleichen Umfang finanzieren könne und solle, häufiger aufgeworfen. Berlins Finanzsenator Thilo Sarrazin fände es z.B. gar nicht übel, wenn die hiesigen Theater, wie jene anderer Länder, ihre Kosten durch Eintrittsgelder und Sponsoring deckten. Als Diskutant zum Theaterkonzil eingeladen sagte er es klipp und klar. Vielleicht täte es den Berliner Konzil-Teilnehmern gut, sich in dem Lande umzuschauen, wo üblicherweise Konzile abgehalten werden. In Italien sind die Staats-Zuschüsse fürs Theater gering. Theatergruppen müssen als private Unternehmer agieren und um die Gunst einer politisch bestellten Organisation buhlen, die über die Zuteilung von Gastspielabenden in den Regionaltheatern entscheidet. Die Folge – von der musealen Beschaffenheit dessen abgesehen, was für gewöhnlich auf die „öffentlichen“ Bühnen kommt: Theatermacher sind von den Kulturpolitikern unmittelbar abhängig. Zweitens: kaum jemand geht ins Theater. Gleichzeitig bestürmen Massen die Stadien, um Kabarett zu sehen. Bizarrr? Mitnichten. Kabarett ist Politik plus Narrenfreiheit. Das geht offenbar jeden an. „Neue Bürgerlichkeit“ und „Neue Empfindsamkeit“ nur wenige. Mich gewiss nicht.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journalistin und lebt in Berlin.

PRESSESTIMMEN

Zum Rechtsextremismus in Deutschland bemerkt die Berliner

die tageszeitung

Es gibt in Deutschland Gegenden, in denen Schwarze um Fußballplätze und Bahnhöfe besser einen großen Bogen machen. Solche No-go-Areas liegen keineswegs nur, aber vor allem im Osten. Dass sich Nichtdeutsche oder nichtweiße Deutsche dort kaum gefahrlos bewegen können, ist ein Skandal – und nicht, dass Ex-Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye dies kritisiert hat. Doch mal wieder verteidigen ostdeutsche Politiker wie Matthias Platzeck das Ansehen ihres Landes. Der brandenburgische Innenminister Schönbohm meint sogar, dass solche Gegenden schlicht nicht existieren. Im Bericht des Brandenburger Verfassungsschutzes von 2005 werden 17 Orte aufgezählt, an denen rechtsextreme Subkulturen aktiv sind, die spontan auf alles losgehen, was anders aussieht als sie selbst. Vorgestellt hat den Bericht übrigens Jörg Schönbohm.

Den von der neuen italienischen Regierung angekündigten Rückzug der Truppen aus dem Irak kommentiert die Londoner Tageszeitung

Guardian

Romano Prodis Ankündigung zum Truppenabzug aus dem Irak kam nicht überraschend. Der neue Ministerpräsident hat dies in seiner ersten Rede seit der Regierungsbildung angekündigt und so die Dringlichkeit seiner Entscheidung betont. Es ist von Bedeutung, dass der Ministerpräsident eines Landes, das bislang zur „Koalition der Willigen“ im Irak-Konflikt gehörte, das Vorgehen im Irak als „schweren Fehler“ bezeichnet. Prodi will die italienische Außenpolitik wieder mit den Europäern abstimmen, statt wie sein Vorgänger Berlusconi mit den Amerikanern. Prodi hat offen gesagt, wie er über den Irak-Konflikt denkt, und damit vielen in Europa aus dem Herzen gesprochen. Argumente wie, „wir müssen den Job zu Ende bringen“, überzeugen niemanden mehr.

Das verschärfte französische Ausländergesetz und dessen mutmaßliche Folgen kritisiert die Pariser Tageszeitung

Libération

Frankreich wird ab dem 30. Juni ein merkwürdiges Land werden: Tausende von Kindern werden dann im Untergrund leben. Sie werden sich verstecken, um nicht aus Frankreich ausgewiesen zu werden – dem Land, in dem sie geboren wurden – denn ihre Eltern werden ohne Aufenthaltserlaubnis nicht mehr bleiben dürfen. Doch überall in Frankreich organisiert sich, ausgehend von den Klassenzimmern, eine Welle der Solidarität und dahinter stehen oft die Klassenkameraden dieser Kinder. Innenminister Nicolas Sarkozy versteckt sich hinter seiner verwaltungstechnischen Logik, der Logik der Zahlen von Abschiebungen, die er morgen den Wählern präsentieren will. Doch wenn es um Kinder geht, könnte sich dieses Rechnung als explosiv erweisen: Denn glücklicherweise gibt es noch Franzosen, die sich an einen alten Slogan erinnern, der immer mehr in Vergessenheit gerät: „Frankreich – Land des Asyls“.

Berliner Zeitung

PFLICHTBLATT DER BÖRSE
BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Dr. Uwe Vorkötter

Stellv. Chefredakteure: Brigitte Fehrlé, Dr. Hendrik Munsberg

Geschäftsführender Redakteur: Holger Zöllner

Leitende Redakteure: Christian Bommaris, Thomas Leinakop,

Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvester, Arno Widmann.

Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.

Nachrichten/Tagesthema: Jutta Kramm. Politik/Bundesbüro: Bettina Vestring, Holger Schmale (Pol. Korrespondent). Seite 3: Jochen Arntz. Feuilleton: Dr. Harald Jähner. Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter (Landespolitik), Wirtschaft: Matthias Loke. Sport: Jens Weinreich. Medien: Ralph Kotsch. Vermischtes: Bettina Cosack. Wissenschaft: Lilo Berg. Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler. Bild: Jane Dullaqaar.

Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Berliner Pressegesetzes.

Art Director: Annette Tiedge. Chef vom Dienst: Bettina Urbanski.

Potsdam: Andrea Beyerlein.

Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja Tichomirova, Paris: Axel Viehl, Rom: Oliver Meiler, Washington: Olivia Schoeller.

Berliner Verlag GmbH

Geschäftsführer: Peter Skulimma.

Anzeigenleitung: Oliver Hauf.

Vertriebsleitung: Sandra Blühdorn, Stefan Wiegandt.

Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76

www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10171 Berlin. Besucher: Karl-Liebknecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 9, Fax: (030) 23 27 - 55 33; Internet: www.berliner-zeitung.de, E-Mail: leserbrieft@berliner-zeitung.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin; Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50; Fax (030) 23 27 - 66 97 Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 18, gültig seit 1.1.2006.

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, Internet: www.berliner-zeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich 18,40 € einschli. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg 21,40 €; AboPlus, inklusive Stadtmagazin tip 21,75 € (nur in Berlin und Brandenburg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 10,95 €, außerhalb von Berlin und Brandenburg 11,95 €; Studentenabonnement Plus, inklusive Stadtmagazin tip 13,20 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungsanspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen unter www.berliner-zeitung.de/agb-biz.

Die Berliner Zeitung hat gemäß der unabhängigen Mediaanalyse 2005 täglich 445 000 Leser und ist damit Berlins größte Abonnementzeitung. ISSN 0947-174x

Meinung

KOMMENTARE

Fußball schauen mit dem Iran

VON DANIELA VATES

Nun kommt doch ein hoher Repräsentant der iranischen Regierung zur Fußball-Weltmeisterschaft: Der iranische Vizepräsident Mohammed Aliabadi wollte sich das Eröffnungsspiel in München ansehen und am Sonntag das erste Spiel der iranischen Mannschaft in Nürnberg besuchen.

Aliabadi gehört einer Regierung an, deren Präsident Mahmud Ahmadinedschad den Holocaust leugnet und das Existenzrecht Israels in Frage stellt. Aliabadi hat sich nicht von den Äußerungen seines Vorgesetzten distanziert. Das kann und muss man ihm vorhalten. Ein Besuchsverbot für die WM leitet sich daraus nicht ab, es wäre unverhältnismäßig und kontraproduktiv. Denn ein Verbot würde dem iranischen Präsidenten und seiner Theorie von der allgemeinen Iran- und Moslem-Phobie des Westens unnötig in die Hände spielen. Es wäre zudem eine Sanktion, die den hoch sensiblen diplomatischen Prozess über das iranische Atomprogramm gefährden könnte. Mit der Entscheidung, zunächst einmal nur den Vize-Präsidenten nach Deutschland zu schicken, hat auch der Iran gezeigt, dass er die Schwierigkeit der diplomatischen Verhältnisse durchaus zur Kenntnis genommen hat.

All das bedeutet nicht, dass man die Kritik der Diplomatie unterordnen sollte. Ein Anlass, in dem Sport und nicht Politik im Vordergrund steht, kann aber eine Möglichkeit sein, Beziehungen zu entspannen. Es ist ein Anlass, in dem kein politischer Druck aufgebaut werden muss. Es gibt die Möglichkeit informeller Kontakte. Das Zugangsrecht zur Fußball-Tribüne kann auch eine Chance sein.

Die späte Rache von Merck

VON PETER KIRNICH

Der Deal war eigentlich schon perfekt: Nachdem der Bayer-Konzern den Schering-Aktionären ein lukratives Angebot für den Kauf des Unternehmens unterbreitet hatte, rechneten viele Experten mit einer schnellen Abwicklung des Geschäfts. Zumal Bayer mit seinem freundlichen Angebot als sogenannter Weißer Ritter gilt: Mit seiner Offerte fegte Bayer einen feindlichen Übernahmeversuch des Berliner Konzerns durch den Darmstädter Konkurrenten Merck mit Pauken und Trompeten vom Tisch.

Folgt nun die Rache von Merck? So kann man es nennen. Denn klammheimlich kauften die Darmstädter Schering-Aktien auf dem freien Markt auf und verdoppelten ihre Anteile am Unternehmen auf zehn Prozent. Das muss den Riesen Bayer schmerzen, zumal die Schering-Aktionäre bisher nicht gerade mit wehenden Fahnen übergefallen sind. Nur 40 Prozent der Schering-Anteile befinden sich derzeit in Bayer-Hand, 75 Prozent müssen es sein. Sonst plattzt der Deal vorerst.

Was hat Merck vor? Das weiß derzeit niemand genau. Alles ist Spekulation – etwa, dass Merck Bayer zwingen will, den Kaufpreis für Schering-Papiere zu erhöhen. Dann könnte sich Merck von den zehn Prozent schnell wieder trennen und Kasse machen. Wahrscheinlicher ist aber, dass die Darmstädter strategische Ziele verfolgen. Sie würden gerne an der Partnerschaft teilhaben, das Schering-Vertriebsnetz nutzen, Patentrechte kaufen, Kooperationen eingehen. Das lässt sich leichter erkaufen, wenn man im Gegenzug lukrative Anteile bietet.

GLOSSE

Stunde der Patrioten

Letzte Meldung der Woche: Der neue polnische Bildungsminister fordert die Einführung des Fachs Patriotismus. Warum nur die Polen? Brauchen das deutsche Kinder nicht auch ganz dringend? Wir haben zwar keinen Pilsudski und Poniatowski, ansonsten aber alles, neuerdings sogar den Papst.

Deutscher Patriotismus-Unterricht, erste Stunde. Der Lehrer: „So, jetzt lassen wir mal das Kippeln und Quatschen. Kleine Patrioten sitzen gerade und blicken stets nach vorn! Erste Frage: Was haben wir Deutschen der Welt gegeben? Richtig, fast alles, von Airbag bis Zahnpasta. Denn wir sind das Land der Ideen. Sarah, Kopf von der Bank! Kleine Patrioten sind hellwach und stets am Erfinden. Ich meine jetzt nicht die Ausreden, warum ihr die Hausaufgaben wieder nicht gemacht habt. Wie lautete unsere Hausaufgabe? Richtig: Was schmiedete die deutsche Nation zusammen? Eure Urgroßväter hätten gesagt: die Schlacht von Sedan. Blut und Eisen. Schmiedete des Kaiserreichs. Und bei uns? Was, die Wiedervereinigung? Falsch. Basti weiß es. Richtig Basti: das Wunder von Bern. Schweiß und Leder. Eins rauf mit Mappe.“

Torsten Harmsen



Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung

Eine Kriegserklärung

VON CHRISTIAN BOMMARIUS

Nicht die Armut ist zu bekämpfen, sondern der Missbrauch des Sozialstaats durch die Armen. Nicht das Schicksal der Hartz-IV-Empfänger gehört ins Zentrum der Debatte, sondern ihr Versuch, diesem Schicksal mit legalen oder halblegalen, jedenfalls aber für den Staat, den „Steuerzahler“ kostspieligen Methoden zu entkommen. Darum ist beispielsweise überhaupt kein Problem, dass für immer mehr Menschen ohne Prozesskostenhilfe der Rechtsweg verschlossen bleibt, aber ein Skandal ist, dass die den Ländern dadurch entstehenden Kosten seit Jahren explodieren. Diesen Skandal haben jetzt sehr schön die Länder Baden-Württemberg und Niedersachsen erkannt und beschlossen, ihm herzlich ein Ende zu bereiten. Wer den Gesetzentwurf (Bundratsdrucksache 250/06) liest, der erfährt, dass Prozesskostenhilfe und deren „missbräuchliche Inanspruchnahme“ bisher offenbar untrennbar miteinander verbunden waren, vor allem aber lernt er, wie diesem Missstand nunmehr ein Ende bereitet werden soll – tritt das Gesetz in Kraft, dann ist das eine Kriegserklärung des Sozialstaats an die Bedürftigen.

Das Ende des – zuletzt vom SPD-Vorsitzenden Kurt Beck beklagten – Sozialmissbrauchs sähe danach folgendermaßen aus: Prinzipiell ist jeder Bedürftige verdächtig, sich die Prozesskostenhilfe erschleichen zu wollen. Diesen Generalverdacht haben Richter und Rechtspfleger zu überprüfen, einerseits durch Abfrage persönlicher Daten des Antragstellers bei Finanzämtern, Banken und Sparkassen, andererseits durch Erkundigung beim Arbeitgeber über die Höhe des Einkommens (womit der Arbeitgeber zugleich

von den Rechtsproblemen seines Angestellten erfährt). Und da nicht nur die Korruption nach dem Grundsatz des Gebens und Nehmens funktioniert, sondern künftig auch der Sozialstaat, hat der Empfänger der Prozesskostenhilfe für die Hilfe 50 Euro zu bezahlen, unabhängig vom Erfolg oder Misserfolg des Verfahrens.

Immerhin gehen die Autoren des Entwurfs nicht so weit zu behaupten, die Explosion der Kosten sei vor allem durch die „missbräuchliche Inanspruchnahme“ der Prozesskostenhilfe verursacht. Im Gegen-

Nichts gegen verbesserte Einkünfte der Anwaltschaft – aber ist das ein hinreichender Grund, die Armen zu potenziellen Verbrechern zu erklären?

teil: „Die Gewährung von Prozesskostenhilfe belastet die Staatskasse in erster Linie durch Zahlungen an beigeordnete Rechtsanwälte.“ Diese Zahlungen haben sich seit 1981 vervielfacht, von 2002 auf 2003 stiegen sie in der ordentlichen Gerichtsbarkeit – Zivil- und Straferichte – um 20 Prozent. Nichts gegen verbesserte Einkünfte der Anwaltschaft – aber ist das ein hinreichender Grund, die Armen zu potenziellen Verbrechern zu erklären und ihnen die grundgesetzliche Rechtsweggarantie (Art. 19 Abs. 4 GG) aufzukündigen?

Über die Grenzen des Sozialstaats, über seine Leistungsfähigkeit, seine Leistungsbereitschaft und seine Leistungsverpflichtung lässt sich reden. Indiskutabel aber ist, Leistungskürzungen mit dem Ge-

neralverdacht des Missbrauchs zu begründen. Nicht nur indiskutabel, sondern beeindruckend in ihrer Trivialität war die Aufforderung Kurt Becks an die Hartz-IV-Betroffenen, „nicht alles herauszuholen, was geht“. Denn erstens gehört der Grundsatz „Jeder nimmt sich, was er kann“ längst zur mentalen Grundausstattung eines Bundesbürgers – ohne ihn wäre die Branche der Steuerberater längst zusammengebrochen. Zweitens wäre, selbst wenn jeder zweite Hartz-IV-Empfänger durch Lug und Trug seine Armut veredelte, der Schaden des Fiskus noch immer lächerlich gering verglichen mit dem, was ihm Jahr für Jahr durch Steuerhinterziehung entgeht.

Das Vergnügen, das nicht nur der weit aus größte Teil der so genannten Leistungselite an dieser Form des Betrugs empfindet, wird noch übertroffen von der Unerschütterlichkeit des Bewusstseins, keineswegs Täter der Steuerhinterziehung zu sein, sondern Opfer des Staates, dessen ungerechtes Steuerrecht die Hinterziehung geradezu erzwingt. Dieses Bewusstsein hat bemerkenswerte Folgen. Der Schaden, der dem Staat jährlich durch Steuerhinterziehung (und nicht gezahlte Sozialabgaben) entsteht, beläuft sich auf rund 200 Milliarden Euro – und abgesehen von Bußgeldern haben die Täter keine Bestrafung zu fürchten. Denn eher spaziert ein Steuerhinterzieher mit einem Kamel durch ein Nadelöhr als ins Gefängnis. Das ist tröstlich, denn flexibel ist die Leistungselite nur auf freiem Fuß. Aber wir sollten uns daran erinnern, wenn demnächst wieder einmal der Skandal einer rechtswidrig öffentlich bezuschussten Nutzung einer elterlichen Einliegerwohnung das Land erschüttert.

abzugeben. Was er und seine Statthalter nicht mehr leisten können, wird vom Individuum verlangt. Zivilcourage, beispielsweise gegen rechte Gewalt, Initiative, Bürgersinn, Menschlichkeit, Altruismus, demokratische Werte, und was man sich in einer heilen aber dynamischen Welt alles noch wünschen kann.

Als die Debatte um rechtsextreme Gewalt in Ostdeutschland und darum, ob es hier für Ausländer lebensgefährliche Gebiete tatsächlich gäbe, noch kochte, schaltete ich eines Morgens das Radio ein. Ich kann nicht sagen, ob mich das, was aus den Lautsprechern tönte, deshalb ärgerlich stimmte, weil ich meinen zum Aufwachen unentbehrlichen zweiten Espresso noch nicht getrunken hatte. Da bemängelte ein wichtiger Volksvertreter, dass viele Eltern in manchen Gegenden Ostdeutschlands nicht in der Lage seien, ihre Kinder zu liberalen und gewaltfreien Bürgern zu erziehen. Und vor oder nach Koffeinschub: Kann man von einer Eltern-Generation, die in einer Diktatur aufgewachsen ist, jetzt womöglich von Hartz IV lebt, und gerade des Sozialmissbrauchs pauschal bezichtigt wird, ernsthaft verlangen, dass sie ihren Kindern Humanität und demokratische Werte beibringt? Sollten nicht eher jene, die so salbadern, sich darum kümmern? Aber klar, wir wissen schon: Sie müssen sparen.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journalistin und lebt in Berlin

PRESSESTIMMEN

Die 1943 geborene russische Schriftstellerin Ljudmila Ulitzkaja erklärt im

Freitag

Für alle, die sich selbst nichts vormachen, war der Chodorkowski-Prozess traumatisierend. Wir haben wieder ein System der Einschüchterung und da bekommt man es tatsächlich mit der Angst. Chodorkowski ist nicht mehr und nicht weniger schuldig als die anderen, die in den letzten Jahren zu Reichtum gekommen sind. Trotzdem wird er als Schuldiger hingestellt und verurteilt. Deshalb müssen heute alle, die es zu Reichtum gebracht haben, Angst haben. Ich gehöre zwar nicht dieser Kategorie an, doch ist es wirklich beängstigend, wenn jemand sozusagen als Warnung für andere willkürlich bestraft wird. Das erinnert sehr an die Prozesse der Vorkriegszeit, als niemand sicher sein konnte, dass er nicht morgen das Opfer sein wird. Es ist eine sehr beunruhigende Situation.

Der Nationalismus sieht seinen Feind heute in den kaukasischen Völkern. Die Juden sind im Alltag von heute nicht mehr der wichtigste Feind. Vor kurzem wurde in Petersburg ein tadschikisches Mädchen von Jugendlichen der „Schwarzhemden“ erschlagen. Die sind absolut blind und verwahrlost, eine unheimliche Herde, die nur auf ein Signal zu warten scheint. In der russischen Provinz, wo es keine Arbeit gibt, das Leben armselig und die Versorgungslage schlecht ist, entstehen viele solcher Brigaden. das ist sehr beunruhigend. Man könnte etwas dagegen machen, doch diese Bewegung scheint eine elementare Unterstützung zu genießen, denn es gibt eine Woge der Sympathie, die ihr entgegenschlägt. Dass diese Bewegung von oben dirigiert wird, steht für mich außer Zweifel.

Ich möchte mein Land nicht verlassen, doch ich schließe nicht aus, dass sich die Lage irgendwann so verändert, dass ich dazu gezwungen sein werde. Ich gehöre nicht zu denjenigen, die mit der Macht kämpfen. Ich habe nicht gegen die sowjetische Macht gekämpft und kämpfe nicht gegen die, die heute an der Macht sind. Beide sind mir ziemlich unangenehm. Die Frage ist, wie lange sie meine Anwesenheit ertragen werden und die Bestimmtheit meiner Ansichten. Während mir in jungen Jahren schien, das man alle Probleme lösen kann, wenn man sich nur lange genug damit beschäftigt, habe ich im Laufe der Zeit verstanden, dass es eine große Zahl von Problemen gibt, die man nicht lösen kann. Wie viele chronische Krankheiten, die man nicht heilen kann, mit denen man einfach zu leben lernen muss.

Der Literaturwissenschaftler George Steiner sagt in einem Interview im

magazinlittéraire

Ich leugne die Schrecken des Gulag nicht und mich ekelte vor allen, die ihre stalinistische Vergangenheit leugnen, aber der Kommunismus war eine ungeheure Hoffnung. Es gibt im Marxismus – das ist sehr jüdisch – eine verrückte Überschätzung des Menschen. Er bringt uns dazu zu glauben, wir seien Wesen, die zur sozialen Gerechtigkeit fähig wären. Ein schrecklicher Irrtum, den zig Millionen Menschen mit ihrem Tod bezahlt haben, aber eine generöse Idee und ein großes Kompliment an die Menschheit.

Berliner Zeitung

PFLICHTBLATT DER BÖRSE
BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Josef Depenbrock

Stellv. Chefredakteure: Brigitte Fehrl, Dr. Hendrik Munsberg

Geschäftsführender Redakteur: Holger Zöllner

Leitende Redakteure: Christian Bommarius, Thomas Leinkauf,

Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvester, Arno Widmann.

Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.

Nachrichten/Themen: Jutta Kramm. Politik/Bundesbüro: Bettina Vestring, Holger Schmale (Pol. Korrespondent). Seite 3: Jochen Arntz, Feuilleton: Dr. Harald Jänner. Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter (Landespolitik), Wirtschaft: Matthias Loke. Sport: Jens Weinreich. Medien: Ralph Kotsch. Vermischtes: Bettina Cosack. Wissenschaft: Lilo Berg. Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler. Bild: Jane Dulfagaar.

Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Berliner Pressegesetzes.

Art Director: Annette Tiedge. Chef vom Dienst: Bettina Urbanski.

Potsdam: Andrea Beyerlein.

Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja Tichomirova, Paris: Axel Viehl, Rom: Oliver Meiler, Washington: Olivia Schoeller.

Berliner Verlag GmbH

Geschäftsführer: Peter Skulimma.

Anzeigenleitung: Oliver Hauf.

Vertriebsleitung: Sandra Blühdorn, Stefan Wiegandt.

Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76
www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10171 Berlin. Besucher: Karl-Liebknecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 9, Fax: (030) 23 27 - 55 33; Internet: www.berliner-zeitung.de, E-Mail: leserbriefe@berliner-zeitung.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin; Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50, Fax (030) 23 27 - 66 97
Es gilt: Anzeigenpreisliste Nr. 18, gültig seit 1.1.2006.

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, Internet: www.berliner-zeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich 18,40 € einschli. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg 21,40 €; AboPlus, inklusive Stadtmagazin tip 21,75 € (nur in Berlin und Brandenburg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 10,95 €, außerhalb von Berlin und Brandenburg 11,95 €; Studentenabonnement Plus, inklusive Stadtmagazin tip 13,20 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungsanspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen unter www.berliner-zeitung.de/agb-biz.

Die Berliner Zeitung hat gemäß der unabhängigen Mediaanalyse 2005 täglich 445 000 Leser und ist damit Berlins größte Abonnementzeitung.
ISSN 0947-174x

KOMMENTARE

Nur
elf?

VON CHRISTIAN BOMMARIUS

Es ist unmöglich, die Korruption in der Autobranche zu betrachten und nicht zugleich die Korruption in der Baubranche. Wer aber über die Korruption in der Baubranche schreibt, darf natürlich nicht die Korruption in der Gesundheitsbranche übersehen, wobei in diesem Falle auch die Korruption in der Das Bemerkenswerteste an der Korruption in Deutschland ist, dass sie bis heute als Einzelfall wahrgenommen wird. Tatsächlich weisen etwa 3000 Korruptionsfälle, die die polizeiliche Kriminalstatistik im Jahr registriert, und rund 500 Verurteilungen pro Jahr dem Delikt einen eher unteren Platz auf der Skala der beliebtesten Delikte zu. Andererseits ist unter Experten umstritten, ob die Dunkelzahl der Korruption in Deutschland mit 95 Prozent anzusetzen sei oder wohl doch eher mit 98 Prozent. Auch ist nicht entschieden, ob der durch Korruption verursachte Schaden noch in zwei- oder schon in dreistelliger Milliardenhöhe zu beziffern sei. Ohne Widerspruch bleibt nur die Behauptung, Korruption sei überall, wo sie gesucht werde. Das ist der einzige Grund, warum man ihr in Deutschland bis heute so selten begegnet – denn Korruption ist nirgends, wenn niemand nach ihr sucht.

Die Staatsanwaltschaft in Frankfurt am Main hat jetzt wieder einmal gesucht, also gefunden. Interessanter als die Nachricht, dass elf Zulieferer-Firmen der Autobranche unter Verdacht geraten sind, wäre die Auskunft, welche Firmen nicht unter Verdacht geraten sind. Denn das möchte man schließlich doch gerne wissen: Wie sie es geschafft haben, nicht unter Verdacht zu geraten.

An die Weltspitze
katapultiert

VON EWALD B. SCHULTE

Mit ausdrücklicher Rückendeckung ihrer Regierung haben Spaniens Energie-Regulierer alle Register gezogen, um dem deutschen Energieriesen Eon den Spaß an der Übernahme des größten iberischen Stromversorgers Endesa doch noch zu verleiden. Erfolg haben werden sie damit kaum, da ein Teil der verfügbten Auflagen wie etwa die komplette Abgabe der nuklearen Stromerzeugungssparte oder der Verzicht auf die besonders lukrative Stromversorgung der spanischen Ferieninseln mit den Wettbewerbsregeln des europäischen Binnenmarktes kaum vereinbar ist.

Es wird also noch intensive Verhandlungen geben, in denen sich Eon – diesmal übrigens mit ausdrücklicher Rückendeckung der Brüsseler EU-Kommission – um eine Abmilderung der Auflagen bemühen wird. Daran aber, dass der spektakuläre Milliarden-Deal zu Stande kommt, besteht spätestens jetzt kein Zweifel mehr.

Eon katapultiert sich mit der Endesa-Übernahme an die Weltspitze der Strom- und Gaskversorgung. Davon können neben den Aktionären auch die Verbraucher profitieren. Immerhin repräsentiert der neue Konzern mit mehr als 50 Millionen Kunden eine immense Marktkraft, die auch von sonst sehr selbstbewusst agierenden Energielieferanten wie der russischen Gasprom nicht einfach ignoriert werden kann. Zudem ist der Konzern spätestens jetzt in der Lage, die für die Versorgungssicherheit zwingend notwendigen, aber sündhaft teuren Investitionen in den Flüssiggassektor aus eigener Kraft zu schultern.

GLOSSE

Telegramm II

Tante Frieda, 82, aus Berlin, will ein Telegramm schicken: Onkel Willi liegt im Krankenhaus in Stuttgart und wird 75. Tante Frieda wählt die Nummer des Kundendienstes der Telekom. Es meldet sich die nette Stimme eines jungen Mannes. „Herzlichen Glückwunsch und baldige Genesung. Friedel“, will Tante Frieda telegrafieren. Bis zu zehn Wörter kosten 14,83 Euro, billiger wird's nicht. – Gibt's auch Schmuckblatt? – Ja. – Wie sehe ich das? – Im Internet. – Hab ich nicht. – Ich kann Ihnen die beschreiben, sagt der junge Mann und klärt Tante Frieda auf, dass nur noch Inland geht. Tante Frieda ist froh, dass sie nicht nach Brasilien telegrafieren muss. Und ausgeliefert werde das Telegramm sowieso erst am nächsten Tag, sagt die Stimme. Und bitte legen Sie nicht auf, beantworten Sie jetzt die Fragen nach Ihrer Zufriedenheit mit dem Kundendienst. – Ich bin ganz und gar nicht zufrieden, empört sich Tante Frieda, der Geburtstag ist heute! Nur mich, sagt der junge Mann, Sie sollen nur mich bewerten, nicht die Dienstleistung der Telekom. Eins, sagt Tante Frieda, sehr gut. Dann schreibt sie Willi einen Brief.

Renate Rauch



Verliert die Hisbollah Sympathien?

Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung

Kein Platz für die Uno in Nahost

VON ROLAND HEINE

Es ist grotesk. Nach dem Bundesaußenminister und diversen anderen europäischen Politikern hat gestern auch ein US-Außenamtssprecher das Statement der israelischen Regierung kritisiert, wonach diese sich durch die Krisenkonferenz in Rom zur Fortsetzung der Angriffe im Libanon ermächtigt sehe. Der Sprecher nannte die Erklärung sogar skandalös – ganz so, als ob nicht gerade der Kurs der USA Israel zu dieser Interpretation ermutigt hätte. Seit dem 12. Juli, als Israel als Antwort auf die Entführung zweier Soldaten seine gewaltige Militärmaschinerie in Bewegung setzte, starben im Libanon hunderte Zivilisten, Hunderttausende sind auf der Flucht. Und dennoch verhinderten die Vereinigten Staaten sowohl am Mittwoch in Rom als auch Donnerstag im UN-Sicherheitsrat sogar das Selbstverständlichste: einen Aufruf zu sofortiger Waffenruhe. Wenn das keine Aufforderung zum Weiterbomben ist, was dann?

Da das Unverhältnismäßige am israelischen Vorgehen unübersehbar ist, wird das Geschehen im Libanon inzwischen immer häufiger zum Existenzkampf des Staates Israel hochstilisiert. Demnach hat der Iran die Absicht, mittels der Hisbollah einen Nahostkrieg zu provozieren, um von seinem, ebenfalls gegen Israel gerichteten, Atomprogramm abzulenken und einen islamischen Schulterschluss zu bewirken. Diese Argumentation ist nicht einmal logisch. Zum einen braucht der Iran auch US-Geheimdiensten zufolge noch viele Jahre bis zur Atombombe – was nützt es dann, im Sommer 2006 einen Krieg anzuzetteln? Zweitens war von vornherein klar, dass die Entwicklung im Libanon den Hardlinern in Washington

neuen Auftrieb geben würde – keine Ablenkung vom Atomprogramm also. Und schließlich zeigte schon die verhaltene Reaktion der arabischen Regierungen auf die US-Invasion im Irak, dass ein Schulterschluss der islamischen Welt unwahrscheinlich ist.

Viel plausibler ist dagegen eine andere Lesart: Israel geht davon aus, dass die USA tatsächlich den Iran angreifen. Es hat eine aktuelle Provokation durch die Hisbollah genutzt, um in enger Abstimmung mit Washington eine seit langem geplante

Wie und vor allem wann man übereinkommt, ist völlig unklar. Bis dahin gilt Israels Interpretation der Rom-Konferenz: einfach weitermachen.

große Militärkampagne gegen den Verbündeten Teherans vor der eigenen Haustür zu starten. Flurbereinigung vor der großen Schlacht sozusagen. Für diese Sicht spricht Einiges. Da sind die von Beginn an martialischen Reaktionen Israels auf die Soldatenentführung, das offensichtliche Timing zwischen Israel und den USA bis hin zu aktuellen Waffenlieferungen (Laserbomben), schließlich die wieder lauter werdenden Forderungen der Falken in Washington, nun doch endlich gegen den Iran loszuschlagen.

Das israelische Verhalten gegenüber der Uno passt jedenfalls in dieses Bild. Ob die Tötung der vier Unifil-Beobachter in Chaim nun im Wortsinne vorsätzlich war oder nicht, spielt dabei nicht die entschei-

dende Rolle. Fest steht doch, dass das fragliche Areal stundenlang von der israelischen Armee beschossen wurde. Auch dass es immer wieder Appelle an die israelische Seite gab, den Beschuss wegen der Gefahren für die Blauhelme einzustellen, ist nicht bestritten worden. Das Leben der UN-Soldaten wurde also zumindest bewusst riskiert – was nichts anderes heißt als: Verschwindet aus dem Libanon!

Inzwischen scheint das Ziel erreicht, wie gestern bekannt wurde, zieht die Uno ihre Blauhelme offenbar ab. Unabhängige internationale Beobachter des Krieges im Südlibanon wird es damit nur noch wenige geben. Zugleich aber ist mit dem UN-Abzug eine wichtige Vorentscheidung über den Charakter der vieldiskutierten internationalen Nahost-Sicherheitsgruppe gefallen. Neue Blauhelme unter der breiten Kontrolle der Vereinten Nationen, von Israel ohnehin nicht gewollt, werden wohl kaum noch entsandt werden. Statt dessen ist die Wahrscheinlichkeit gestiegen, dass eine solche Truppe, käme sie zu Stande, westlich geführt würde.

In einer Phase, da im UN-Sicherheitsrat große Uneinigkeit darüber besteht, welches Mandat ein solches Militärkontingent haben könnte, ist diese Entwicklung von zusätzlicher Brisanz. Denn die USA und Israel wollen eine Truppe zur Entwaffnung und Auflösung der Hisbollah, UN-Generalsekretär Kofi Annan dagegen möchte in erster Linie Hilfe für die Flüchtlinge und Unterstützung für die libanesische Armee. Auch Russland, China und Frankreich wollen eine Stärkung des Staates Libanon. Wie und vor allem wann man übereinkommt, ist völlig unklar. Bis dahin gilt Israels Interpretation der Rom-Konferenz: einfach weitermachen.

Postfeudal
– liberal

VON AURELIANA SORRENTO



PRIVAT

Absurdes Theater? Ja sicher. Überall auf der Welt, aber eben nicht in Italien. Hier wird der „freie“ Markt von uralten Zünften, ständischen Körperschaften und bislang unantastbaren Mono- und Oligopolen beherrscht. Innungen mittelalterlicher Prägung und Kammern faschistischen Angedenkens – zum Beispiel jene der Taxi- und Gondelfahrer und die der Apotheker – kontrollieren sowohl den Zugang zu den Freien Berufen wie auch die urkapitalistische Freiheit, ein Einzelhandelsgeschäft zu eröffnen.

In einem solchen Lande die Märkte zu öffnen bedeutet, ein in Jahrhunderten verkrustetes Unrechtssystem von Begünstigungen und Vorteilen auszuhebeln, um endlich Chancengleichheit zu schaffen und nicht zuletzt die Allmacht des Vitamin B- Prinzips zu brechen. Eine „liberale Revolution“ eben – auf die die postfeudale italienische Gesellschaft schon allzu lange gewartet hat. Warum sollte eine linke Regierung eine solche „liberale Revolution“ nicht auf den Schild heben? Und wen wundert es, dass dies den angeblich rechtsliberalen und postfaschistischen Parteien gar nicht geheuer ist? Demnächst wird es wohl deren Anführer an den Kragen gehen.

Die EU-Kommission hat der italienischen Regierung nämlich mitgeteilt, dass das noch gültige Mediengesetz, welches das mediale Duopol vom staatlichen Sender RAI und Berlusconi's Mediaset von der Konkurrenz abschirmt, mit der europäischen Gesetzgebung unvereinbar ist. Medienminister Paolo Gentiloni war es offensichtlich ein Vergnügen, zu antworten, das Gesetz werde schnellstmöglich verändert. Ob es der Prodi-Regierung tatsächlich gelingt, die längst fällige „liberale Revolution“ auch im Bereich der Medien fortzusetzen, lässt sich aber nicht absehen. Berlusconi & Co. sind in Italien immer noch mächtiger als die Taxifahrer.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journalistin und lebt in Berlin.

PRESSESTIMMEN

Michael Wolffsohn – Historiker an der Universität der Bundeswehr in München – ist entschieden gegen den Einsatz von UN-Truppen im Nahen Osten. Seine Gründe legt er da in

JÜDISCHE ALLGEMEINE

Nach dem Libanonkrieg von 1982 entsandten sogar die USA unter Präsident Ronald Reagan dorthin Friedenstruppen mit robustem Mandat, auch die Europäer, zum Beispiel Frankreich und Italien. Als es nicht nur klimatisch, sondern militärisch heiß wurde, zogen diese beiden zuerst ab, und die Amerikaner wurden vom Hisbollah-Terror hinausgebombt. „Für den Libanon und auch Israels Sicherheit sterben?“ Hierfür waren 1982-83 alle so zu begeistern, wie Großbritannien und Frankreich 1939 nach dem Überfall Deutschlands auf Polen.

Der jetzige Vorschlag, im Libanon UN-oder andere Schutztruppen zu stationieren, ist im historischen Zusammenhang beurteilt geradezu zynisch. Ausgerechnet Kofi Annan stellte sich an die Spitze der Bewegung. Rechnet er mit unserer Vergeßlichkeit bezogen auf Ruanda und Srebrenica oder die UNIFIL im Libanon?

„Robust“ solle die neue Truppe sein, deshalb will Annan Europäer als Friedensmächte gewinnen. Die Robustheit soll unter anderen die Bundeswehr garantieren. Ist sie „robuster“ als die USA und Europäer 1982/83? Ausgerechnet diese überstrapazierte, überdehnte und unterfinanzierte Truppe? Kann sie mit anderen ähnlich „robusten“ die Hisbollah eher entwaffnen, ihre Raketen finden und einmotten, also die Entschließung 1559 umsetzen als Israel? Auch andere Europäer sollen dabei sein. Etwa Spanien, dessen Premier Zapatero Israel vor wenigen Tagen mit Freundslichkeiten bedachte, die ihm den Vorwurf des Antisemitismus einbrachten? Italien, das sich 1983 im Libanon glanzvoll bewährte und, wo Prodi sich von Israel distanzierte? Schutz für Israel durch antiisraelische Politiker? Will Frankreich unter Chirac so tapfer wie 1982/83 unter Mitterand den sogenannten Libanon-Frieden retten? Hat Großbritannien von Afghanistan und dem Irak noch nicht genug? Will man die Srebrenica-gestählten Niederländer stationieren? Will Bush kriegsmüden, Republikaner kritischen Amerikaner auch noch in den Libanon entsenden, um im November sicher die Kongresswahlen zu verlieren? Alles absurd und unrealistisch.

Was tun? Israel gewähren lassen, denn dessen Kampf gegen Hisbollah und Hamas gilt nicht nur nationalem Eigeninteresse, es ist ein Kampf gegen den islamistischen Terror, der Nahost und die Welt bedroht, denn welche konkreten bilateralen Probleme hat Hisbollah mit Israel? Keine, „nur“ existenzielle. Sie will, wie ihre Schutzmacht Iran, den Israelis zunächst durch Terror das Leben zur Hölle machen, um Israel irgendwann zu vernichten.

KORREKTUR

– Am Donnerstag berichteten wir auf Seite 7 über den Besuch von Kanzlerin Merkel beim Führungskommando in Gelltau. In dem Artikel war die Rede von einem Telefonat mit der Weltraumstation ISS. Dabei hat sich ein Fehler eingeschlichen: Merkel sprach mit dem Astronauten Thomas Reiter, nicht wie genannt mit Reinhold Ewald.

Berliner Zeitung

PFLICHTBLATT DER BÖRSE
BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Josef Depenbrock
Stellv. Chefredakteur: Brigitte Fehrl, Dr. Hendrik Munsberg
Geschäftsführender Redakteur: Holger Zöllner
Leitende Redakteure: Christian Bommarius, Thomas Leikmann, Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvester, Arno Widmann.
Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.
Nachrichten/Tagesthema: Jutta Kramm. Politik/Bundesbüro: Bettina Vestring, Holger Schmale (Pol. Korrespondent). Seite 3: Jochen Arntz, Feuilleton: Dr. Harald Jähner. Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter (Landespolitik). Wirtschaft: Matthias Loke. Sport: Jens Weinreich. Medien: Ralph Kotsch. Vermischtes: Bettina Cosack. Wissenschaft: Lilo Berg. Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler. Bild: Jane Dulfagaar.
Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Berliner Pressegesetzes.
Art Director: Annette Tiedge. Chef vom Dienst: Bettina Urbanski.
Potsdam: Andrea Beyerlein.
Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja Tichomirova, Paris: Axel Veiel, Rom: Oliver Meiler, Washington: Olivia Schoeller.

Berliner Verlag GmbH
Geschäftsführer: Peter Skulimma.
Anzeigenleitung: Oliver Hauf (stellv. Geschäftsführer),
Vertriebsleitung: Philipp Froben (stellv. Geschäftsführer),
Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76
www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10171 Berlin. Besucher: Karl-Liebknecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 9; Fax: (030) 23 27 - 55 33; Internet: www.berliner-zeitung.de, E-Mail: leserbriefe@berliner-zeitung.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin;
Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50; Fax (030) 23 27 - 96 97
Es gilt: Anzeigenpreisliste Nr. 18, gültig seit 1.1.2006.
Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, Internet: www.berliner-zeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich 19,20 € einschli. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg 22,20 €; AboPlus, inklusive Stadtmagazin tip 22,55 € (nur in Berlin und Brandenburg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 10,95 €, außerhalb von Berlin und Brandenburg 11,95 €; Studentenabonnement Plus, inklusive Stadtmagazin tip 13,20 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungsanspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen unter www.berliner-zeitung.de/agb-biz.

Die Berliner Zeitung hat gemäß der unabhängigen Mediaanalyse 2005 täglich 445 000 Leser und ist damit Berlins größte Abonnementzeitung. ISSN 0947-174x

KOMMENTARE

In die City nur mit Plakette

VON PETER NEUMANN

Hurra, in Berlin gibt es wieder eine Zone! Eine Umweltzone. So viel steht schon mal fest: Bei der Wahl eines Namens für die Innenstadtbereiche, in denen Autos künftig bestimmte Abgasnormen erfüllen müssen, ist der Verwaltung nicht gerade ein Geniestreich gelungen. Zone – das erinnert an unverhältnismäßige staatliche Eingriffe. Leider ist der Eindruck nicht ganz falsch. Damit laut Senat zirka 10 000 Anwohner stark belasteter Straßen nicht mehr so viel gesundheitsschädlichen Feinstaub atmen müssen, sollen allein in Berlin 1,2 Millionen Fahrzeugbesitzer anstehen und zahlen – um die Plakette zu erhalten, die sie vor dem sonst drohenden City-Fahrverbot bewahrt. Zugleich müssen sich in Berlin die Besitzer von mindestens 80 000 Autos und Lastwagen ernsthaft Gedanken machen, wie sie und ihr Unternehmen mobil bleiben. Vielleicht kommen noch 100 000 dazu, obwohl ihre Fahrzeuge einen Katalysator haben – in der Verordnung sind sie einfach vergessen. Während es für Privatpersonen zumutbar ist, auch mal mit der BVG zu fahren, fühlen sich Gewerbetreibende zu Recht in ihrer Existenz bedroht. Wer nicht mal eben für eine sechsstellige Summe einen neuen Lkw kaufen kann, muss das Zentrum (und damit Kunden) meiden. Nur gut, dass die Polizei schon inoffiziell mitgeteilt hat, dass sie Plakettenmuffel nicht mit Blaulicht und quietschenden Reifen verfolgen wird. Doch so berechtigt manche Kritik ist: Um die Umweltzone kommt Berlin nicht herum, weil europäisches Recht sie fordert. Blicke der Senat untätig, drohten Klagen. Klar ist aber auch: Gerichtsverfahren wird es auch bei Einführung der City-Zone geben.

Die Mehrwertsteuer verliert ihren Schrecken

VON SEBASTIAN WOLFF

Was hatten sich Wirtschaftsforscher und Oppositionspolitiker aufgeregt! Die Anhebung der Mehrwertsteuer um gleich drei Prozentpunkte werde den Aufschwung in Deutschland jäh abwürgen, hatten sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit gewarnt. Tatsächlich hat es eine solch drastische Anhebung der Mehrwertsteuer in der Geschichte der Bundesrepublik noch nie gegeben. Die Angst vor negativen Folgen war also verständlicherweise groß. Jetzt allerdings müssen sich die Kritiker verwundert die Augen reiben: Im Januar sind die Verbraucherpreise nicht etwa stark gestiegen, sondern sogar leicht zurückgegangen. Die Industrie und der Einzelhandel sind – bislang jedenfalls – faktisch auf der höheren Mehrwertsteuer sitzen geblieben: Um ihre Kunden nicht an die Konkurrenz zu verlieren, haben sie sich nicht getraut, die Preise anzuheben. Den Verbrauchern wird es recht gewesen sein.

Doch Fakt ist auch, dass viele Händler schon im vergangenen Jahr die Preise klammheimlich angehoben haben, um sie im Januar werbewirksam nicht mehr zu verändern oder sogar wieder zu senken. Der Werbeslogan: „Wir schenken Ihnen die Mehrwertsteuer“ zog bei vielen Kunden. Natürlich erklärt das nicht alles. Und es ist richtig, dass viele Hersteller und Händler jetzt noch stärker als zuvor unter Druck stehen. Zu hoffen ist nur, dass sie in ihrer Not jetzt keine Abstriche bei der Qualität machen, um am Ende doch noch auf ihre Kosten zu kommen. Das wäre für die Verbraucher noch unangenehmer als höhere Preise.

GLOSSE

Quasseln mit Chinesen

Mann zu seiner Frau: „Hier, guck mal, Schatz. Die Unicef hat diese Woche verkündet, dass mehr als die Hälfte der deutschen Kinder behauptet, ihre Eltern würden zu selten mit ihnen reden. Wo ist eigentlich unsere Tochter? Wie, die quasselt seit zwei Stunden mit ihrer Freundin Maria? Typisch! Wir Deutschen stehen weltweit doof da. Alles nur wegen unserer Gutmütigkeit. Wie schon bei Pisa. Wir haben den Rohrstock abgeschafft, und schon sind die Kinder in Mathe nicht mehr Spitze. Wir erlauben ihnen, stundenlang zu telefonieren, zahlen ihre Handykosten. Doch statt sich zu bedanken, jammern sie, dass *wir* nicht mit ihnen reden. Währenddessen müssen japanische Kinder rund um die Uhr zum Pauker rennen, um bei Pisa zu siegen. Die haben gar keine Kraft mehr, zu jammern. Die Engländer wollen jetzt übrigens, dass die Kinder in der Schule Mandarin lernen, damit sie sich mit den Chinesen unterhalten können. Hoffentlich schwappt das nicht auch auf uns über. Die Handykosten nach China können wir doch gar nicht bezahlen. Und dann stehen wir bei der Unicef schon wieder als Rabeneltern da.“ *Torsten Harmsen*



Phobie als Chance

Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung

Die Profiteurin Angela Merkel

VON HOLGER SCHMALE

Als im Bundesrat gestern ihr wichtigstes Reformwerk aufgerufen wurde, verließ die Kanzlerin eilends das Plenum. Die Gesundheitsreform ist abgehakt, Angela Merkel setzt jetzt andere Prioritäten. Europa und die Welt sind die Themen der EU- und G8-Vorsitzenden, die Innenpolitik mag ruhen. Dies entspricht voll und ganz den Vorstellungen und Erwartungen der Strategen im Kanzleramt, und die Umfragewerte geben ihnen recht.

Die CDU-Vorsitzende erteilt nicht nur den innenpolitischen Niederungen, sie und ihre Partei lassen auf diesem Wege auch den Koalitionspartner SPD immer weiter hinter sich zurück. 35 Prozent für die Union und nur noch 26 Prozent für die SPD lauten die jüngsten Zahlen der Sonntagsfrage. Und Merkel ist zur beliebtesten Politikerin aufgestiegen.

Man darf sich schon wundern, warum das so ist. Weil sie gerade über so viele rote Teppiche läuft und binnen kürzester Frist, fast gleichzeitig, in Sotschi und Davos, in Doha und Paris, in Brüssel, London oder Cannes auftaucht? Oder ist es doch wegen ihrer erfolgreichen Politik? Aber welche Politik ist das? Die Regierungskunst der Kanzlerin scheint in großen Teilen darin zu bestehen, ihre wahre Position – so sie denn eine hat – zu verschleiern.

Ihre widersprüchlichen Äußerungen zum Klimaschutz und der Rolle der deutschen Autoindustrie sind dafür ein gutes Beispiel. Mal ermahnt sie die Autobauer streng, umweltfreundlichere Autos zu bauen. Mal nimmt sie in Brüssel dafür in Schutz, dass sie genau dies nicht tun und engagiert sich dafür, dass sie es auch so bald nicht tun müssen. Was gilt denn nun? Man weiß es nicht, man soll es viel-

leicht auch gar nicht so genau wissen. Zum großen Streit um die Familienpolitik schweigt die Kanzlerin gleich ganz (Achtung: innenpolitische Niederung!). Immerhin ist zu erfahren, dass sie im Präsidium der CDU zu ihrer im Feuer konservativer Kritik stehenden Familienministerin gehalten hat. Ursula von der Leyen ist derzeit wahrscheinlich die einzige Ministerin, die richtig froh über die große Koalition ist. Die Unterstützung der Sozialdemokraten hilft ihr bei der Durchsetzung ihrer Politik in der Öffentlichkeit – schadet

Die Regierungskunst der Kanzlerin scheint in großen Teilen darin zu bestehen, ihre wahre Position – so sie denn eine hat – zu verschleiern.

allerdings andererseits ihrer Reputation in der eigenen Partei.

Die Umfragezahlen sind der äußere Ausdruck eines sich verschiebenden Kräfteverhältnisses in der Koalition. Trotz der weit verbreiteten Unzufriedenheit mit diesem Parteienbündnis und seinen wichtigsten Projekten wie der Gesundheitsreform profitiert Angela Merkel offenbar von dem ebenso weit verbreiteten – und durch die Fakten gestützten – Gefühl, dass es unter ihrer Führung immerhin wirtschaftlich in Deutschland wieder aufwärts geht. Und dass davon endlich nicht nur die Unternehmen, sondern auch viele Menschen profitieren.

Die Sozialdemokraten muss das alarmieren. Die jüngsten Spekulationen, ob,

wann und wie der SPD-Vorsitzende Kurt Beck ins Kabinett einrücken könnte sind Anzeichen der wachsenden Nervosität. Beck dürfte allerdings wenig Neigung zu so einem Wechsel zeigen. Er würde ihn vom Niveau gleicher Augenhöhe von Parteichef zu Parteichefin unter die Richtlinienkompetenz der Kanzlerin zwingen und ihn seiner soliden Machtbasis als absoluter Herrscher von Rheinland-Pfalz berauben. Da müsste das Elend der Sozialdemokraten schon sehr groß werden, ehe Kurt Beck sich auf so eine Notoperation einließe, die ihn am Ende – nach vielleicht verlorener Wahl als Kanzlerkandidat 2009 – sogar ohne jedes Amt dastehen lassen könnte.

Viel wahrscheinlicher ist, dass die Sozialdemokraten den Ton in der Koalition verschärfen. Dazu eignet sich das Thema Mindestlohn, und auch in der Familienpolitik werden sie versuchen, die Christdemokraten vor sich her zu treiben und deren innerparteilichen Streit anzufeuern. Irgendwann wird dann die Kanzlerin auch mal wieder eine innenpolitische Stellung beziehen müssen – wohl sogar gegen ihren Fraktionsvorsitzenden, denn Volker Kauder betreibt in dieser Frage offene Opposition gegen seine Parteichefin.

Je mehr vom Koalitionsvertrag abgearbeitet ist – und da ist schon jetzt nicht mehr viel übrig – und je näher das Landtagswahljahr 2008 rückt, umso unfriedlicher es werden in diesem von seinen Mitgliedern mindestens ebenso wie von den Wählern ungeliebten Regierungsbündnis. Das hat auch etwas Positives. Politischer Streit ist für die Demokratie um ein Vielfaches gesünder als die lähmende Kompromisssöße, die die große Koalition über das Land gegossen hat.

Nach den Grabenkämpfen

VON AURELIANA SORRENTO



BLZ/GERD ENGELSMANN

tei“ Wirklichkeit wird. Eine Synthese aller demokratischen und progressiven Kräfte sollte sie sein – jenseits der traditionellen Spaltung von Katholiken und Kommunisten. 2003 wurde die Idee geboren, 2006 gab es die Generalprobe: Linksdemokraten, Liberaldemokraten der Margherita-Partei und „Europäische Republikaner“ stellten sich mit einer gemeinsamen Liste für das Unterhaus zur Wahl. Da der Zusammenschluss unter dem Namen Olivenbaum mehr Stimmen brachte als die verbündeten Parteien zusammengezählt

bei der Senatswahl, wurde klar, dass die Mitte-Links-Wähler von den alten ideologischen Grabenkämpfen nichts mehr wissen wollten. Und wenn heute die Linksdemokraten, die Kultur und Geschichte der Kommunistischen Partei Italiens geerbt haben, mit den katholischen Liberaldemokraten der Margherita-Partei zusammenwirken, ist das kein Skandal, sondern Realpolitik.

Am Dienstag haben die „zwölf Weisen“ des Olivenbaums ein „Manifest der Demokratischen Partei“ veröffentlicht: Sie werde sich auf die Prinzipien des Christentums und der Aufklärung stützen und auf die Geschichte ihres konfliktreichen Verhältnisses. Für April sind Parteitage anberaumt, bei denen Linksdemokraten und „La Margherita“ entscheiden wollen, ob sie zu guter Letzt zu dieser großen Demokratischen Partei fusionieren. Wäre ihre Allianz am Gesetzentwurf für die nicht-ehelichen Partnerschaften zerbrochen – wie zunächst zu befürchten war –, könnte man das Großprojekt schon jetzt zu Grabe tragen. Sie hat standgehalten. Trotz des enormen Drucks des Vatikans. Kommt es im April tatsächlich zur Fusion, gehen Linksdemokraten – also Ex-Kommunisten und Liberaldemokraten – zumeist bekennende Katholiken – in einer großen Partei auf, dann kann man auch in Italien den Kalten Krieg für beendet erklären.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journalistin und lebt in Berlin.

PRESSESTIMMEN

Nach dem Urteil gegen den Holocaust-Leugner Zündel schreibt die

Frankfurter Rundschau

Zu bedauern ist nur, dass dieses Urteil zwei Anläufe und 15 Monate gebraucht hat. In denen sich der Gerichtssaal in einen Gestrigen-Treff wandelte. Mit einem Publikum, das fast komplett dem rechtsextremen Milieu zuzuordnen war. Mit Strafverteidigern, die ihrem Stand zur Schande gereichten. Die im Plädoyer aus Hitlers „Mein Kampf“ lasen und Briefe aus Gericht mit „Heil Hitler“ zeichneten. Die Atmosphäre gemahnte mitunter an eine braune Parallelwelt, in der nicht nur die Nazi-Vergangenheit gelehnet wurde, sondern die Gegenwart gleich mit.

Mit der CDU-Familienpolitik und Ministerin von der Leyen beschäftigt sich in Wien

DER STANDARD

Seit die Niedersächsin als Ministerin angetreten ist, hat das traditionelle Familienbild der Union schwere Schrammen abbekommen. Zunächst hat von der Leyen das von der SPD favorisierte Elterngeld durchgesetzt. Kaum haben sich die Konservativen in der Union von diesem Schock erholt, will von der Leyen Kinderkrippen ausbauen. Doch viele Unions-Männer wollen die Realität nicht sehen. Dabei leistet Verbraucherminister Horst Seehofer (CSU) mit Frau, drei Kindern und schwangerer Freundin ohnehin unfreiwillig praktische Nachhilfe. Deutlicher als er kann man kaum zeigen, dass es die heile Familienwelt immer seltener gibt und jede Frau auf ihre finanzielle Unabhängigkeit achten sollte.

Die Putin-Nachfolge kommentiert die Moskauer Zeitung

Kommersant

Für Ex-Verteidigungsminister Sergej Iwanow ist es nicht einmal so wichtig, um welche Aufgaben er sich in Zukunft kümmern wird, sondern vielmehr welche nicht mehr in seine Verantwortung fallen. Der Abgang aus dem Verteidigungsministerium schafft Iwanow einen ganzen Berg von Problemen vom Hals, die seine Aussichten für die Präsidentschaftswahl 2008 ernsthaft getrübt haben. Denn seine Erfolge in der Rüstungsindustrie wurden regelmäßig von Skandalen in der Armee überschattet. Von nun an muss jemand anders unangenehme Fragen zu verkrüppelten Rekruten, gesunkenen U-Booten oder explodierten Raketen beantworten. Iwanow kann sich dagegen den Russen als leuchtendes Beispiel eines wirtschaftspolitischen Machers präsentieren.

Zum gleichen Thema meint die

MOCHOBCHIE NOBOSTI

Nun hat die Regierung also zwei Erste Vize-regierungschefs. Doch es geht dabei weniger um die formalen Positionen im Kabinett. Wenn der andere Erste Vizeregierungschef Dmitri Medwedew seinen Stuhl behält, ist eine mehr als interessante Variante für die Präsidentschaftswahl 2008 abzusehen. Mit einem Kandidatenpaar hätten die Bürger Russlands dann die Wahl zwischen dem konservativen Iwanow und dem liberalen Medwedew.

Berliner Zeitung

PFLICHTBLATT DER BÖRSE BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Josef Depenbrock Stellv. Chefredakteur: Dr. Hendrik Munsberg

Leitende Redakteure: Christian Bommarius, Thomas Leinkauf, Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvester.

Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.

Nachrichten/Tagesthema: Jutta Kramm. Politik/Bundesbüro: Bettina Vestring, Holger Schmale (Pol. Korrespondent). Seite 3: Jochen Arntz. Feuilleton: Dr. Harald Jähner. Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter (Landespolitik). Wirtschaft: Matthias Loke. Sport: Jens Weinreich. Medien: Ralph Kotsch. Vermischtes: Bettina Cosack. Wissenschaft: Lilo Berg. Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler.

Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche Redakteure im Sinne des Berliner Pressegesetzes.

Chef vom Dienst: Bettina Urbanski.

Potsdam: Andrea Beyerlein.

Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja Tichomirowa, Paris: Axel Veiel, Rom: Oliver Meiler, Washington: Olivia Schoeller.

Berliner Verlag GmbH

Geschäftsführer: Peter Skulimma.

Anzeigenleitung: Oliver Hauff (stellv. Geschäftsführer).

Vertriebsleitung: Philipp Froben (stellv. Geschäftsführer).

Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76 www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10171 Berlin. Besucher: Karl-Liebknecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 50; Fax: (030) 23 27 - 55 33; Internet: www.berliner-zeitung.de; E-Mail: leserbriefe@berliner-zeitung.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin; Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50; Fax: (030) 23 27 - 96 97 Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 19, gültig seit 1.1.2007.

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, Internet: www.berliner-zeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich 19,20 € einschli. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg 22,20 €. AbopPlus, inklusive Stadtmagazin tip 22,55 € (nur in Berlin und Brandenburg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 11,45 €, außerhalb von Berlin und Brandenburg 12,45 €; Studentenabonnements Plus, inklusive Stadtmagazin tip 13,70 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungsanspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft. Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen unter www.berliner-zeitung.de/agb-btz.

Die Berliner Zeitung ist die größte Abonnementzeitung Berlins (IVW 4/2006) und sie erreicht laut Mediaanalyse 2006 in Berlin und Brandenburg 471 000 Leser. ISSN 0947-174x

KOMMENTARE

Nicht nur
das Leben der Anderen

VON HENDRIK MUNSBERG

Den Deutschen wird immer klarer, was die alarmierenden Prognosen der Klimaforscher für ihr eigenes Leben bedeuten: Nicht nur im Leben der Anderen muss sich etwas ändern, nein, jeder muss sein Verhalten umstellen, muss versuchen, den konsumptiven Umgang mit den natürlichen Ressourcen einzuschränken, wenn die Katastrophe noch abgewendet werden soll. Wohnen, Auto, Reisen, Urlaub – kein Lebensbereich darf ausgenommen bleiben.

Nach einer aktuellen Meinungsumfrage sind 92 Prozent der Bundesbürger zu klimaschonendem Verhalten bereit, viele wollen bei Strom, Heizung und sogar beim Autofahren sparsamer werden. Doch der Einzelne ist bei weitem überfordert, das Weltklima zu retten. Das kann nur der Staat, indem er angemessene Ziele und Handlungsanreize setzt und indem er sich darüber hinaus mit den anderen Staaten der Erde koordiniert. Es reicht aber nicht, wie die Bundesregierung das Gewissen zu beruhigen, indem man etwa zum Ausgleich für eigene Dienstreisen mit Millionenbeträgen Klimaschutzprojekte in Indien oder Afrika finanziert, wo das eingesetzte Geld fraglos die größten Früchte trägt. Nein: Wir, die Bewohner der Industrieländer, müssen uns selbst erkennbar einschränken und umstellen. Sonst werden wir aufstrebende Länder wie China oder Indien nie dazu überreden, unseren bisherigen Öko-Wahnsinn nicht nachzuahmen. Die Klimakatastrophe noch abzuwenden, ist eine Überlebensfrage der Menschheit. Sie zu lösen stellt die Gattung homo sapiens sapiens vor die größte Herausforderung ihrer Geschichte. Davor zu kapitulieren wäre das Dümme.

Der Minister träumt
von Raketen

VON GEROLD BÜCHNER

Was die Anzahl abstruser Vorschläge anbelangt, so hat die Bundesregierung einen heimlichen Superstar. Verteidigungsminister Franz Josef Jung weicht keinem Fettnapf aus und zeigt damit Traditionsbewusstsein oder besser: den Willen, in die Fußstapfen seines Vorvorgängers Rudolf Scharping zu treten. Jetzt hat Jung wieder zugeschlagen. Beim Treffen der EU-Verteidigungsminister forderte er, die von den USA geplante Raketenabwehr doch der Nato zu unterstellen. Das sei der beste Weg, um das besorgte Russland zu besänftigen.

Es gibt viele Gründe, ohne Abwehrreflexe über den Raketen Schild nachzudenken. Wenn Staaten wie Iran weit reichende Raketen entwickeln und zudem nach Atomwaffen streben, muss sich der Rest der Welt Gedanken über seinen Schutz machen. Das passiert seit Jahren, auch in der Nato und unter Einbeziehung Russlands. Der ostentative Moskauer Protest ist daher mehr Show als echte Sorge. Ob aber ein kompliziertes, teures und anfälliges System, wie es Washington vorschwebt, die richtige Antwort auf die neuen Bedrohungen darstellt, bezweifeln Fachleute. Interessant wäre es außerdem, von Jung etwas zur Finanzierung zu hören. Ein umfassender Raketen Schild soll mindestens 20 Milliarden Euro kosten; das ist fast ein kompletter Jahresetat der Bundeswehr. Deren Offiziere werden begeistert sein, wenn sie wegen des High-Tech-Projekts weiter sparen müssen. Jung sollte sich einen Abwehrschild gegen krause Ideen und lose Worte aufbauen; das kann nicht die Welt kosten.

GLOSSE

Studium am Bau

Die Studiengebühren, neuerdings an vielen deutschen Unis eingeführt, sollten eigentlich direkt die Lehre verbessern. Doch was musste man in dieser Woche lesen: Statt neue Computer zu kaufen oder Bücher zu bestellen, druckt die Uni Aachen von dem Geld Imagebroschüren. Hildesheim stopft Haushaltslöcher, und Freiburg will Heizkosten bezahlen.

Ich würde vorschlagen, konsequent zu sein und das Geld gleich dorthin zu stecken, wo die größte Not herrscht – auch außerhalb der Uni. Berlin will bis jetzt keine Gebühren einführen. Schön doch! Man denke: Wenn nur die Hälfte der 133 000 Berliner Studenten 1 000 Euro im Jahr zahlt, dann sind das 66,5 Millionen. Damit lässt sich manches Schlagloch füllen. Man könnte natürlich die Gebühr auch gleich in Form von Leistungen erheben. Hundert Studenten mit Hammer und Spitzhacke sind beim Abriss des Bahnhofs Ostkreuz gewiss billiger als jedes große Gerät. Ingenieurstudenten lernen gleich etwas über historische Eisenkonstruktionen. Und wenn einer runterfällt, dann haben die Medizinstudenten sofort was zum Üben. *Torsten Harmsen*



Karikatur: Berliner Zeitung/Bernd Zeller

Berliner Zeitung

Die globale „Korrektur“

VON STEPHAN KAUFMANN

Es war der 10. März 2000. Der „Neue Markt“ – das Segment der Deutschen Börse, an dem die Aktien der Technologie-Unternehmen gehandelt wurden – erreichte seinen Höhepunkt. Dann aber bröckelten die Aktienkurse. Am 7. April hatte der Markt 23 Prozent an Wert verloren. Alle waren nervös. Doch Deutsche-Börse-Vorstand Jörg Franke beruhigte: Das sei eine „ganz normale Korrektur“. In den nächsten zehn Tagen ging es nochmal 16 Prozent abwärts, was Börsenhändler Siegfried Konrad kommentierte: „Hightech-Aktien waren überbewertet, diese Korrektur war überfällig.“ Ein Jahr später, die Kurse waren um weitere 67 Prozent eingebrochen, sah Commerzbank-Geschäftsleiter Horst Helpenstein den Boden erreicht: „Nach jeder Korrektur geht es wieder kräftig nach oben.“ Auch er sollte sich irren. Erst im Oktober 2002 erreichte der Markt seinen Tiefpunkt. Gegenüber März 2000 hatte er 96,76 Prozent an Wert verloren. Was für eine Korrektur!

Auch dieser Tage fallen wieder die Kurse. Auch diesmal sprechen die Experten von einer „gesunden Korrektur“, von einem „heilsamen Schock“. Und der Laie fragt sich: Was ist gesund daran, dass sich an einem Tag 1 340 Milliarden Dollar Aktienkapital in Luft auflösen? Die Krankheit, die durch den Absturz geheilt werden soll, heißt „Überbewertung“. Die Kurse seien zu schnell, zu lange und zu hoch gestiegen. Sicher, seit Februar 2003 hat der Deutsche Aktienmarkt um 175 Prozent zugelegt. Aber wann ist hoch „zu hoch“, wann ist schnell „zu schnell“?

Die Diagnose „Überbewertung“ spiegelt das Weltbild der Börsianer wider, in dem – vereinfacht gesagt – die Aktien je-

des Jahr um einen bestimmten Prozentsatz steigen werden, etwa um acht Prozent. Warum acht? Weil in den letzten 50 Jahren die Kurse im Durchschnitt um diese acht Prozent gestiegen sind. Steigen die Kurse einige Jahre schwächer, dann haben sie noch „Potenzial“. Steigen sie stärker, dann droht „Überbewertung“. Der langfristige Durchschnittswert dient den Börsianern als Anker. Ähnlich wie der Unternehmensgewinn. Ob eine Aktie über- oder unterbewertet ist, messen Börsianer gern am Jahresgewinn: Sie teilen den Akti-

Der Laie fragt sich:
Was ist gesund daran,
dass sich an einem Tag
1 340 Milliarden Dollar
Aktienkapital
in Luft auflösen?

enkurs durch den Gewinn und erhalten eine Maßzahl, das „Kurs/Gewinnverhältnis“ (KGV). Derzeit liegt es bei 13. Damit seien Aktien „moderat“ bewertet, heißt es, also nicht überbewertet. Warum nicht? Weil im langjährigen Durchschnitt das KGV bei 15 lag. Man sieht: Börsianer sind Traditionalisten. Per Vergangenheitsbetrachtung versuchen sie, ihrer luftigen Spekulation eine solide Basis zu geben.

Zwar bezieht sich der Aktienhandel auf Fundamentaldaten wie Gewinn oder Umsatz. Letztlich gründet er sich aber auf andere Regeln, die der Ökonom John Maynard Keynes als „Schönheitswettbewerb“ bezeichnet hat: An der Börse kommt es nicht darauf an, die schönste Aktie zu kaufen, sondern die Aktie, die die anderen

Händler als schönste Aktie betrachten. Sind alle der Meinung, dass die anderen eine bestimmte Aktie am attraktivsten finden, wird sie gekauft, ihr Kurs steigt, und auf diese Weise gibt sich der Markt selber recht – eine sich selbst erfüllende kollektive Prophezeiung. Harte Daten wie Wirtschaftswachstum, Gewinn oder Kapitalrendite dienen den Börsianern bei diesem Spiel nur als Indikatoren dafür, wie „der Markt“ – also sie selber – eine Aktie bewerten wird. Insofern ist der Kurs einer Aktie zwar verbunden mit dem Erfolg des Unternehmens, aber nicht mit ihm identisch. Der pseudo-technische Börsianer-Slang von Kurs/Gewinn-Verhältnis, Cross Asset Allocation, Liquiditätsausstattung, Zinsspread, Push- und Pull-Faktoren oder Sektorrotation kann nicht verbergen: Die Kursentwicklung von Aktien ist unvorhersagbar. Ihre Bewertung ist nur vordergründig rational. Letztlich folgt sie nichts weiter als der Einschätzung der Börsianer, wie sich die Bewertung entwickeln wird.

Bei diesem Geschäft kann man sehr reich werden. Wie geht es also weiter? Größte Gefahr für die Börsianer ist ihr eigener Pessimismus. Fürchten sie einen Crash, dann verkaufen sie in Panik, und der Crash wird Realität. Doch dazu kommt es nicht. Der US-Wirtschaft gelingt eine weiche Landung, der China-Boom geht weiter. Der Gewinnrendrend der Unternehmen setzt sich abgemildert fort. Die Liquidität an den Kreditmärkten trocknet nicht aus. Ende 2007 steht der Dax bei 7 400 Punkten. Also: Aktien kaufen gemäß der Börsenweisheit „The trend is your friend“! Und stürzen die Märkte doch ab, tröste man sich mit einer anderen Börsenweisheit: „Die Börse ist keine Einbahnstraße.“

Nach deutschem
Vorbild

VON AURELIA SORRENTO



BLZ/GERD ENGELSMANN

konkurrierenden Bündnisse im Senat letzten Endes auf. Das ist der eigentliche Aberwitz – auf den leider nicht Außenminister D'Alema hingewiesen hat, sondern sein Gegner Pierferdinando Casini.

Casini, Anführer der Zentrums-Partei UDC und bis vor kurzem mit Berlusconi verbündet, fordert mit Vehemenz und völlig zu Recht ein neues Wahlgesetz. Ihm wäre ein personalisiertes Proporzwahlrecht nach deutschem Muster am liebsten. Das hätte den Vorteil, ein Parlament hervorzubringen, in dem tatsächlich alle

demokratischen Kräfte nach Volkes Willen repräsentiert würden. Auch wäre dem Bipolarismus von zwei schon vor den Wahlen mühsam zusammengeschusterten Koalitionen, die stets an ihren inneren Widersprüchen zusammenzubrechen drohen, ein Ende gesetzt.

Vernünftige Überlegungen. Und ohne Zweifel ist die Debatte über ein neues Wahlrecht, das nun in Italien zutage ist, unerlässlich. Aber der Entwurf und die Verabschiedung eines neuen Wahlgesetzes erfordert nicht nur Zeit, sondern eine Mehrheit im Parlament. Zeit hat Prodis Regierung kaum: In Kürze soll wieder über den Afghanistan-Einsatz abgestimmt werden, und die zwei „irren“ Senatoren haben bereits angekündigt, dass sie sich auch dann nicht der Staatsräson beugen werden. Außerdem: Welcher italienische Volksvertreter sollte einem Wahlgesetz nach deutschem Vorbild zustimmen? Soll die Regierbarkeit des Landes gewährleistet werden, wäre eine Fünf-Prozent-Sperrklausel unentbehrlich. Casini selbst führt eine Partei an, die jetzt laut Umfragen auf rund vier Prozent käme. In Prodis Union sind Parteien vertreten, die allein Drei-Prozent-Hürde nicht überspringen würden. Für all diese Klein- und Kleinst-Parteien bedeutete ein Wahlrecht nach deutschem Muster der politische Selbstmord.

Aureliana Sorrento (35) ist italienische Journalistin und lebt in Berlin.

PRESSESTIMMEN

Zu den Pannen im BND-Untersuchungsausschuss äußert sich der Bonner

General-Anzeiger

Langsam wird es richtig unruhig im BND-Untersuchungsausschuss. Denn ganz offensichtlich gibt es innerhalb der Bundesregierung sehr interessierte Stellen, die überhaupt kein Interesse daran haben, dass bestimmte Unterlagen des Bremer Landesverfassungsschutzes eine größere Öffentlichkeit erreichen. Warum wohl? Für den heutigen Außenminister Frank-Walter Steinmeier könnte es noch einmal eng werden. Sollte sich bewahrheiten, dass die Erkenntnislage gegen Kurnaz mehr als dünn war, müsste Ex-Kanzleramtschef Steinmeier damaliges Regierungshandeln schon wie aus der Wundertüte begründen. Wenn es so ist, hat man besser keine Akten. Jedenfalls nicht öffentlich.

Zum gleichen Thema meint

die tageszeitung

Die sogenannte Aufklärungsarbeit der Regierung im Fall Kurnaz wird immer peinlicher. Weil wichtige Akten unter Verschluss gehalten werden, musste der BND-Untersuchungsausschuss seine gestrige Sitzung abblasen. Damit verschiebt sich auch der Auftritt von Außenminister Steinmeier. Ein bisher beispielloser Vorgang, der sich mit Schlamperei oder Faulheit nicht erklären lässt. Dass die Unterlagen – einen Monat nach der Anfrage – nicht geliefert wurden, verstärkt vielmehr den Verdacht, dass in den Akten nicht das zu finden ist, was Steinmeier braucht: handfeste Belege für Kurnaz angebliche Gefährlichkeit.

Der Vorfall bewegt auch die

Rhein Zeitung

Verschundene Akten sind weder ein Schuldbeweis noch eine Entlastung. Und ein Fernseh-Interview mag Stimmung erzeugen – beurkunden kann es nichts. Insofern ist gestern nicht viel passiert, was Außenminister Frank-Walter Steinmeier mehr Sorgen machen sollte – als die ganze Kurnaz-Affäre an sich. Und doch wirkt die ohnehin eher verschrobene Verteidigungsführung des Außenministers noch unglaublich unwürdiger als bisher. Es sieht so aus, als ob Kurnaz' Angaben und Beschuldigungen im Großen und Ganzen stimmen. Die der rotgrünen Bundesregierung aber nicht.

Zum Konflikt zwischen den USA und Iran schreibt die dänische

Jyllands-Posten

Tatsache ist, dass sowohl der Iran wie die USA ein Interesse daran haben, Verhandlungsmöglichkeiten auszutesten. Für Teheran geht es darum, dass das dortige Regime eine Entwicklung im Irak fürchtet, bei der man selbst in einen Krieg zwischen Schiiten und Sunniten gezogen wird. Umgekehrt spielt der Iran eine entscheidende Rolle für Sicherheit und Stabilität im Nahen Osten. Der zunehmende Einfluss des Landes beunruhigt die USA. Verhandlungen wären allemal einen Versuch wert. In jedem Fall würde das Klarheit darüber bringen, wo der Iran beim Nahost-Konflikt wirklich steht.

Berliner Zeitung

PFlichtblatt der Börse
BERLIN-BREMEN

Chefredakteur: Josef Depenbrock
Stellv. Chefredakteur: Dr. Hendrik Munsberg

Leitende Redakteure: Christian Bornmaris, Thomas Leinkauf,
Renate Rauch, Ewald B. Schulte, Regine Sylvestor.

Autoren: Dieter Schröder, Dr. Stephan Speicher.

Politik/Tagesthema: Jutta Kramm, Bundesbüro: Holger Schmale,
Bettina Vestring. Seite 3: Jochen Arntz. Feuilleton: Dr. Harald Jähner.
Berlin/Brandenburg: Hartmut Augustin (Leitung), Christine Richter
(Landespolitik). Wirtschaft: Matthias Loke. Sport: Jens Weinreich.
Medien: Ralph Kotsch. Vermischtes: Bettina Cosack. Wissenschaft:
Lilo Berg. Ombudsfrau/Leserbriefe: Karin Stemmler.

Die für das jeweilige Ressort an erster Stelle Genannten sind verantwortliche
Redakteure im Sinne des Berliner Pressgesetzes.

Chef vom Dienst: Bettina Urbanski; Hans-Richard Edinger (Foto),
Martin Sasse (Layout).

Potsdam: Andrea Beyerlein.

Brüssel: Gerold Büchner, London: Sabine Rennefanz, Moskau: Katja
Tichomirova, Paris: Axel Veiel; Rom: Oliver Meier; Washington: Olivia
Schoeller.

Berliner Verlag GmbH
Geschäftsführer: Peter Skulimma.
Anzeigenleitung: Oliver Hauf (stellv. Geschäftsführer).
Vertriebsleitung: Philipp Froben (stellv. Geschäftsführer).
Leser-Service Telefon: (030) 23 27 - 77, Fax: (030) 23 27 - 76
www.berliner-zeitung.de/leserservice

Verlag und Redaktion: Postadresse 10174 Berlin. Besucher: Karl-Lieb-
knecht-Straße 29, Telefon: (030) 23 27 - 9; Fax: (030) 23 27 - 55 33;
Internet: www.berliner-zeitung.de; E-Mail: leserbrieft@berliner-
zeitung.de

Anzeigen: Postfach 02 12 84, 10124 Berlin;
Anzeigenannahme: (030) 23 27 - 50; Fax (030) 23 27 - 66 97
Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 19, gültig seit 1.1.2007.
Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Am Wasserwerk 11, 10365
Berlin, Internet: www.berliner-zeitungsdruck.de

Die Berliner Zeitung erscheint sechs Mal in der Woche. Bezugspreis monatlich
19,20 € einschl. 7% Mehrwertsteuer, außerhalb von Berlin und Brandenburg
22,20 €; AbPlus, inklusive Stadtmagazin tip 22,55 € (nur in Berlin und Branden-
burg). Bezugspreis des Studentenabonnements monatlich 11,45 €, außerhalb von
Berlin und Brandenburg 12,45 €; Studentenabonnement Plus, inklusive Stadtmaga-
zin tip 13,70 € (nur in Berlin und Brandenburg). Im Falle höherer Gewalt und bei Ar-
beitskampf (Streik/Aussperrung) besteht kein Belieferungs- und Entschädigungs-
anspruch. Erfüllung und Gerichtsstand Berlin-Mitte. Für unaufgefordert eingesandte
Manuskripte oder Fotos wird keine Haftung übernommen.

Die Auflage der Berliner Zeitung wird von der unabhängigen Informations-
gemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern geprüft.
Es gelten die Allgemeinen Geschäftsbedingungen des Berliner Verlages, einzusehen
unter www.berliner-zeitung.de/agb-btz.

Die Berliner Zeitung ist die größte Abonnementzeitung Berlins (IVW 4/2006)
und erreicht laut Mediaanalyse 2006 in Berlin und Brandenburg 471.000 Leser.
ISSN 0947-174x

KOMMENTARE

Das Ende des Staunens

VON MARKUS LOTTER

Das Spiel ist aus. Der Sport beziehungsweise der Geldsport, um gegenüber den Freizeitsportlern sogleich eine Differenzierung vorzunehmen, war chancenlos gegen seine Profanierung. Er ist entwürdigt und entweiht, seit geraumer Zeit im Allzuweltlichen angekommen, er taugt nicht mehr als Ersatzreligion, als schöne, ideale Gegenwelt, in der parallel zur tristen Realität unschuldige Tugend und hohe Moral gefeiert werden. Er ist gezeichnet vom aussichtslosen Kampf um eine Zukunft, die mehr Freude denn Probleme bringen soll.

Das ist freilich keine neue Erkenntnis, sondern eine fatale Gewissheit, die durch den jüngsten Manipulationsskandal im europäischen Klubfußball nur noch einmal aufgefrischt worden ist, allerdings mit einem tosenden Sturm, mit dem in dieser Form wohl kaum einer gerechnet hat. Schon gar nicht der deutsche Fußball mit seinen Ordnungshütern im Verband und in der Liga, die nach dem Fall Robert Hoyzer ein paar gutgemeinte Sicherheitsvorkehrungen getroffen hatten und sich leidlich sicher fühlten. Zu sicher, wie ihnen nun ein Netz von Betrügnern erneut eindrucksvoll vor Augen geführt hat.

Mit seinem Zugriff bestraft das organisierte Verbrechen den Sport für seine Auslieferung an den Kapitalismus, durch den sich die Heldenverehrung des Athleten ins Perverse gesteigert hat, durch den sich der Sport an den Rand eines tiefen Abgrunds hat führen lassen. Es ist das Ende des Staunens, das Ende der uneingeschränkten Begeisterung für außerordentliches Talent. Eigentlich wundert man sich nur noch über das Ausmaß der Problematik.

Der Druck auf Schüler wächst

VON MARTIN KLESMANN

Schon seit Wochen demonstrieren die Studenten gegen die starren Bachelor-Studiengänge, die ihnen kaum Freiräume für selbstbestimmtes Lernen geben. Nun hat der Protest auch die Schulen erreicht. Ganz konkret in Berlin-Britz besetzten Schüler ihr Gymnasium, erzwangen „Projekttag“ und diskutierten darüber, wie das Lernen besser werden kann. Wahrscheinlich haben die Schüler dabei in den vergangenen Tagen mehr gelernt als in zwei Unterrichtswochen. Gut ist auch, dass die Schulleitung sich darauf eingelassen hat.

Doch hinter diesem Protest steckt die ernste Sorge vieler Schüler, dass vor lauter Klausuren- und Prüfungsstress an ihrem Gymnasium die wirklich umfassende Bildung zu kurz kommt. Denn Berlin reduziert wie andere Bundesländer auch die Zeit zum Abitur von 13 auf zwölf Jahre. Nur an den neuen Sekundarschulen soll man auch nach 13 Jahren Abi machen können. An den Gymnasien aber wird ein ganzes Schuljahr gestrichen, mit gravierenden Folgen: Die Stundenzahl pro Jahr steigt, einer Prüfung folgt die nächste. Da bleibt oft keine Zeit mehr für ein intensives Hobby, die Schülerband oder gar ein Auslandsjahr. Hinzu kommt die Aussicht, dass 2012 wegen der Abiturzeit-Verkürzung ein doppelter Jahrgang an die Berliner Hochschulen und Ausbildungsstätten drängt. Das führt zu weiterer Verunsicherung und zu noch mehr Leistungsstress. Angesichts der parallel geplanten Schulreform sind die Berliner Schulen darauf noch nicht vorbereitet.

ÜBRIGENS

Pro „Richtig leben“

Liebe Kinder, die ihr nach 2000 geboren seid. Die Hälfte von euch wird voraussichtlich über 100 Jahre alt werden. Aber freut euch nicht zu sehr darüber: Ihr werdet vielleicht die letzten zwanzig oder dreißig Jahre davor nicht mehr allzu viel Spaß beim Leben haben. Nicht nur, weil ihr viel länger und viel mehr für eure Altersvorsorge sparen müsst, sondern weil ihr ständig Wehwechen haben werdet. Sagen jedenfalls Studien, die jetzt herausgefunden haben: Die Alten von heute sind weniger gesund als die Alten von gestern. Und dieser Trend soll sich fortsetzen. Immer älter bei fortschreitender Hinfälligkeit. Die früheren Alten sahen zwar beim Gesundsein nicht so gut aus, wie wir es heute mit Botox, Lipofilling und diversem Nip Tuck hinkriegen, aber sie litten dafür weniger an Kniereißern und Schlafstörungen. Ja, „Rücken haben“ war nahezu völlig unbekannt.

Es liege daran, dass auch die Ungebildeten älter werden, heißt es. Diejenigen, die sich schlecht ernähren und falsch leben.

Liebe Kinder, kämpft für das Schulfach „Richtig leben“. Damit ihr es mal besser habt.

Renée Zucker



Europa lernt laufen.

Karikatur: Berliner Zeitung/Thomas Plaßmann

Berliner Zeitung

Europas Ritter von der traurigen Gestalt

VON THORSTEN KNUF

Der Satz der Woche fiel am Donnerstagabend um kurz nach neun. In Brüssel war gerade der EU-Gipfel zu Ende gegangen, und Bundeskanzlerin Angela Merkel kommentierte die Ergebnisse. Sie lobte den künftigen EU-Ratspräsidenten Herman Van Rompuy aus Belgien und die neue Chefdiplomatin Catherine Ashton aus Großbritannien. Merkel sprach viel vom Konsens in Europa. Dann sagte sie: „Ich gehöre zu den Menschen, die wissen, dass Persönlichkeiten in Aufgaben hineinwachsen können.“

Eleganter hätte die Kanzlerin gar nicht einräumen können, dass sie gemeinsam mit ihren Kollegen zwei Leichtgewichte in die Spitzen-Ämter gehievt hat. Van Rompuy und Ashton sind solide und bodenständige Politiker. Man könnte sie auch als „unauffällig“ beschreiben. Er ist seit elf Monaten Premierminister seines Landes, sie seit etwas mehr als einem Jahr EU-Handelskommissarin. Der Belgier gehört den Konservativen an, die Britin den Sozialdemokraten. Auf der internationalen Bühne haben die zwei bisher kaum eine Rolle gespielt. Demnächst repräsentieren sie 500 Millionen Menschen. Die beiden Ernennungen sind das Minimalergebnis eines monatelangen Geschachers zwischen den politischen Lagern. Van Rompuy gilt als kompromissbereiter Verhandler. Im Kreise der europäischen Staatslenker ist er noch nicht mit eigenen Initiativen aufgefallen. Ashton wiederum, die neue Außenbeauftragte, steht im Ruf, sehr umgänglich und gesellig zu sein. Sie hat keine Erfahrung in auswärtigen Angelegenheiten. Eigentlich ist sie Bildungspolitikerin. Bis in ein Ministeramt hat sie es in ihrer Heimat nie geschafft.

Zwei graue Novizen sollen künftig die EU leiten, gemeinsam mit dem Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso aus Portugal. Der ist auch recht blass und

gegenüber den Mitgliedstaaten äußerst handzahn. Anfang Dezember tritt der EU-Reformvertrag von Lissabon in Kraft. Eigentlich erhofft sich die Union davon frischen Schwung und mehr Schlagkraft, unter anderem durch neue Posten mit neuen Kompetenzen. Jetzt stehen an der Spitze der Gemeinschaft drei Ritter von der traurigen Gestalt.

Gleichwohl gibt es Leute in Europa, die mit den jüngsten Personalien sehr zufrieden sein dürften. Allen voran Kommissions-Chef Barroso. Die beiden Neulinge

Zwei graue Novizen sollen künftig die EU leiten, gemeinsam mit dem Kommissionspräsidenten José Manuel Barroso aus Portugal.

werden sich auf absehbare Zeit kaum als Konkurrenten profilieren können. Auch nicht als Gegengewichte im Gefüge der EU-Institutionen, so wie das von den Urhebern des Lissabon-Vertrags eigentlich gewünscht ist. Unter Blinden ist der Einäugige König. Barroso hat den Vorteil von fünf Jahren Amtserfahrung. Er verfügt über gute Kontakte in die Hauptstädte der EU. Selbst das müssen sich Van Rompuy und Ashton erst noch erarbeiten.

Zufrieden sind bestimmt auch Angela Merkel, Frankreichs Staatschef Nicolas Sarkozy und Großbritanniens Premier Gordon Brown. Trotz des Lissabon-Vertrags werden die großen Mitgliedsländer auf absehbare Zeit die wahren Herren der Gemeinschaft bleiben. Wenn sie gnädig sind und es die Umstände erfordern, nehmen sie noch die Italiener mit hinzu. Kein Barroso, kein Van Rompuy und keine Ashton wird sich trauen, die Großen heraus-

zufordern. Niemand wird den mächtigen Staatslenkern die Show stehlen in Europa und dem Rest der Welt. Die Brüsseler Amtsträger wissen zu genau, wem sie ihre Karrieren zu verdanken haben.

Dabei gab es andere Kandidaten mit anderem Kaliber für die neuen Spitzen-Jobs. Persönlichkeiten wie Tony Blair oder Jean-Claude Juncker hätten sich in der Funktion des EU-Ratspräsidenten als primus inter pares gesehen und nicht als Generalsekretär der Mitgliedstaaten. Und jemand wie der Italiener Massimo D'Alema oder der Spanier Miguel Angel Moratinos wäre vom ersten Tag an ein selbstbewusster europäischer Außenminister gewesen und kein Lehrling auf diplomatischem Parkett.

Überhaupt, die neue Außenbeauftragte: Die Nominierung Catherine Ashtons unterstreicht, in welch desolatem Zustand sich inzwischen die Sozialdemokratie in Europa befindet. Die Parteienfamilie stellt nur noch in wenigen Staaten die Regierung. Folglich wird ihre Personaldecke immer dünner. Sind wie jetzt internationale Spitzenposten zu vergeben, fehlt es an überzeugenden Kandidaten mit Sachkenntnis und Erfahrung. Noch schwieriger wird es, wenn die Sozialdemokraten gezielt eine Frau auf den Schild heben wollen. Das ist an sich ja sehr lobenswert. Die Personalie Ashton allerdings wird nicht dadurch besser, dass eine Frau zum Zuge gekommen ist.

Baroness Ashton soll das Amt des EU-Chefdiplomaten vom Spanier Javier Solana übernehmen. Der war früher Außenminister seines Landes und Nato-Generalsekretär. Er war schon ein Hauptdarsteller in Europa, bevor er sein Büro im Brüsseler Europaviertel bezog. Hält man sich das vor Augen, wird vollends klar, was die Staats- und Regierungschefs der Union jetzt antun. Die EU braucht starke Leute. Sie bekommt das letzte Angebot.

GASTKOMMENTAR

Volkszorn und Volksliebe

VON AURELIANA SORRENTO

Es klingt wie das Akronym einer Firma oder einer Institution, NBD steht aber für einen Tag, den 5. Dezember 2009: den „No Berlusconi Day“. Datum und Motto haben sich fünf italienische Blogger ausgedacht, die am 9. Oktober 2009 eine entsprechende Seite im Social Network Facebook eröffneten. Nachdem das italienische Verfassungsgericht den „Lodo Alfano“- jenes Gesetz, das den obersten Amtsträgern des Staates (zuallererst Silvio Berlusconi) Immunität garantierte – als verfassungswidrig kassiert hatte, nach den darauf folgenden Attacken des Ministerpräsidenten gegen die Richter und den Staatspräsidenten, hatten es die fünf Web-Nutzer satt. Nach dem Beispiel Beppe Grillos, der schon eine Weile sein Blog als Sprachrohr des Protests gegen die politische Kaste Italiens gebraucht, riefen sie in Facebook zu einer Kundgebung gegen den Premier auf.

„Wir können den Machenschaften eines Mannes, der seit 15 Jahren das Land in Geiselhaft hält, nicht mehr tatenlos zusehen“, liest man in ihrem Appell. Sie fordern den sofortigen Rücktritt Silvio Berlusconis, und

dass er sich für die Straftaten, derer er angeklagt ist, vor Gericht verantwortet.

Die NBD-Site hat mittlerweile mehr als 290 000 Fans. NBD-Gruppen haben sich in London, San Francisco, Madrid, Montreal und Brüssel formiert. Es ist zwar nicht abzusehen, wie viele Berlusconi-Verdrossene am 5. Dezember auf der Piazza della Repubblica in Rom und vor den italienischen Botschaften im Ausland erscheinen werden. Aber die Initiative hat bereits die gesamte Riege italienischer Polit-Profis in Unruhe versetzt. Denn die NBD-Initiatoren lehnen politische Parteien ab. Unter ihnen sind sowohl links- als auch rechtsgesinnte Bürger, allen gemein ist nur die Abscheu vor einer politischen Praxis, die moralische Prinzipien und rechtsstaatliche Regeln zertritt und die res publica als Privatgeschäfft behandelt.

Die nachgiebige Politik der Oppositionsparteien gegenüber Berlusconi geht diesen Bürgern gegen den Strich. So hat der

Sekretär des Partito Democratico, Pierluigi Bersani, konsequenterweise kundgetan, er werde am NBD nicht teilnehmen. Anders die Berlusconi-Anhänger. Einer von ihnen, der PDL-Abgeordnete Stracquadanio, hat in der von ihm geleiteten online-Zeitung „Il predellino“ zu einem „Si B-Day“ aufgerufen: einer Demonstration, die am selben Tag und am selben Ort wie die NBD-Kundgebung stattfinden soll, um Berlusconi der „Liebe des italienischen Volkes“ zu versichern und die Richter, die „auf die Politik Druck ausüben“, in die Schranken zu weisen. Offenbar will das Berlusconi-Lager die Drohung seines Führers wahr machen, gegen seine Gegner notfalls das Volk zu mobilisieren. Und da divide et impera seit je zu dessen politischer Strategie gehört, ist auch der Gedanke nicht ganz

abwegig, die Berlusconianer wollten vor allem die Stimmung anheizen.

Wären es die Siebzigerjahre, als rechte und linke Demonstranten sich mit Steinen



BLZ/GERD ENGELSMANN

Aureliana Sorrento ist italienische Journalistin. Sie lebt in Berlin und Rom.

ANALYSE

Merkels Mann für das Konservative

VON JÖRG MICHEL

Aus Sicht von Angela Merkel gibt es viele Agute Gründe, ausgerechnet Günther Oettinger in die EU-Kommission zu schicken. Der Noch-Ministerpräsident von Baden-Württemberg versteht halbwegs etwas von Wirtschaft, was man seit dem Rückzug von Friedrich Merz nur noch von wenigen CDU-Politikern sagen kann. Oettinger ist hinreichend spröde, um sich quasi geräuschlos im Beamtenapparat der EU einzufügen. Seine Beliebtheitswerte im Ländle sind seit Jahren auf einem Niveau, dass die Kanzlerin den berechtigten Grund zur Annahme hatte, er sei in Brüssel vielleicht besser aufgehoben als in Stuttgart.

Doch das wichtigste Argument für Oettingers Beförderung heißt Stefan Mappus. Der Nordschwarzwälder hat jahrelang an Oettingers Stuhl gesägt und ist seit gestern sein Nachfolger als Chef der Südwest-CDU. Bald wird er ihm auch als Ministerpräsident nachfolgen. Für das Ländle ist das eine Zäsur: Während Oettinger seine Partei modernisieren wollte und sich als großstädtisch-liberal gab, gilt Mappus als barock-konservativ. Wie die CSU befürwortet er ein Betreuungsgeld für Eltern, die ihre Kinder zu Hause erziehen. Er bekennnt sich zur deutschen Leitkultur, fordert einen starken Staat und den Einsatz der Bundeswehr im Inneren. Die Homo-Ehe ist ihm ein Gräuel. Koalitionen mit den Grünen kann er sich anders als sein Vorgänger nur schwer vorstellen. Die schwarz-grünen Sondierungsgespräche Oettingers nach der letzten Landtagswahl hatte Mappus als Chef der mächtigen Landtagsfraktion eigenhändig gestoppt.

Zwar wird sich Mappus als Landesvater weniger ideologisch geben müssen als bislang. Schon, weil in weiten Teilen zwischen Rhein und Donau die Zeit auch nicht stehen geblieben ist. Trotzdem könnte Mappus mittelfristig zum neuen Vorzeige-Konservativen aufsteigen in einer ansonsten weichgespülten Merkel-CDU. Die Kanzlerin, die mit derlei konservativem Eifer inhaltlich an und für sich wenig anfangen kann, verfolgt damit ein klares strategisches Ziel. Sie kann die Volkspartei CDU mit Mappus wieder breiter aufstellen und dem lange verwaisten rechten Flügel wieder ein prominentes Gesicht geben. Mappus könnte Schritt für Schritt sogar zu einer Art Franz-Josef-Strauß light aufgebaut werden.

Damit versucht die CDU-Vorsitzende, jene konservativen Wähler wieder für die Partei zu gewinnen, die wegen der gesellschaftspolitischen Reformagenda von der Leyens oder Röttgens oft zu Hause geblieben sind. Bei der Bundestagswahl erreichte die Südwest-CDU eines ihrer schlechtesten Wahlergebnisse. Südlich des Mains konnten viele CDUler mit Ideen wie den Vätermönaten oder dem Krippenaußbau wenig anfangen. Von dem hemdsärmeligen Haudegen Mappus sind vergleichbare Experimente dagegen kaum zu erwarten.

Also spielt die Kanzlerin ein Doppelspiel. Während sie in Berlin an ihrer betont liberal-pragmatischen Politik festhält, lässt sie am fernen Bodensee, auf der Schwäbischen Alb oder im Hotzenwald die konservativen Hardliner gewähren. Parteiinterne Konkurrenz durch Mappus muss sie auf absehbare Zeit trotzdem nicht fürchten. Denn der 43-Jährige dürfte erstmal damit beschäftigt sein, seine eigene Machtbasis zu festigen und beim Wahlvolk bekannt zu werden. Umfragen zufolge kennt immerhin die Hälfte der Baden-Württemberger ihren künftigen Landesvater noch nicht oder kann ihn nicht einschätzen. Solche Männer kommen Angela Merkel gerade recht.